

Helmut Martens

# **Dass es kein Ende nimmt**

**Erzählungen Gedichte und ein Essay im Angesicht der Herausforderungen unserer Zeit**

*Die Haltung der Aufklärung war von Anfang an die Opposition, der Kampf gegen allzu bequeme Geschichten. Dieses Engagement ist heute wichtiger denn je, denn die bunten Scheinwelten werden mit immer größerer Effizienz in die Hirne von Primaten gepumpt, die von der Evolution darauf nicht vorbereitet wurden und damit heillos überfordert und übersättigt sind — in unsere Hirne. Diese Geschichten können religiös sein oder nationalistisch, aber sie können auch um freie Märkte gehen, um liberale Werte, um ewiges Wachstum oder ein Leben nach dem Tod, um folgenlosen Konsum, die Vorsehung, ewigen Fortschritt oder die Erlösung.(...)*

*Politischer und unmittelbarer ist die Aushöhlung der Freiheit auch ein Zeichen von Ernüchterung und Enttäuschung. Die Welt, wie sie uns versprochen wurde, die Welt des ewigen Wachstums, des Wohlstands, der unbegrenzten Freiheiten ist durch ein Szenario der ökologischen Katastrophe und ökonomischen Stagnation abgelöst worden, durch Krieg und Existenzielle Bedrohung und, schlimmer noch, einen schlechten Geruch nach moralischer Verantwortlichkeit, der häufig als Aggression wahrgenommen wird.*

*Philipp Blom*

*Wir als Menschheit können so viel erreichen, alles so viel besser machen, bevor wir von der Bildfläche verschwinden. Ich glaube an die menschliche Kreativität, an menschliche Empathie, wenn wir es endlich schaffen, uns von den Soziopathen zu trennen, die überall in den Machtpositionen sitzen. Wenn wir es endlich schaffen die Menschen zu überzeugen, von der Schönheit aller Spezies, unserer Erde. Weil Armut, Krieg und Zerstörung die Welt regieren, hat es der Optimismus gerade schwer. Wir sollten also unseren Teil dazu beitragen, das Leben für alle um uns herum zu verbessern, für andere Spezies, andere Menschen, andere Nationen. Das ist unsere Einzige Chance, nicht an uns selbst zu verzweifeln. Lasst uns wenigstens unsere Auslöschung gut designen.*

*Paola Antonelli, Chefdesignerin des MoMA NewYork*

## **Inhalt**

<b>Vorbemerkung</b>	<b>4</b>
<b>Wenn alles zu zerfallen droht – eine essayistische Einleitung</b>	<b>6</b>
<b>Fast verlorene Träume – und die Härte der Gegenwart</b>	<b>19</b>
Winds of Change	<b>57</b>
<b>Im Labyrinth</b>	<b>58</b>
Projekte	<b>80</b>
<b>Schlafwandler</b>	<b>80</b>
Verzockt	<b>103</b>
<b>Nur Cassandra unter den Trojanern?</b>	<b>104</b>
Apokalypse now – oder <i>Prometheus in der Hölle</i>	124
<b>Dass es kein Ende nimmt</b>	<b>125</b>
Dialektik der Aufklärung	136
<b>Stets gefährdet weiter unterwegs</b>	<b>137</b>
Unbeschwert	142
<b>Die Zeiten ändern sich</b>	<b>144</b>
<b>In der Einleitung und dem Essay verwendete Literatur</b>	<b>156</b>

## Vorbemerkung

Ich blicke zurück auf fünfundsiebzig Jahre meines Lebens. Geboren wurde ich zur richtigen Zeit, am richtigen Ort. In der Mitte Europas. Meine Elterngeneration lebte im Gefühl, dass es weitergehen wird – nach den Verwüstungen in den Jahrzehnten zuvor. Es wurde nicht nur eine kurze Atempause auf einem verdammt Schlachtfeld – jedenfalls in Europa. Doch die Verhältnisse lasteten bleiern auf den Menschen. Ich suchte meinen Platz in einer vaterlosen Gesellschaft – und, sehr früh, auch Familie. Häusliches Umfeld und Schule gaben mir kaum Impulse. Ich fügte mich ein, fand meine Nischen, wartete auf das Leben, das danach endlich richtig beginnen würde. Es begann. Ich musste aus meinen Nischen heraus. Die Welt um mich herum wurde mir anstößig. Ich begann mich ernstlich umzusehen. Ich beschloss auszubrechen. Ich brach auf – nach 1968, in die wilden 70er Jahre hinein.

Auf einen Schlag schien es zwingend notwendig, und möglich, diese Welt auf den Kopf, also auf den Gedanken zu stellen, auf die Ideen der Aufklärung. Während meines Studiums lernte ich darüber einiges, aber bei weitem nicht alles, was ich hätte wissen sollen. Gerade einmal fünfundzwanzig Jahre nach dem Ende der ‚Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts‘ lag es noch nahe, und schien es richtig, an die Traditionen der alten vergangenen Arbeiterbewegung anzuknüpfen. Auch deren Wurzeln lagen schließlich in der europäischen Aufklärung. Die wilden siebziger Jahre waren politisch herausfordernd. Meine neu entflammte Leidenschaft für die Literatur – ganz im Kontrast zur Ödnis meiner Schulzeit mit ihren Pflichtlektüren – musste da zurückstehen. Ich warf mich auf die Sozial- und Politikwissenschaften. Mir bot sich, wie ich fand, die einmalige Chance, wissenschaftliches Erkenntnisinteresse und politisches Engagement ganz eng mit einander zu verknüpfen. Ich wurde empirischer Arbeitsforscher und stets arbeitspolitisch engagierter Intellektueller. Es gab Ent-Täuschungen und wiederholte Neuaufbrüche. Ich denke, ich bin mehrfach erfolgreich gescheitert und neu aufgebrochen – beruflich, arbeitspolitisch, in meinen beruflichen Beziehungen, aber auch in meinem privaten Lebensbereich. Nach Jahrzehnten anwendungs- und politiknaher Forschung war ich durchaus ernüchert. Am Ende meiner Erwerbstätigkeit bin ich - lesend und zunehmend auch selbst schreibend - zu meinen literarischen Leidenschaften zurückgekehrt. Sehr intensiv habe ich mich zudem erneut mit den philosophischen Grundlagen meines aufklärerischen Denkens befasst.

Der vorliegende Band beginnt mit einer literarischen, etwas essayistischen Einleitung und endet mit einem abschließenden literarischen Essay. Seinen Kern aber machen sechs Erzählungen aus, von denen die fünfte diesem Buch seinen Titel gibt. Den verschiedenen Prosatexten habe ich jeweils ein passendes Gedicht ‚angehängt‘. Immer noch und immer wieder geht es um Orientierungssuche, um Aufklärung in zunehmend dunkler werdenden Zeiten. Ich habe stets den politisch Handelnden wissenschaftlich zuzuarbeiten versucht – über die Zeit meiner Erwerbsarbeit hinaus. Ich war nie wirklich, also stetig und professionell, selbst politisch Handelnder. Als literarisch schreibender bin ich dies nun weniger denn je. Ich bleibe aber ein politisch engagierter Intellektueller. Ich sehe, wie die Zeiten dunkler werden. Jeder naive Optimismus liegt mir fern. Doch ich mühe mich, gegen alle Gründe für eine anwachsende

Skepsis an, immer noch vorhandenen Chancen für eine Verbesserung unserer Lage klarer sichtbar zu machen. Zu diesem Zweck gestalte ich, nunmehr literarisch, meinen Blick auf unsere Welt. Ich baue weiter auf die Kraft des Wortes, auf die es in der Politik so sehr ankommt. Ich setze weiterhin darauf, dass wir, zusammenhandelnd, die Verhältnisse immerhin bessern können, dass das, was ich nun literarisch schreibe, nicht ganz folgenlos bleiben wird.

Helmut Martens, Dortmund, im Herbst 2024

*Das, was in vielen Philosophiebüchern »Die Aufklärung« heißt, ist eine Erfindung des 19. Jahrhunderts, ein klebriges historisches Konfekt, halb Geschichte, halb Propaganda. Ich verwende das Wort, weil es auf Debatten, Argumente und Ideen verweist, die vor drei Jahrhunderten die Welt veränderten, bevor diese Debatten von Historikern »bereinigt« und eine radikal zurechtgestutzte Aufklärung im Singular kanonisiert wurde. Die ungereinigte Aufklärung ist viel kreativer, reicher, mutiger und radikaler, als die meisten historischen Darstellungen vermuten lassen. Diese Energie hat ihr Potenzial für Transformation, vor allem aber für intellektuelle Klarheit nicht verloren. (...) Die Aufklärung ist dazu da, den Blick nach draußen zu öffnen, in die sogenannte Wirklichkeit. Auch wenn die niemand sehen will. Gerade dann.*

*Philipp Blom*

## **Wenn alles zu zerfallen droht – eine essayistische Einleitung**

### **I.**

Die Erzählungen in diesem Band handeln davon, wie Zugehörige meiner Generation ihre Welt nach dem Ende des zweiten Weltkrieges erlebt und dann verarbeitet haben. Es geht um ihre Aufbrüche nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts, ihre Vorstellungen die Welt zu verbessern und die Ergebnisse ihrer Anstrengungen, denen sie sich heute gegenübersehen. Insgesamt habe ich dazu sechs Erzählungen unter dem Titel *Dass es kein Ende nimmt* zusammengestellt. Geschrieben habe ich sie alle in der Zeit vom November 2023 bis zum Oktober des folgenden Jahres. Den Abschluss der Erzählungen bildet ein Stück Kurzprosa. Anders als in vorausgegangenen, längeren Erzählungen ist diese abschließende Text in Ich-Form geschrieben. Hier geht es wirklich um einen neuerlichen persönlichen Neuaufbruch – so etwa zu der Zeit, zu der ich mit der Arbeit an diesem Erzählband begonnen habe. Aber man weiß ja, Schriftsteller erfinden literarische Figuren in einer eigenen Welt, die sie gestalten, schreiben aber auch immer über sich selbst. In diesem einen Fall tue ich das also gänzlich unverstellt. Zu den jeweiligen Themenschwerpunkten passend habe ich an jede meiner Erzählungen ein Gedicht angefügt. Damit werfe ich jeweils abschließend noch einmal einen ‚verdichteten‘ Blick auf deren jeweiliges Thema. Eingerahmt ist das alles durch eine eher essayistische Einleitung und einen literarischer Essay zum Schluss.

*Fast verlorene Träume – und die Härte der Gegenwart* handelt von einem 68er, der zusammen mit seinem Sohn, der der TINA-Generation zuzurechnen wäre, eine Italienreise unternimmt. Es geht ihm darum frühen eigenen Aufbruchserfahrungen nachzuspüren. Sie sind mit dem Sehnsuchtsland Vieler während der 1970er und 1980er Jahre eng verknüpft. Die hofft er dem Jüngeren ein wenig vermitteln zu können.

*Im Labyrinth* ist die Geschichte vom ‚erfolgreichen Scheitern‘ einer Gruppe von Arbeitsforschern, die in den ‚wildem siebziger Jahren gemeint haben, mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit weitreichende politische Impulse auslösen zu können. Am Ende müssen sie bemerken, dass sie sich in einem selbstgeschaffenen Labyrinth verirrt

haben. In der Erzählung geht es nicht zuletzt um die Frage, wie das geschehen konnte, ob es vermeidbar gewesen wäre, was daraus vielleicht zu lernen ist.

*Schlafwandler* berichtet von vier alt gewordenen Akademikern. Sie haben sich alle auf ihre Weise eingerichtet. Alle paar Wochen treffen sie sich zu einer Doppelkopfrunde. Sie denken, dass sie ihre Welt in ähnlicher, ernüchterter Weise beurteilen, vermeiden aber bei ihren Treffen ernsthafte Gespräche darüber. Dieser oberflächliche Firnis einer gewissen Selbstzufriedenheit und vermuteter sehr ähnlicher Vorstellungen von ihrer Welt bricht an einem Abend unvermittelt auf. Das führt zu einer Konstellation, die ein wenig an den ‚Gott des Gemetzels‘ erinnern könnte. Jedenfalls habe ich mich davon anregen lassen. Am Ende stehen meine vier Protagonisten ein wenig ratlos da.

*Nur Cassandra unter den Trojanern* berichtet von einem altgewordenen intellektuellen – dem, der schon in der zweiten Erzählung aufgetaucht ist. Er ist mit einigen Selbstzweifeln dabei, von seiner früheren beruflichen Arbeit und seinem intellektuellem Engagement zum eher philosophischen und literarischen Schreiben überzugehen. In Auseinandersetzung mit einigen ihm wichtigen Philosophen und Schriftstellern denkt er – gewissermaßen zwischen Tag und Traum - skeptisch darüber nach, ob und wie er so vielleicht doch immer noch eine kleine Chance zu einer Art eingreifendem Denken haben mag. Er sieht sich mit den ihm gesetzten Grenzen konfrontiert, will aber sein intellektuelles Engagement nicht aufgeben.

*Dass es kein Ende nimmt* ist eine kurze, für den Band titelgebende Erzählung. Komprimiert auf ca. 24 Stunden an einem Jahreswechsel geht es um Rückblicke und Perspektiven angesichts der großen Herausforderungen unserer Zeit – individuell wie auch gesellschaftlich.

In dem abschließenden Essay greife ich nach dem letzten kurzen Prosastück *Stets gefährdet weiter unterwegs*, die in dieser Einleitung gleich folgenden knappen philosophisch-literarischen Überlegungen noch einmal auf. Wieder, nun ein Jahr später, ist es der Jahreswechsel in zunehmend finsternen Zeiten, der mir Anlass gibt, darüber nachzudenken, dass sich die Zeiten ändern und wie damit umzugehen ist. Ich hoffe, in der literarischen Kunstform des Essay einen weiteren Weg gefunden zu haben, eher ‚schwere Kost‘, für Leser leichter verdaulich gemacht zu haben, die mit wissenschaftlichen oder philosophische Abhandlungen weniger anfangen können. Im Hinblick auf die zunehmend unübersehbaren multiplen Krisenentwicklungen und darunter vor allem die menschengemachten ökologischen Krisendrohungen sind entsprechende Zugänge zu unserer Welt mir unverzichtbar. Aber diese essayistische Einleitung und die literarische Kunstform des Essays am Schluss mit ihren jeweiligen literarischen Ausgangspunkten und meiner eigenen literarischen Gestaltung dessen, was mich da berührt, müssen keineswegs oberflächlicher sein.

Es gibt in unseren zunehmend finsternen Zeiten Stimmen, auf die man hören sollte. Der zeitgenössische Philosoph und Historiker Philipp Blom etwa, der *die vergessene Aufklärung*, also insbesondere das Denken ihres radikalsten Kopfes, Denis Diderot,

in einem flammenden Buch in Erinnerung gerufen hat, äußert sich zu unserer gegenwärtigen Lage in einem weiteren Buch, einige Jahre später bemerkenswert pessimistisch, denkt in seinen weiteren Veröffentlichungen und in seinem Podcast *Blomcast* dann aber auch wieder darüber nach, *Was auf dem Spiel steht*, will das Bewusstsein seiner Zuhörer dafür schärfen, dass es darauf ankommt, und dass es immer noch möglich ist, in dieses Spiel einzugreifen.

In *Die Welt aus den Angeln* klingt das etwas anders. Es geht ihm darin um die *Kleine Eiszeit* vom Ende des 16. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts als Folie für unsere heutige vom Klimawandel bedrohte Welt. Diese kleine Eiszeit ist ihm zufolge durch einen Temperaturrückgang um bis zu vier Grad gegenüber einer im späten Mittelalter um ca. zwei Grad (Weinanbau in Norwegen!) deutlich höheren Durchschnittstemperatur im Vergleich zu heute gekennzeichnet. Einem Artikel bei Wikipedia zufolge ist von etwas niedrigeren Schwankungen auszugehen, deren Ursachen nicht hinreichend geklärt sind. Genannt werden u. a.: eine geringere Sonnenaktivität, sehr große Vulkanausbrüche, Veränderungen der großen Meeresströmungen. Blom interessiert die gesellschaftlichen Folgen. Sie veranlassen ihn zu einem gänzlich illusionslosen und wenig hoffnungsvollen Bild der Gegenwart. Er greift dazu auf die *Bienenfabel* des niederländischen Arztes und Sozialtheoretikers Bernard Mandeville (1670 bis 1733) zurück, den Friedrich August von Hayek, Vordenker der in den vergangenen Jahrzehnten überaus erfolgreichen neoliberalen ökonomischen Schule, der Chicago Boys, sehr geschätzt hat. Man findet bei solchen neoliberalen Vordenkern keine Kraft mehr zum träumen. Wer aber, möchte man dann mit Oskar Negt dagegen halten, *keine Kraft zum Träumen hat, der hat auch keine Kraft zum Erkennen und zum Kämpfen*.

Mandevilles Schluss war seinerzeit folgerichtig ganz anders vom vertrauensvollen Einfügen in die soziale Wirklichkeit geprägt, die er durchaus nüchtern vor sich gesehen hat: *Stolz, Luxus und Betrugerei / Muss sein, damit ein Volk gedeih*, heißt es bei ihm. Er hat mithin das Bild des *individuellen Eigennutzes, der Emsigkeiten und Brutalitäten* als Grundlage des Aufstiegs der Moderne gezeichnet. Hayek oder der konservative Soziologe Niklas Luhmann haben daraus das Bild einer nie endenden Gegenwart gemacht. Im Epilog von Bloms Buch hingegen heißt es, an die Bienenfabel von Mandeville anknüpfend:

*Im Bienenstock beginnt das Wachs zu schmelzen. Die Tierchen bemerken es, sind beunruhigt, fliegen schneller, schaffen mehr herbei, vermehren sich weiter, bauen neue Mauern, verteidigen sich gegen Eindringlinge, summen wütend umeinander herum. Das Schwirren von abermillionen Flügeln erhitzt die Luft. Die Bienen wissen, dass all dies nicht von Dauer ist, aber sie wollen mehr, sie sind Bienen, sie können nicht anders. Bald wird der Bienenstock unbewohnbar sein und sie werden übereinander herfallen. ein ganzes Volk im nihilistischen Überlebenskampf. Der Imker kommt nicht, wenn sie auf ihn hoffen. Sie arbeiten an ihrem Untergang. Sie sind Bienen, sie können nicht anders.*

Das ist wirklich gänzlich Illusionslos. Den Schranken unseres Erkenntnisvermögens und der Endlichkeit unserer Existenz, als Einzelne wie als Gattungswesen, wird ins Auge geblickt. Der Folgerichtigkeit des von uns eingeschlagenen Weges wird nicht ausgewichen. Von der Ambivalenz und Offenheit, die gleichwohl in all dem verborgen liegt, von den Träumen, die wir sehr wohl hegen können, von all dem, das das Denken der radikalsten Köpfe der europäischen Aufklärung kennzeichnet – unbeschadet aller begründeten Skepsis – scheint da nichts mehr zu finden zu sein. Das denkt man gleichermaßen beim ersten Hören von Bloms Analyse des *Zusammenbruch(s) des liberalen Projekts* unserer Moderne, die auf seinem Podcast zu finden ist. Aber beim genaueren Zuhören und weiterem Nachdenken bleibt bei ihm immer noch die Option, an den Ideen der radikalen Aufklärung festzuhalten und weiter nach Wegen aus den wachsenden Widersprüchen unserer Gegenwart zu suchen – unbeschadet aller begründeten Skepsis. In seinem jüngsten Buch schließlich *Aufklärung in Zeiten der Verdunkelung* kommt er auf sie zurück, als stets neue Opposition gegen allzu bequeme Geschichten unserer sozialen Wirklichkeit - und er ermutigt dazu, *den Blick nach draußen zu öffnen, in die sogenannte Wirklichkeit. Auch wenn die niemand sehen will. Gerade dann.*

In meinen Erzählungen und Essays geht es um Formen literarischer Gestaltung einer Welt für deren Verständnis solches philosophisch weiter aufklärendes Denken unverzichtbar ist – im Sinne des Zitats, welches ich dieser Einleitung vorangestellt habe. Es geht dann um Blicke zurück und zugleich auch weiter nach vorn. Dorthin blicken vor allem die Jüngeren unter uns. Wie immer „stehen sie am gleichen Ufer, wie Albert Camus das formuliert hat, an dem die älteren meiner Generation auch einmal gestanden haben. Ich habe mich dazu entschieden, Aspekte dieses Blickwinkels soweit möglich in meinen Erzählungen stark zu machen. Man mag mir als schon älterem Autor aber nachsehen, dass ich immer wieder auch Blicke zurück werfe. So ist das auch mit den Reflexionen, die sich vor Anfang des Jahres 2024, als ich mit den Erzählungen für diesen Band begonnen haben, nicht nur mir aufgedrängt haben.

## II.

Jahreswechsel 2023/24, zunehmend finstere Zeiten. Die Kommentatoren der großen Tageszeitungen versuchen, dem mit nüchternen Analysen beizukommen, mit Kommentaren zu *Extremwetter und Klimakrise*, zu der fortschreitenden Spaltung unserer Gesellschaft, zur *Champagnerbar im KADEWE* und dem unbesorgten Prozent der Bevölkerung, dem man dort begegnen kann, zu *Putins Krieg und zu dem im nahen Osten*, zum weiter drohenden *Trumpismus*, den machtbesessenen Psychopathen, die uns an all diesen Orten begegnen – die aber leider eben nicht nur Psychopathen sind, sondern zugleich machtbesessene Pragmatiker, die allererst und rücksichtslos ihre eigenen Interessen verfolgen und sie dazu noch zu allgemeinen erklären. Sie weisen sicherlich psychopathische Züge auf, leiden aber eben doch nicht unter völligem Realitätsverlust, und das macht sie wirklich gefährlich. Oder man begegnet jenen, die redlich und besonnen dieses Elend der Welt in Grenzen zu halten suchen,

es mindestens ein wenig zähmen wollen – von denen aber allzu viele eine veränderte soziale und politische Wirklichkeit kaum angemessen zur Kenntnis nehmen. So kommt man ins Grübeln über ihr Elend, also zum Beispiel das *der Ampel*. Man kann aber auch einmal mehr neu über die eigenen frühen Jahre nachdenken - zum Beispiel wenn man ihnen bei der Lektüre eines *Interviews mit Joan Baez* begegnet. So gewinnt man die Chance auf ein wenig Rückblick auf in Wahrheit nie wirklich glückliche Zeiten - persönlich für sich selbst und ebenso wenig für sie, die damals eine Ikone gewesen ist.

Schließlich begegnen einem bei der Zeitungslektüre in Kommentaren zu unserer gegenwärtigen Lage die Versuche, doch immer noch etwas Zuversicht zu verbreiten. *Freiheit. Wenn wir es wollen*, ist ein solcher Kommentar. Joachim Kläppner erinnert darin an ein Gedicht, das mehr als einhundert Jahre alt ist. Ich lese: *Wenige Gedichte haben das Gefühl einer sich verdichtenden, jeden Mut erstickenden Krise so eindrucksvoll ausgedrückt, wie „The Second Coming“ des großen irischen Literaten William Butler Yeates: „Things fall apart, the center cannot hold“. Alles zerfällt, das Zentrum kann nicht standhalten. Schiere Anarchie wird losgelassen auf die Welt. Und gegen Ende dieses Kommentars finde ich die beiden letzten Zeilen der ersten der drei Strophen von Yeates Gedicht: Den Besten fehlt jede Überzeugung / die Schlimmsten sind von der Kraft der Leidenschaft erfüllt. Man selbst, philosophisch an einer radikalen Herrschaftskritik orientiert, würde vielleicht eher von Chaos als von Anarchie sprechen. Sonst aber entdeckt man leider viel Hellsichtigkeit in diesem Gedicht.*

Ein Freund und Kollege, der 2022 leider verstorbene Richard Croucher, hat mir 2004 einen Band mit Gedichten von Yeates geschenkt. Damals haben wir vergeblich versucht, als Soziologen und politisch engagierte Intellektuelle gemeinsam ein Forschungsprojekt zustande zu bringen. Es ist Teil meines letzten großen wissenschaftlichen Neuanlaufs im Geist der eigenen frühen Aufbruchsjahre nach 1968 gewesen. Immer noch ganz ungebrochen, wollten wir in einem deutsch-britischen Vergleich Ansätzen zuarbeiten, die, so dachten wir, eine demokratische Erneuerung in beiden Ländern und in Europa hätten voranbringen können. Im Fokus unseres Interesses standen Ansätze zu einer neuen Politik der Arbeit in einer neuen Zeit. Wir erhofften uns Impulse für einen neuen Demokratisierungsschritt von Arbeit, Wirtschaft und Gesellschaft. Richard hat zur gleichen Zeit dem Aufbau neuer gewerkschaftlicher Strukturen in einigen osteuropäischen Ländern zuzuarbeiten versucht. Ich habe mich hier in Deutschland im „Forum Neue Politik der Arbeit“ engagiert. Wir sahen uns noch, oder wieder einmal, als Teil eines gesellschaftlichen Aufbruchs.

Den tatsächlich längst einmal mehr losgelassenen Verzehrungsprozess, so Hannah Arendt, der, dagegen gerichtet, mit dem neoliberalen Projekt unserer Eliten gerade wieder Fahrt aufgenommen hatte und sich weiter beschleunigte, sahen wir damals nicht hinreichend scharf. Wie die Handlungen der Menschen sich für sie in anderen Handlungen verloren, wie über sie in unerwarteter alt-neuer Form Drohungen zurückkehrten, von denen wir meinten, sie längst hinter uns gelassen zu haben, das

entging uns noch allzu sehr. *The Second Coming*, 1919 von dem späteren Nobelpreisträger Yeates unter dem Eindruck des Weltkrieges und der danach eskalierenden Gewalt in Irland geschrieben und 1921 veröffentlicht, ist in dem Band enthalten, den Richard mir damals geschenkt hat.

Yeates ist mit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zunehmend zu einem Dichter geworden, der den Übergang in die Moderne literarisch in beeindruckender Weise gestaltet hat. Die eher esoterisch-mystischen Ausgangspunkte, die sich in seinem späteren irgendwie geschichtsphilosophisch eingefärbten Weltbild immer noch geltend machen, mit denen er seinerzeit die Öffentlichkeit in seinem mystischen Testament „The Vision“ verschreckt haben mag, finden in seiner reifen Lyrik kaum Niederschlag. Dass er für jene Generation von Dichtern steht, die den epochalen Umbruch der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg eindrucksvoll gestaltet haben, ist 2004 für mich noch kein Thema gewesen. Ich hatte zwar neu damit begonnen, selbst Lyrik zu schreiben, aber ich war doch noch ganz Wissenschaftler.

Yeates literarischen Auseinandersetzungen mit den Herausforderungen seiner Zeit - und ebenso denen anderer Schriftsteller danach, bis heute hin - habe ich mich erst deutlich später von neuem intensiv zugewandt. In den letzten Jahren habe ich das zunehmend literarisch schreibend versucht. Richard hat seinerzeit mit seinem Buchgeschenk auf einen ersten, frühen Gedichtband von mir reagiert. Er hat zugleich betont, dass Yeates für das kulturelle Aufblühen Irlands zu Beginn des 20. Jahrhunderts zentral gewesen sei, sich für den irischen Nationalismus engagiert und auch Respekt bei den damaligen irischen Gewerkschaftern gefunden habe - unbeschadet mancher Distanz strenggläubiger Katholiken angesichts eines Lebenswandels, desentwegen sie ihn eher einer ihnen suspekten Bohème zurechneten. In Sachen Irland sei er politisch engagiert gewesen, habe sogar als Senator im Parlament gesessen und für ein modernes Scheidungsrecht gekämpft.

Letztlich aber lief für den Dichter Yeates die Geschichte auf die Apokalypse zu. Vielleicht war er in dieser Eigenschaft sogar eher ein elitärer Verächter seiner Gegenwart. Alles Materialistische, Rationalistische - auch die Dubliner Kaufleute - war ihm zuwider. Sein Gedicht *The Second Coming* ist zu recht berühmt. Die Erläuterungen dazu, die ich in meiner englischsprachigen Ausgabe finde - Voraussage des second comings bei Matthäus 24, Ende der beiden christlich geprägten Jahrtausende, Beginn der Apokalypse - mögen ihn und sein Werk angemessen interpretieren, zeigen für mich aber vor allem einen noch sehr engen eurozentristischen Blick. Gewisse Parallelen kann man in ähnlicher Weise zur gleichen Zeit bei Franz Kafka finden - und bei so manchen anderen -, bei Kafka allerdings auch aus der langen Tradition jüdischen Denkens heraus, also an der Schnittlinie zwischen Orient und Okzident - und zugleich, und im Unterschied zu Yeates, mit aller nur denkbaren Distanz zum eingreifenden politischen Handeln. Den tiefen Umbruch nach dem ersten Weltkrieg hat er auf seine Weise aber gleichermaßen literarisch beeindruckend verarbeitet. Seine Erzählungen und Romanfragmente konfrontieren uns ‚kafkaesk‘ mit einer Welt, die aus den Fugen gerät, ver-rückt und schier undurchschaubar ist. Doch Kafka woll-

te sich konsequent aus den praktischen Kämpfen und politischen Auseinandersetzungen seiner Zeit heraushalten - *hinausspringen aus der Totschlägerreihe, Tat-Beobachtung* heißt es in seinem Tagebuch. Die Erschütterung der vermeintlich zuvor noch fest gefügten Ordnung in der Folge des ersten Weltkriegs hat mich selbst wenige Wochen zuvor bei meiner durch das Kafka-Jahr 2024 angeregten Auseinandersetzung mit dessen Leben und Werk beschäftigt. In einem kleinen Essay hat das seinen Niederschlag gefunden.

Als ich eine erste Erzählung geschrieben und dabei Überlegungen zu diesem Band angestellt habe, habe ich William Butler Yeates Gedicht nach meiner Lektüre des erwähnten Zeitungskommentars zum Jahreswechsel neu gelesen und dann den Versuch einer Nachdichtung unternommen:

**Wiederkunft** // *Im Wirbel kreisend der sich rasend weitet / hört der Falke den Falkner länger nicht / alles zerfällt keiner hält das Zentrum noch / bloßes Chaos losgelassen auf die Welt / Gezeiten dunkel-blutig steigend darin / versinkt der Unschuld fromme Feier / von nichts mehr überzeugt die Besten getrieben / vom Feuer ihrer Leidenschaft die Schlimmsten // Gewiss das zieht den Schleier fort / eine Wiederkunft steht mir vor Augen / schwer herausgebrachtes Wort das Wiederkunft / das weite Bild vom Geist der Welt trübt / meinen Blick im Wüstensand der Schatten / eines Löwenleibes mit einem Menschenkopf / starrer mitleidloser Blick der Sonne gleich // Rührt müde seine Schenkel während über ihm / die Schatten der verlassenen Vögel taumeln / erneut sinkt Dunkelheit herab doch nun weiß ich / zwanzig Jahrhunderte steinernen Schlafs verkehrt / zum Albtraum vom Schaukeln seiner Wiege / und welcher grober Bestie Stunde naht die nun / schlurft hin nach Bethlehem zu ihrer Wiederkunft*

Yeates Gedicht hat mich gepackt – anders als die Romanfragmente Kafkas. Einmal mehr habe ich bemerkt, dass ich als Schriftsteller wohl allererst Lyriker bin. Seine Dichtung bringt höchst prägnant ein Zeitgefühl zum Ausdruck, das einen auch heute beschleichen kann. Und dann versucht man eben gegen die zugrundeliegende Wirklichkeit finsterer werdender Zeiten literarisch anzuschreiben – in meinem Fall vor allem in Form von Lyrik, zuletzt aber auch zunehmend mittels kürzerer Prosatexte. Im Sinne der Worte, die Alexander Kluge für solches literarische Schreiben gefunden hat, tut man dies wohl in dem *vermessene(n) Glaube(n), dass jedes Gramm, das die Poesie in die Waagschale legt, (...) Zentner von irre werdender Realität, oder die Erde umkreisenden Zufallswolken aufwiegen.*

Dieser *vermessene Glaube* gründet freilich in einem freien philosophischen Denken, das fest in dem der europäischen Aufklärung wurzelt. Von Denis Diderot, dem wohl radikalstem Kopf der Französischen Aufklärung ausgehend bis hin zu Helmuth Plessner, Albert Camus, Hannah Arendt, Hans Magnus Enzensberger, Philipp Blom und einigen weiteren bleibt solches Denken für mich orientierend. Aber ich weiß auch: ich muss selbst weiter denken, mit den Genannten, zugleich aber auch gegen sie. Es gibt in unseren zunehmend finsternen Zeiten Stimmen, auf die man hören sollte. Philipp Blom etwa, der *die vergessene Aufklärung*, also insbesondere das Denken

ihres radikalsten Kopfes, Denis Diderot, in einem flammenden Buch in Erinnerung gerufen hat. Er äußert sich einige Jahre später, in dem nächsten seiner darauf folgenden drei Bücher bemerkenswert pessimistisch, denkt in seinen weiteren Veröffentlichungen und in seinem Podcast *Blomcast* dann aber auch wieder darüber nach, *Was auf dem Spiel steht*. Er will das Bewusstsein seiner Zuhörer dafür schärfen, dass es darauf ankommt, und dass es immer noch möglich ist, in dieses Spiel einzugreifen.

Man könnte, angeregt durch das Gedicht von Yeates, auch an ein anderes mit dem Titel *Der Wissende* erinnert werden. Christian Morgenstern, den wir alle eher aus unserer Kindheit mit seinem Schlaflied *Der Mond ist aufgegangen* kennen, hat es geschrieben – wohl auch im Blick auf die großen Umbrüche, die mit der Katastrophe des Ersten Weltkrieges kamen. Ein anderer Freund hat es mir im letzten Jahr ohne nähere Quellenangabe zugemailt. Auch Morgenstern verwendet, wie Yeates, das Bild der Sphinx. Sein Gedicht ist schön und sehr desillusioniert. Aber er ist auch einer, der weiß, dass man das Spiel klug und kühn fortspielen muss.

*Der Wissende // Wer einmal frei / vom großen Wahn / ins leere Aug / der Sphinx geblickt // vergißt den Ernst / verachtet stumm / des Irdischen / der Erde Weh, // aus Überernst / der Erde Lust, / und lächelt nur / und lächelt nur. // Ein Spiel bedünkt / ihm nun die Welt, / ein Spiel er selbst / und all sein Tun. // Wohl läßt er's nicht / und spielt es fort / und treibt es zart / und klug und kühn // - doch lüftet ihr / die Maske ihm: / er blickt euch an / und lächelt nur. // Wer einmal frei / vom großen Wahn / ins leere Aug / der Sphinx geblickt // verachtet stumm / der Erde Weh, / der Erde Lust / und lächelt nur.*

Gegen die wenig ermutigenden Aussichten an, die sich zu Beginn des Jahres 2024 jedem auch nur halbwegs scharfen analytischen Blick bieten, halte ich in dieser Vorbemerkung daran fest, sagen wir in „Camusianischer Haltung“, dass es keine Alternative dazu gibt, immer wieder von Neuem zu versuchen, den Stein den Berg hinauf zurollen.

### III.

Die Umbrucherfahrungen nach 1918, wie sie Yeates oder auch Kafka oder Morgenstern gestaltet haben, habe ich nun knapp umrissen. Ihr Blick ist eurozentristisch geprägt, oder richtiger, er ist geprägt von der Kultur, die an der Schnittstelle von „Abend- und Morgenland“ entstanden ist. Im Folgenden will ich dazu noch einige weiterführende, ein wenig philosophische Überlegungen anstellen.

Hannah Arendt hat nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts geschrieben, dass die *atlantische Zivilisationsgemeinschaft* nun ihre vielleicht letzte Chance habe. Die 1950er Jahre waren aus ihrer Sicht, ganz ähnlich der Camus', die eines noch einmal hoffnungsvollen, wenn auch mühsamen Aufbruchs. Die beiden haben ihn tatkräftig begleitet – und das hieß zugleich mit einer gehörigen Skepsis. All das liegt heute mehr als ein halbes Jahrhundert hinter uns. Arendts hoffnungsvolle Erwartung, dass

ihre Nachgeborenen einmal auf 1968 so zurückblicken könnten, wie ihre Generation auf 1848 – also als auf einen großen Aufbruch, auf den man zurückblicken könnte, nachdem er in einer später darauf folgenden Etappe die Entfaltung des demokratischen Projekts der Moderne spürbar einen deutlichen weiteren Schritt vorangebracht haben würde, hat sich nicht erfüllt. Ob man heute sagen kann noch nicht, erscheint vielen zunehmend zweifelhaft.

Angesichts eines seit der Jahrtausendwende augenscheinlich immer machtvoller heraufziehenden *autoritären Jahrhunderts*, so der kluge Liberale Ralf Dahrendorf 1997, und der zunehmend offenkundigen Krise der nicht wirklich weiter entfalteten westlichen Demokratien lässt sich denen wenig entgegenhalten, die kaum noch Grund für Zuversicht erkennen können. Man erinnert sich eher einiger gelassen skeptischer Worte, die der radikale Französische Aufklärer Denis Diderot schon vor mehr als zweihundertundfünfzig Jahren nach einem der regelmäßigen Gespräche bei den Abendessen im Salon des Baron Paul Henri Thiry d'Holbach in einem seiner Briefe niedergeschrieben hat:

*Ich ging zum Baron dinieren (...) gerieten wir auf das Thema der präexistenten Keime. Wissen Sie was das für Viecher sind? Nun, das sind Sie, das bin ich, das sind alle Menschen, die ineinander verschachtelt sind und waren bis zurück zum Eierstock der Eva und den Hoden des Adam – den ersten Kästchen, aus denen im Laufe der Zeit so viele Dummköpfe hervorgegangen sind, die Verteidiger dieses Systems gar nicht mitgerechnet. (...) Ich blieb schließlich mit dem Baron allein, und wir sprachen über einen sehr bedenkenswerten Einwand: die Hervorbringung der Tiere. Warum produziert die Natur, wenn sie sich erschöpft hat, keine neuen? Mir kamen dazu ein paar gute Einfälle. Ich wies darauf hin, dass ja auch am Himmel Sonnen sich entzünden und andre erlöschen. (...) der unseren kann also das gleiche Schicksal zustoßen! (...) Aber wenn sich die Sonne aufs Neue entzündet, so sehe ich, wie auf unserem Globus wieder die Pflanzen, die Früchte, die Insekten erscheinen, wahrscheinlich auch die Tiere und der Mensch (...) aber nicht so, wie er jetzt ist. Zuerst ein Ich-weiß-nicht was; dann ein andres Ich-weiß-nicht-was; und dann werden wir in mehr als 250 Jahren in einem Brief einer Folge von einigen hundertmillionen Jahren und ebenso vielen Ich-weiß-nicht-was, endlich das zweibeinige Wesen haben, das den Namen Mensch trägt. Alle diese wahren oder falschen Ideen lassen Stunden auf das ergötzlichste verstreichen. Sie erheitern den Freund, mit dem man plaudert.*

Die bösen *Philosophen* haben hier im sie durchaus erheitern den abendlichen Geplauder mal eben die spätere Darwinsche Evolutionstheorie vorweggenommen, und zugleich auch die Überlegungen, die unsere heutige Astrophysik auf ihrer Suche nach der Weltformel umtreiben – gegen damals pseudowissenschaftlich aufgebrezelte Vorstellungen vom ewigen Adam, dessen *präexistente Keime* nach dieser Vorstellung allein entscheidend waren in einer durch und durch herrschaftlich gedachten Welt. Ganz gelassen reflektieren sie die Endlichkeit allen biologischen, also auch des menschlichen (Gattungs)Lebens. Mit ihren Zeitvorstellungen von vielleicht einigen hundertmillionen Jahren mögen sie angesichts dessen, was wir heute

wissen können, deutlich zu kurz liegen. Gegenüber den nicht einmal sechstausend Jahren der Bibel sind sie aber bereits ungeheuer realistisch. Sie fallen mit ihrem Denken geradezu aus ihrer Zeit heraus.

Doch sie wissen sich so mit ihrer Existenz ziemlich realistisch einzuordnen. Und Diderot ist derjenige unter ihnen, der dabei – unbeschadet des Elends der Welt, so wie er es zu seiner Zeit erlebt – auf seine weitere Entfaltung der existenziellen Möglichkeiten seiner Mitmenschen setzt, auch wenn er sich völlig darüber im klaren ist, dass wir Menschen zwar sehr besondere Vernunftwesen sein mögen, dass unserer Vernunft(fähigkeit) aber doch stets die Passion vorausgeht. Er mag es so nicht aufgeschrieben haben, auch nicht in *D’Alameberts Traum*, aber er ist sich dessen bewusst, wie viel wir als naturverbundene und –gebundene Wesen mit anderen Tieren gemein haben, doch er sieht sich der Möglichkeit unserer weiteren Menschwerdung verpflichtet. Der Weg vom Philosophieren dieses vielleicht großartigsten Denkers der frühen, radikalen Aufklärung hin zu denen, die zu Zeiten der Aufbruchsbemühungen nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts in der Tradition der europäischen Aufklärung weiter gedacht haben, ist vorgezeichnet. Sie haben den blendenden Fortschrittsoptimismus des bürgerlichen neunzehnten Jahrhunderts hinter sich gelassen, schöpfen nach den Verheerungen der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts neu Atem und setzen zu ihrer Zeit mit dem Versuch an, ihrer Gegenwart alles zu geben um uns und unsere Lebenswelt immerhin ein wenig menschlicher zu machen.

Es gibt andere, die philosophisch ähnlich scharf denkend, skeptischer sind. Auch Friedrich Nietzsches Gedanken der ewigen Wiederkehr kann man ja in dem obigen Diderot-Zitat angelegt finden. Erkenntnistheoretisch ist das Denken von ihm oder von Arthur Schopenhauer im Übrigen gleichermaßen im deutschen philosophischen Idealismus fundiert, aus dem auch Marxens verzweifelter Versuch hervorgegangen ist, Hegels vermeintliche Vollendung dieser Philosophie nunmehr materialistisch zu erden – und jedenfalls die dialektische Bewegungsform unserer menschlichen Geschichte so kenntlich zu machen. Camus hat dagegen später darauf bestanden, dass man allenfalls von einer Dialektik unseres Denkens sprechen könne, wohingegen entsprechende geschichtsphilosophische Überlegungen bestenfalls als ein Nachklang älterer religiöser Erlösungsvorstellungen angesehen werden müssten. Heute würden wir vielleicht eher sagen, anschließend an den *neuen Realismus* des Philosophen Markus Gabriel, dass uns unser Gehirn als *der Sinn des Denkens* in Stand setzt, Gegenstände und Tatsachen so zu erfassen, wie sie wirklich beschaffen sind, auch wenn es stets irrtumsanfällig ist. Seinen Überlegungen folgend ist es aber immer auch damit beschäftigt, diese Gegenstände und Tatsachen stets in die schier unendlich vielen Sinnfelder einzuordnen, mittels derer wir unserer Lebenswelt und unserer Existenz in ihr ihre Bedeutung(en) zuweisen.

Mit den Ideen der radikalen französischen Aufklärung verknüpfen sich für uns heutige letztlich zwei mögliche Formen des Umgangs. Entweder sehen wir in ihnen ein immer noch *hell flackerndes Irrlicht*, oder aber *wiedergängerische Gespenster*. Von ersterem spricht der Schriftsteller Wolfgang Koeppen in seiner *Amerikafahrt*. Für sei-

ne Zeitgenossen schwer akzeptabel hat er die westdeutsche Nachkriegsordnung im ersten Roman seiner Romantrilogie scharfsichtig als das *Atemholen auf einem verdamnten Schlachtfeld* gestaltet. Ähnlich scharfsichtig hat er ein knappes Jahrzehnt später die Fragilität der amerikanischen Demokratie früh erkannt. Die Ambivalenz des *zweiten Roms*, als imperialer Macht zwischen Republik, Oligarchie und vielleicht Schlimmerem ist ihm nicht entgangen. Gegenüber ihrem Fortschrittsglauben war er skeptisch. Was er unter der strahlenden Oberfläche gesehen hat, hat ihm sehr wohl Angst gemacht. Aus dem Manuskript eines Romans gibt es ein Prosastück mit eben diesem Titel *Angst*. Darin lässt er seine literarische Figur Kaplan das *Zuckerbäckerkapitol den Traum vom großen Rom* träumen (...) *das schon schrecklich genug war*. Beim Blick darauf und auf den nahegelegenen Heldenfriedhof denkt er darüber nach, *wie schön* es angesichts immer neuer Kriege sei, ein alter Mann zu sein. Als Schriftsteller hat Koeppen aber gleichwohl das Märchen vom Machandelbaum im Sinn behalten, in dem am guten Schluss doch alle Knochen wieder heil zusammengefügt werden.

Im Zweiten Fall sehen wir die Ideen der europäischen Aufklärung mit dem Philosophen Frieder O. Wolf vielleicht eher als wiedergängige Gespenster in unseren heutigen Diskursen. Er hat diese Formulierung im Kontext seiner *Radikalen Philosophie* gefunden. Oder wir sehen sie, anschließend an den schon zitierten Philipp Blom, als stetige Aufforderung, Aufklärung immer wieder neu zu denken. In unserer philosophischen, wissenschaftlichen oder auch politischen Praxis sehen wir uns dann damit konfrontiert, dass diese Ideen unser Leben und Denken in immer wieder neu herausfordernder Weise prägen. Letztlich gilt das für uns alle in unserem alltäglichen Leben, in dem jedenfalls so etwas wie Alltagsphilosophien, Versatzstücke verallgemeinerter wissenschaftlicher Erkenntnis und ihre unterschiedlichsten technologischen Anwendungsfelder und politische Meinungen, wie oberflächlich beschaffen auch immer, ihre Rolle spielen. Wir mögen bequem und vielleicht auch denkfaul sein. Wir mögen vielleicht zufrieden damit sein, uns einigermaßen auskömmlich in dieser Welt eingerichtet zu haben. Wir mögen meinen, dass es für die schwierigen Fragen und Lebenslagen schon Spezialisten geben wird, die wir in Anspruch nehmen können und dass es irgendwie schon weitergehen wird. Aber wir werden uns doch immer wieder mit Herausforderungen konfrontiert sehen, in denen es schwer fällt, sich dem selber Denken und Tun zu entziehen. Und dann sehen wir uns plötzlich diesen wiedergängerischen Gespenstern gegenüber.

Vielleicht werden nur sehr wenige unter uns dann so wie Diderot philosophisch über ihr eigenes Leben im Hinblick auf ihre Nachwelt nachdenken und meinen, dass diese *undankbar* wäre, wenn sie ihn *ganz vergessen würde*, da er sich doch *so oft an sie erinnert habe*. Für diesen Philosophen war also, wie sein Biograph Pierre Lepape kommentiert hat, *das Morgen im Heute bereits gegenwärtig*. Die Zeit verging für ihn *nicht von der Vergangenheit her, sondern von der Zukunft ausgehend*. Das entsprach für ihn einem menschlichen Zeitempfinden. In dem aber gibt es keinen gleichförmigen Ablauf, in dem es kommt, wie es kommt, sondern einen gestalteten und

weiter gestaltbaren Raum. Den aber könnten wir, wenn wir von der Zukunft her denken, so gestalten, dass wir und unsere Welt menschlicher werden.

Es gibt heute viele Gründe, dieser Vorstellung, die die Ideen der radikalen Französischen Aufklärung beseelt, skeptisch gegenüberzustehen. Die ökologischen und die sonstigen Katastrophendrohungen haben wir selbst ja erst im Laufe der zwei darauf folgenden Jahrhunderte hervorgebracht. Die sind durch immense wissenschaftliche und technologische Fortschritte geprägt. Sie haben unsere menschliche Lebenswelt tiefgreifend verändert. Erst heute beginnen wir zu begreifen, dass wir mit unserem Traum stetigen Fortschritts, in dem wir uns selbst als Herrscher über die Natur verstehen, offenbar einen *Verzehrungsprozess* losgelassen haben, wie Hannah Arendt geschrieben hat. Man kann davon nahezu täglich in der Zeitung lesen oder im Fernsehen; oder man kann im Internet neueste Katastrophenmeldungen finden. Der Natur, also auch unserer eigenen, auf diesem Planeten eng verbundene Forscher, Beobachter, Filmemacher mögen dann zu tiefer Skepsis neigen, aber auch zu Gelassenheit im Umgang mit ihr. Der Tierfilmer Andreas Kieling etwa sagt am Ende eines Interviews im Frühjahr 2024:

*Man kann Haie nur bedingt mit Menschen vergleichen, Sie mussten sich nicht weiterentwickeln, sie sind seit vielen Millionen von Jahren perfekt. Ich werfe der Menschheit nichts vor. Das Expansive ist unsere Natur. Wir wären in der modernen Evolution nicht so schnell so weit gekommen, wenn wir nicht so aggressiv in unserem Verhalten wären. Aus biologischer Sicht ist unsere Überheblichkeit sogar nachvollziehbar, denn wir sind die intelligenteste und erfolgreichste Spezies dieses Planeten. Trotzdem tun wir alles dafür, um uns selbst zu vernichten. Wir wissen dass es so ist, und schaffen es trotzdem nicht, darauf zu verzichten.*

Er sieht uns also, wie Blom in einem seiner Bücher, auf dem Weg zu unserer Selbstzerstörung; und er kann dafür gute Gründe nennen. Aber er weiß auch, dass dies eine *biologische Sicht* ist. Er ist in seinem ganzen Lebensgefühl, möchte man sagen, zutiefst naturverbunden – und er hat sein Leben entsprechend gestaltet. Für einen wie ihn, kann *ein Tier, das zu einem hält, der wichtigste Begleiter für einen Menschen werden*. Arthur Schopenhauer und sein Pudel könnten einem sofort in den Sinn kommen. Kieling erinnert uns also daran, wie sehr wir alle naturverbunden und, wie alle anderen Lebewesen auf diesem Planeten durch mehrere Milliarden Jahre biologischer Evolution geprägt sind. Unsere kulturelle Evolution ist, daraus hervorgegangen. Sie aber ist etwas völlig Neues – auch wenn bei den Primaten und einigen anderen Tieren Entwicklungsschritte dahin nicht zu übersehen sind. Ihre wenigen tausend Jahre sind eine geradezu verschwindend kurze Zeitspanne. In ihr hat sich unsere Gattung auf den Weg zu etwas qualitativ Neuem begeben. Man könnte es als den Versuch zu unserer weiteren Menschwerdung bezeichnen. Das würde an das Denken Diderots durchaus anschließen. Der hat in seinem seiner Briefe von *Möglichkeiten* geschrieben, *die aus der jeweiligen Lage selbst hervowachsen*, und was ihn selbst beträfe, davon, dass er *versichern* könne, *dass er in anderen Zeitläufen niemals fähig gewesen wäre, auf die Gedanken zu kommen, die er heute mit sich herumtrage*, und dann festgestellt:

*Es ist meiner Überzeugung nach tausendmal leichter, dass ein aufgeklärtes Volk in Barbarei zurückkehrt, als dass ein barbarisches Volk auch nur einen Schritt auf die Zivilisation hin tut. Es scheint in Wahrheit, dass alles, das Gute wie das Schlechte, seine Zeit der Reife hat. Wenn das Gute den Punkt der Vollkommenheit erreicht, beginnt es sich zum Schlechten zu wenden; ist das Schlechte perfekt, dann wandelt es sich allmählich zum Guten. Doch ist dieser Schluss keinesfalls fatalistisch gemeint. Denn zugleich formuliert er z.B. im Blick auf das Europa seiner Zeit: Ich finde, Polyphem ist leichter zu entschuldigen, dass er die Gefährten des Odysseus verschlungen hat, als die Mehrzahl dieser kleinen Europäer, die nicht höher als fünfeinhalb Fuß sind und nicht mehr als zwei Augen haben, die sich in allem gleichen und nichtsdestoweniger einander auffressen.*

Auch in diesem Punkt, also der Frage von Krieg und Frieden, sind wir heute, 250 Jahre später, nicht sonderlich vorangekommen, sehen uns vielmehr einem Rückfall in das Denken eines vordemokratischen europäischen Imperialismus zurückversetzt. Also wieder viele Gründe für Skepsis. Es mag also sein, dass der folgende Satz aus einem längeren Zitat der Chefdesignerin des Museum of Modern Arts in New York, Paola Antonelli zunehmend als realistisch erscheint. Nicht ohne Grund habe ich es diesem Buch, zusammen mit einem weiteren von Albert Camus, vorangestellt. Sie fordert am Ende ihres Gedankengangs: *Lasst uns wenigstens unsere Auslöschung gut designen. Aber dem voraus geht ihre Aufforderung, nicht an uns selbst zu zweifeln.* Sie zielt also immer noch darauf ab, *das Leben für uns alle um uns herum zu verbessern.* Das ist nahe bei dem Denken Camus'. Wir stoßen so also erneut auf Ideen der radikalen Aufklärung als *wiedergängige Gespenster* – und auf die, die sie nach der Nacht des Zwanzigsten Jahrhunderts neu zu beleben und für uns zukunftsweisend zu machen versucht haben. Wir haben keine Alternative dazu, damit weiter zu machen. Noch droht die Nacht des einundzwanzigsten Jahrhundert nur. Es gibt immer noch Möglichkeiten, sie zu verhindern.

Nun kann ein literarisches Buch da wenig ausrichten. Mir erschien es zu Beginn des Jahres, in dem ich den hier vorgelegten Band mit Erzählungen begonnen habe, gleichwohl angebracht, an Alexander Kluges schon zitierten *vermessene(n) Glaube(n), dass jedes Gramm, das die Poesie in die Waagschale legt, Zentner von irre werdender Realität* aufwiegen könne, zu erinnern. Christian Morgensterns Wort vom *Spiel* erinnert mich darüber hinaus auch an Albert Camus. Für den ist die Welt ein absurdes Possenspiel – und das literarische Gestalten einer eigenen Welt darin, einer von der wir träumen mögen, dann das noch größere. Doch solches Träumen und der ungebrochene Versuch, wenigstens ein wenig bessernd in unser irdisches Possenspiel einzugreifen, bleiben für diesen großen philosophischen Literaten und literarischen Philosophen existenziell. Mithin werde ich mein literarisches Schreiben und Träumen fortsetzen und auch mein eigenes, wenn auch zunehmend eingeschränktes arbeitspolitisches Engagement nicht aufgeben – und sei es auch nur, um mit mir selbst im Reinen zu bleiben.

*Hätte man mir ein Bild der Welt von heute gezeigt, ich hätte diesem Bild nicht geglaubt. obwohl meine Zukunftsvisionen düster genug waren. Der Rest von Arglosigkeit, mit dem ich damals noch ausgestattet gewesen sein muss, ist mir vergangen. Ein Vorsatz der schwer zu befolgen ist, der uneingelöst bleibt und sich daher dauerhaft hält, ist mir geblieben: Der Spur der Schmerzen nachgehen.*

*Christa Wolf*

*Angelina hatte zum Alter kein Verhältnis. Sie hatte alle Zeit der Welt. Sie wollte ihren Leichtsinnsinn auf mich übertragen. Sie wollte, dass ich diesen Flug genoss. Sie wollte, dass ich hinuntersah und, abschiednehmend, mir für immer einprägte die großzügige Linie der Bucht, den weißen Schaumrand, den das Meer ans Ufer spülte, den Sandstreifen vor der Küstenstraße, die Palmenreihen und die dunklere Bergkette im Hintergrund. Und die Farben. Ach, Angelina, die Farben. Und dieser Himmel. Sie schon zufrieden, flog schweigend, hielt mich an ihrer Seite. Wohin sind wir unterwegs?*

*Das weiß ich nicht.*

*Christas Wolf*

## **Fast verlorene Träume und die Härte der Gegenwart**

### **I.**

„Deine Absicht kann ich ja verstehen. Aber heute reist ihr doch in ein Land, das Giorgia Meloni regiert! Ist das noch ein Urlaubsland, in das es einen jetzt ziehen kann? Glaubst Du wirklich, dass Du alten Erinnerungen und Träumen da gerade jetzt neu begegnen wirst? Kann man denen überhaupt hinterher reisen? Und welchen Sinn macht es in der heutigen Zeit, Jüngeren unsere Aufbruchserfahrungen von damals zu vermitteln, mit all den Illusionen, die wir gehabt haben? Und wenn du meinst, dass du die deinem Sohn bisher nur unzureichend vermitteln konntest, glaubst du wirklich das das ein Weg ist, das jetzt nachzuholen?“ Rainer hat den Reiseplänen des anderen aufmerksam zugehört, dann eine kurze Weile geschwiegen. Nun sieht er ihn skeptisch an und feuert diese Breitseite ab.

Georg ist überrascht. Eine weitere kurze Pause unterbricht ihr bis dahin sehr entspanntes Gespräch. Durch das Fenster fällt das letzte Licht einer kühlen Wintersonne herein. Der kleine Heizlüfter surrt und verbreitet ein wenig Wärme. Er lässt Rainers Wohnküche mit dem großen Esstisch und dem überdimensionalen Bildschirm an der rechten Seitenwand, noch einmal auf sich wirken. Auf dem Tisch liegt ein kleinerer Stapel mit Zeitschriften und frisch ausgedruckten Texten. Die sind vermutlich eher für andere gedacht, die ihn hin und wieder besuchen. Er selbst kann Bücher nur noch mühsam lesen. Der große Bildschirm an der Seitenwand hingegen dürfte Rainers wichtigstes Fenster zu der Welt da draußen sein. Seine Augen sind nicht mehr besonders gut. Er liest die ihm wichtigen Texte mit großem Schriftgrad auf diesem Bildschirm – und hier schreibt er auf, was er Freunden dort draußen mitteilen möchte. Das Lesen an seinem Bildschirm ist ihm anstrengend genug, sagt er manchmal. Et-

was unaufgeräumt, aber durchaus wohnlich ist der Raum. Mittelpunkt einer Junggesellenwohnung eben.

„Sicher“, setzt Georg nachdenklich an, „die Zeiten werden finsterer, allenthalben und nicht nur bei uns. Der Aufstieg der Neofaschisten in Italien mag da für unsereins besonders bitter sein. Ich habe mich damit auch noch überhaupt nicht hinreichend auseinandergesetzt. Dazu müsste ich mir die jüngere italienische Geschichte, spätestens seit Berlusconi noch einmal viel genauer ansehen. Aber es geht ja erst einmal um eine Urlaubsreise. Mit der möchten wir beide an eine andere anknüpfen. Richtiger müsste ich wahrscheinlich sagen, dass Jonas das will. Die erste Idee zu so einer Rundreise, nun in Europa und nicht in den USA, ist ja von ihm ausgegangen.“ Er denkt kurz nach und fährt dann fort: „Erst wollte er in den Norden, dann nach Italien, aber über den Balkan zurück. Ihm geht es um Urlaub, vielleicht etwas Bildungsurlaub. Ich sehe so eine Rundreise aber vor allem als Chance dafür, dass wir beide großen Schweiger wieder mehr ins Gespräch kommen. Also habe ich seinen Vorschlag aufgegriffen. Dann habe ich aber gedacht, ich könnte ihm mal mein Italien zeigen“. Er trinkt einen Schluck Kaffee, überlegt einen kurzen Augenblick und kommt dann richtig in Fahrt.

„Ich hatte sofort Italien im Kopf. Das ist ja in Europa sozusagen mein Sehnsuchtsland gewesen. Eigentlich schon seit dem Ende meiner Schulzeit und den drei Wochen mit unserer Lateinklasse in Rom, Neapel und Peastum. Auf jeden Fall gilt das dann aber für die ‚wilden Siebzigerjahre‘. Damals und auch noch in den Achtzigern bin ich ja immer wieder dort gewesen. Später dann in größeren Abständen. Fast hätten wir an unserem Institut Ende der siebziger Jahre sogar ein Forschungsprojekt in Italien gemacht - zu den Gewerkschaften und den sozialen Konflikten dort. Wenn irgendwo in Europa, dann bot sich das dort an. Wir alle haben damals doch handfeste Voraussetzungen dafür gesehen, dass dort so etwas wie eine neue sozialistische Bewegung Gestalt annehmen, wirklich lebendig werden könnte. Gegenüber dem Eurokommunismus war ich immer skeptisch. wie konnte man das nicht sein bei den Kommunisten in Spanien und vor allem in Frankreich. Aber Italien, das war etwas anderes.“

Rainer nickt, und Georg fährt fort: „Okay, unsere recht idealistischen Vorstellungen haben sich rasch verflüchtigt. Der sogenannte ‚Eurokommunismus‘ hat sich als große Illusion erwiesen. Hier bei uns ist die ja schon spätestens im deutschen Herbst zerstoßen - ebenso andernorts und nach dem Tod von Enrico Berlinguer und dem Niedergang der PCI auch in Italien. Aber gerade deshalb ist so eine Rundreise heute doch eine Herausforderung - und vielleicht eine Chance. Für mich gilt das im Grunde in doppelter Hinsicht. Es geht neben diesen Träumen und Irrtümern eben auch um unsere späteren Familienreisen dahin. Vielleicht geht es mir auch um Versäumnisse und Fehler in unserer Vater-Sohn-Beziehung. Als Jonas klein gewesen ist, habe ich mich wahrscheinlich sehr einseitig auf meine Arbeit konzentriert. Wir haben aber etliche Familienurlaube dort unten gemacht, in der Toskana und in Umbrien vor allem.

Da mag er sich nicht mehr gut dran erinnern, Aber das sind jedenfalls auch Anknüpfungspunkte.“

Rainer nickt: „Für das Verhältnis zu Deinem Sohn, so wie du das vorhin geschildert hast, mag eine gemeinsame Urlaubsreise eine gute Idee sein. Aber unsere Träume von damals, die sind doch heute kaum noch jemandem zu vermitteln. Du, ich bin auch nicht so sicher, ob sie wieder zu finden sind. Und dass deine Frau da nicht mitfahren will, kann ich eigentlich nachvollziehen. Die alten Träume sind längst verblasst. Manche haben sie eben abgehakt.“

Georg unterbricht ihn. „Stimmt, Annette würde sagen, sie habe sich das alles längst abgeschminkt. Die will auch auf keinen Fall mitkommen. Es sei denn wir machten eine reine Urlaubsreise. Dann müssten wir in Italien aber vor allem ein paar neue Urlaubsziele ansteuern. Ist mir aber auch ganz recht. Sie war ja zuletzt zwei Mal mit Jonas zusammen in den USA unterwegs. Jetzt bin ich mal wieder dran.“ Und nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: „und gegenüber Jonas geht es mir wohl allererst darum, ihm unsere damalige Aufbruchsstimmung zu vermitteln, ein Gefühl dafür, wie uns das damals wirklich bewegt hat. Vielleicht setzt er sich dann auch noch einmal mehr in Bewegung.“

„Okay“, erwidert der andere. was Du zuletzt gesagt hast, verstehe ich, aber bei Annette? Der Versuch, so an persönliche gemeinsame Erinnerungen neu anzuknüpfen, muss ja nicht jedermanns Sache sein. Wir beide sind ja inzwischen auch ziemlich alt geworden. Außerdem waren wir uns vorhin doch einig: Wir blicken mittlerweile eher melancholisch zurück auf die Jahrzehnte unseres wissenschaftlichen und politischen Engagements. Vielleicht trifft da für mich mehr die Melancholie zu - und für dich eher sowas wie der Frust über deine Wissenschaft. Vermutlich bin ich auch generell etwas skeptischer als du. Wenn ich sehe, wie wir Menschen diesen Planeten zunehmend für uns unbewohnbar machen und das noch immer ignorieren - also da fällt mir eben nicht mehr viel ein. Es ist doch klar: den großen neuen Aufbruch, wenn es den noch einmal geben sollte, erleben wir beide nicht mehr. Es fällt ja schon immer schwerer, ihn überhaupt zu denken. Dass manche von damals das alles einfach abgehakt haben, na ja das kann einen nicht verwundern. Und wenn dein Jonas da zu seiner Elterngeneration etwas auf Distanz geht, wenn der zur Politik skeptisch Abstand hält, welche Aufbruchsstimmung willst Du ihm da vermitteln?“

Er macht eine kurze Pause, um dann noch einmal neu anzusetzen: „Dass ihr gemeinsam so eine Reise unternimmt, mag eine gute Idee sein – und für euch beide kann das dann ein schöner Urlaub werden. Ich kann mir auch vorstellen, dass so eine Reise für Dich ein Anlass sein kann, noch einmal neu nachzudenken. Die Frage ist ja wichtig, was von den verlorenen Träumen von damals vielleicht noch bleibt. Aber zu solchem Nachdenken kommst du doch eher vor und nach einer solchen Reise. Und was die selbst dafür bringt?“ Er macht eine kleine, aber beredte Pause. „Na ja, und wie schon gesagt: derzeit hätte ich einige Probleme mit deinem alten Sehnsuchtsland – selbst als Urlaubsziel.“

„Du hättest wohl auch Probleme, weil solch eine längere Rundreise schon aus gesundheitlichen Gründen eine hohe Schwelle für dich darstellt“, schießt es Georg durch den Kopf. „Und dann schreibst du eben deine etwas arg melancholischen Texte über den Lauf der Welt“. Aber sofort schiebt er diesen sarkastischen Gedanken bei Seite. Sie sind zu gut befreundet, um ihn auszusprechen. Ihn auch nur zu denken, ist schon eine Grenzüberschreitung. Und ganz fremd sind ihm Rainers melancholische Gedanken schließlich auch nicht. Außerdem ist auch der hier in dieser Kleinstadt in seinem politischen Umfeld immer noch aktiv – im Rahmen seiner Möglichkeiten. Vielleicht liegen die Unterschiede zwischen ihnen vor allem darin, dass er, Georg, noch etwas mehr Möglichkeiten hat und auch sucht, um das Leben da draußen immer noch zu schmecken. Vielleicht sind die aber auch gar nicht mehr so groß, wie er das gerne hätte. Beide gucken in Gedanken versunken vor sich hin. Schließlich setzt Georg noch einmal neu an.

„Na klar, ich bin ja auch schon dabei, alte Tagebücher und Fotoalben durchzusehen“, sagt er schließlich. „Ich glaube, ich bin auf insgesamt achtzehn Italienreisen in gut vierzig Jahren gekommen. Die meisten liegen weit zurück, aber auch in den ersten Jahrzehnten hat sich schon viel geändert. Zwischen dem ganz frühen jugendlichen Aufbruch, dann unseren politisch motivierten Vorstellungen und später den Familienurlaube mit kleinen Kindern da hat sich viel getan. Und zuletzt mit Annette zu zweit sind das dann nochmal andere Reisen gewesen. Aus all dem ergibt sich für mich aber letztlich so etwas wie ein Brennspeigel. Da verdichtete sich gerade einiges in meinem Kopf. Ganz sicher bin ich schon jetzt dabei, politisch lieb gebliebene Erinnerungen mit unserer zunehmend finsternerer Gegenwart abzugleichen. Meine Reisepläne sind dementsprechend. So habe ich die Route für unsere Rundreise im Groben festgelegt und dann mit Jonas besprochen. Der kümmert sich jetzt gerne um die Detailplanungen“.

Georg macht eine kurze Pause, trinkt einen Schluck Tee und schaut zum Fenster hinaus. Die letzten Sonnenstrahlen sind verschwunden. Abenddämmerung zieht herauf. „Naja, und wenn wir dann in Italien gewesen sind, denke ich, werde ich meine Erinnerungen neu sortiert haben und wissen, ob meine Erwartungen realistisch gewesen sind. Aber das wird sicher auch schon auf der Reise selbst passieren. Ich hoffe, dass ich dazu komme, ein Reisetagebuch zu schreiben“

„Na dann pass nur auf, dass ihr beiden noch genug Zeit für intensive Gespräche findet, wenn du deinen Laptop dabei hast.“ Rainer lächelt, und Georg schüttelt den Kopf. „Da machst du dir ein falsches Bild. Ich mag ja ein Vielschreiber sein, so wie der Jonas ein Dauersurfer im Netz ist. Aber Tagsüber sind wir doch immer zusammen unterwegs, und abends werden wir zusammen essen gehen.“ Er macht eine kurze Pause, trinkt noch einmal einen Schluck und schiebt dann nach: „So ein Reisetagebuch ist nicht zuletzt wichtig im Blick auf die privaten Erinnerungen. Denen möchte ich ja hinterher reisen, wie du so schön gesagt hast, da geht’s um die glücklichen, oft sehr produktiven ‚Auszeiten‘ früher. Die können einem dann vielleicht ganz lebendig vor Augen treten - in der Toskana, die touristisch ja einfach nicht ka-

putt zu kriegen ist - und“ - er lässt bewusst eine kurze Pause eintreten - „ das, was da so gelegentlich eben auch an ‚Schutt‘ am Wege liegen geblieben ist, das steht einem dann plötzlich auch wieder vor Augen. Aber über die private Seite meines Lebens werde ich jetzt nicht laut nachdenken.“

Rainer steht auf. geht zum Herd, holt sich von dort noch einmal heißes Wasser für einen neuen Tee. ‚Vielleicht will er jetzt eine kurze Pause herbeiführen‘, denkt Georg. Der andere fragt ihn, ob er gerne noch weitere Kekse hätte und kommt mit einer kleinen Schale zurück an den Tisch. „Ja“ setzt er dann bedächtig an, „wir sind da überhaupt nicht weit auseinander – außer, dass ich vielleicht derjenige von uns beiden bin, der insgesamt eher melancholisch zurückblickt. Aber wir sind uns schon einig. Es gilt, irgendwie weiter unterwegs zu bleiben, auch wenn ich nicht mehr so gut zu Fuß bin wie du“. Nun grinst er schief. „Das Unterwegssein hast du mir mit deinem Camus schon hinreichend vermittelt. Aber dazu, dass unser Älter-Werden dann doch auch was mit uns macht, hast du zuletzt ja auch einiges geschrieben. Die Zukunft ist für uns eben auch nicht mehr das, was sie einmal war. Und so etwas wie eine Rückkehr in die Zukunft, auf die wir früher mal gesetzt haben, das halte ich für einen frommen Wunsch. Ist vielleicht eine harte Formulierung. Aber wenn es mittlerweile einfach nicht mehr so weitergehen kann, werden unsere alten Träume ja nicht richtiger, Ich bin vielleicht nicht so desillusioniert wie deine Annette. Aber ich bin eben auch sehr, sehr skeptisch geworden. Und weit und breit sehe ich keine Zukunftsvisionen, die heute Menschen in Bewegung setzen könnten. Also macht eure Reise. Ich denke, du wirst mir später gelegentlich davon erzählen. Aber bei dir kann man ja nie wissen. Vielleicht schreibst du ja auch was darüber.

## II.

„Puh, jetzt habe ich eine Pause aber auch dringend nötig!“ Georg lässt sich in den Stuhl an einem der beiden noch freien Tische fallen. Er schaut sich um. Jonas hat dieses Lokal, nicht allzu weit vom Petersdom entfernt, vorab ausgesucht. Er setzt sich ihm gegenüber hin. Beide blicken sich um. „Du scheinst gut gewählt zu haben, meint er dann, und ohne den Routenplaner auf deinem Handy hätten wie diese Tour durch den Campo Marizio kaum geschafft. Von der Spanischen Treppe über die Piazza del Populo, dann erst nochmal zurück und weiter durch die Altstadt, schließlich zur Engelsburg und zum Petersplatz – das war ja auch nicht ganz leicht zu finden. Hier noch Mal ein schmales Sträßchen mitnehmen, dort einen Brunnen auf einem kleineren Platz – und Mann, das waren mindestens sechs, sieben Kilometer zu Fuß. Bin jetzt wirklich etwas platt.“

Jonas grinst: „Ja, mit Annette zusammen machen wir gewöhnlich nur noch Spaziergänge von vielleicht vier oder fünf Kilometern – und heute sind wir ja noch nicht durch. Aber guck Dir lieber mal die belegten Panini da am Nebentisch an. Die sehen echt lecker aus: Frisch gebacken, reichlich belegt und die günstigen Preise hier kommen dazu. Sieh dir die Karte an. Ich hab uns hier schon ein gutes und günstiges

Lokal ausgesucht, auch wenn es nur belegte Panini gibt“. Georg nickt, streckt wohligh die Beine aus und zieht die Karte zu sich heran. „Mal sehen was ich mir bestelle“.

Zehn Minuten später stehen gekühlte Getränke vor ihnen, und die Panini lachen sie an. Sie sind reichlich belegt. Jonas hat Schinken und Tomaten, Georg frisch gebratenes Porchetta. Die Panini sind warm, wahrscheinlich wirklich frisch gebacken. Die beiden haben einen guten Blick auf die Straße. Die Tische draußen sind alle besetzt. Das war schon so, als sie angekommen sind. Beim Essen entwickelt sich langsam ein Gespräch. Während der kleinen Gewalttour an diesem Vormittag ist es mehr um Entscheidungen hinsichtlich kleiner Abstecher und um den weiteren Verlauf ihres Weges gegangen – und eben um touristische Eindrücke. Hie und da haben sie auch ein paar Worte darüber gewechselt, wie anders Georg diese oder jene Sehenswürdigkeit in Erinnerung gehabt hat. Nun finden sie Zeit für ein kleines gemeinsames Zwischenresümee.

Georg beginnt mit seiner größten Fehleinschätzung: „Also ich habe echt nicht gedacht, dass die Touristen schon in der Vorsaison wie die Heuschrecken hier in Rom einfallen. Klar, mit einigem habe ich da schon gerechnet, aber damit... Von meiner ersten Romreise, da habe ich Touristenmagneten wie die Spanische Treppe, das Pantheon, die Fontana di Trevi, die Engelsburg oder den Petersplatz geradezu noch frei von jeglichem Tourismus in Erinnerung. Und das war im Juni – allerdings vor über fünfzig Jahren. Meine bleibenden Eindrücke stammen eben aus dieser Zeit. Und später, Ende der Siebziger, als Anette und ich hier in Rom gewesen sind, war es auch bei weitem nicht so voll. Heute, das war schon ziemlich irre.“

Jonas kann sich auch dieses Mal ein ziemlich breites Lächeln nicht verkneifen: „Tja, die Spanische Treppe habe ich so übertoll mit Touristen und mit den Blumentöpfen am Rand im Grunde überhaupt nicht gesehen. Dafür war die Piazza del Popolo ziemlich leer – der Platz war aber auch mehr oder weniger eine Baustelle. Konnten wir vorher bloß nicht wissen. Und sonst war wirklich überall so ziemlich das gleiche Gedränge“. Er macht eine kurze Pause, beißt einmal herzhaft in sein geradezu doppelt belegtes langes Brötchen und schiebt dann nach: „Aber du hast ja gesehen, dass man dem auch entgehen kann. Dieser Luxus Schlitten, in dem sich da so ein Geldprotz von seinem Schofför auch noch durch die engsten Sträßchen hat fahren lassen, das war schon auch eine Variante, hier die Altstadt zu besichtigen. Muss man sich eben nur leisten können.“

Georg nickt. „Soll aber auch richtig teure Geschäfte in diesem Stadtteil geben. Vielleicht wollte der ja da hin. Und was die Touristenmassen anbelangt, da fand ich die langen Warteschlangen so richtig ärgerlich. Das waren ja jeweils mindestens zwei-, dreihundert Leute vor dem Pantheon und sogar vor dem Petersdom. Gut, in den hätte ich auch nicht noch einmal hineingewollt. Der hat mich schon damals vor allem an eine, zugegeben prachtvolle Bahnhofs- oder Wartehalle erinnert - und mit der Kirche, und dann eben auch den Kirchen habe ich es ja nicht so. Das Pantheon hingegen hätte ich dir gerne von innen gezeigt, da ist es wirklich eindrucksvoll. Schade, aber bei der Menschenschlange...“

„Naja“, Jonas will offenkundig Georgs leichte Zerknirschung ob der ‚Heuschrecken‘ ein wenig dämpfen, „dieser Rundgang durch die Altstadt und dann zum Vatikanstaat war schon ganz okay. An der Engelsburg war es dann mit den Touris auch nicht ganz so schlimm. Dass da unterhalb der Burg das Fiesta del Unita stattgefunden hat, als du Ende der Siebzigerjahre mit Annette zusammen in Rom gewesen bist, und dass ihr da herumgebummelt seid und was ihr damals so gedacht und gehofft habt, ist auch ‘ne ganz nette Geschichte, aber sehr lange her – sozusagen ‘ne Geschichte von vor dem Krieg.“ Er lässt den letzten Satz ein wenig in der Luft hängen und fährt dann versöhnlich fort: „Also ich finde es ganz gut, nach Mailand auch das Rom von heute zu sehen. Solche Städte gibt es eben bei uns nicht. und beide haben ihren ganz eigenen Reiz. War in Mailand zwar auch rappelvoll, aber das sind wohl weniger Touristen gewesen. Ich hatte jedenfalls den Eindruck, dass es da die Mailänder selbst gewesen sind, die am Sonntag ihren Stadtbummel gemacht haben.“

„Okay“, setzt Georg neu an, nachdem sie ihre Panini fast aufgegessen haben, „ich denke wir bleiben hier noch ein wenig Sitzen und nehmen dann den Bus Richtung Kolosseum, steigen vorher am Altare della Patria aus und gehen von da aus an den verschiedenen Kaiserforen vorbei bis zum Kolosseum weiter.“

„Einverstanden“, du gibst die Route vor – und ich finde sie dann im Zweifel“. Jonas trinkt seinen Fruchtsaft noch nicht ganz aus und lehnt sich zurück. „Hauptsache das sind nicht noch einmal etliche Kilometer. Heute strahlt die Sonne am Himmel, und am Nachmittag wird es noch heißer werden. Aber Altar des Vaterlandes, ist ein komischer Name.

„Stimmt, der wurde in Erinnerung an die Gründung Italiens zu Ehren des ersten Königs, Vittorio Emanuele glaube ich, errichtet - begonnen schon Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Ist dann aber erst unter Mussolini vollendet worden. Ich finde der sieht so aus, so ganz aus weißem Marmor, als habe man die Größe des Römischen Imperiums neu beschwören wollen. Irgendwie deplatziert neben den Ruinen des alten Rom. Ist aber passend für die Zeit damals. irgendwie Ausdruck des Zeitalters des Imperialismus. Und dem Mussolini ist ja wohl auch so ein neues Imperium vorgeschwebt. Kannst dir von dem Bauwerk ja gleich selbst ein Bild machen.“

Eine Stunde später trotten sie sehr langsam an den Foren entlang auf das Kolosseum zu. Jonas ist von dem riesigen Monument aus weißem Marmor wenig beeindruckt, zumal er es in seinem Kopf nun offenbar Mussolini zugeschrieben hat. Nun liegt es schon in ihrem Rücken. Georg kann sich nicht erinnern, dass die Foren zu ihrer Rechten früher auch schon ein so großes zusammenhängendes Areal gebildet haben. Er meint aber, gelesen zu haben, dass genau das jetzt angestrebt werde: Das Zentrum des antiken Rom als eine einzige gewaltige, nun für die Touristen aufbereitete Ausgrabungsstätte.

Hier auf den vielleicht eineinhalb Kilometern Weg sind die immerhin nicht allzu dicht gedrängt. Vor dem Kolosseum scheint sich das jedoch wieder zu ändern. Die Sonne brennt unerbittlich. Die Mineralwasserflaschen in ihren Taschen sind fast leer. Sie

bleiben hin und wieder stehen, sei es weil der Weg für sie mühsam zu werden beginnt, sei es um die antiken Ruinen, die hie und da offenbar neu aufgerichteten Säulen, vereinzelt auch eine Statue oder ein marmornes Relief zu betrachten. Als sie schließlich an ihrem Ziel angelangt sind, ist Jonas so geschafft, dass er von einem der fliegenden Händler, die hier nahezu jeden Touristen bedrängen, eine kleine Flasche Wasser für zwei Euro kauft. Der, wie fast immer hier ein Farbiger, will Georg auch gleich noch eine andienen. Aber der bleibt hart – und ist froh darüber als er registriert, dass es sich hier nicht um Mineralwasser gehandelt hat.

„Das will was heißen“, meint Georg, „in Mailand hast du die fliegenden Händler völlig ignoriert, als seien sie Luft – „und mich dafür kritisiert, dass ich mich von einem habe anquatschen lassen.“ „Völlig zu Recht“, kommt die prompte Antwort. „Erstens hatte der da nichts anzubieten und zweitens musst du in so einem Gedränge doch immer mit Taschendieben rechnen. Aber jetzt hatte ich kein Wasser mehr, und das bei dieser Hitze. Die Flasche Wasser hätte ich sogar für den doppelten Preis gekauft.“ Jonas nimmt einen weiteren großen Schluck. Die Flasche ist fast schon wieder leer.

Auch vor dem Kolosseum wieder die lange Menschenschlange derjenigen die, gegen ein beachtliches Eintrittsgeld natürlich, auch noch hinein wollen. Die beiden setzen sich auf eine kleine Mauer, den Konstantinbogen in ihrem Rücken, und lassen das beeindruckende Bauwerk von außen auf sich wirken. Sie überlegen kurz, ob sie nun auch noch das Forum Romanum aufsuchen sollen. Aber auch dessen Besichtigung kostet Eintritt, und sie denken dass es dort wieder rappellvoll sein wird. Auch das wird ganz anders sein als vor fünfundvierzig oder gar siebenundfünfzig Jahren, denkt Georg – zudem geht es nun schon auf den späteren Nachmittag zu, und sie sind geschafft. Also beschließen sie, den ersten vollen Tag ihrer Rom-Besichtigungstour zu beenden.

Gut eineinhalb Stunden später sind sie in ihrer als „Luxusquartier“ angebotenen Unterkunft im „Hu Roma Camping in Town“ zurück. Es ist ein kleiner Bungalow. Er besteht aus einem leidlich großen Raum mit Klimaanlage, einem kleinen Kühlschrank links vom Eingang und einer Liege rechts, zwei getrennten Betten, die den größten Teil des Raumes einnehmen, mit einem kleinen Schreibtisch neben einem davon. Georg hat dort seinen Laptop abgestellt. Am Ende des Raumes befinden sich, jeweils abgetrennt, eine Duschkabine und eine Toilette, offen zugänglich dazwischen ein geräumiger Waschtisch. Den Eindruck von Luxus soll, neben der Klimaanlage über der Liege neben der Eingangstür, offenbar eine große Deckenleuchte vermitteln. Deren Konturen zieren die Wand am Kopfende der beiden Betten. Für einen Campingplatz ist die Unterkunft, zusammen mit einem kleinen Sitzplatz draußen vor dem Eingang immerhin recht komfortabel. Im Supermarkt nahe beim „Campingplatz“ haben sie noch ein wenig Verpflegung eingekauft. Vor dem Abendessen ruhen sie sich nun erst einmal aus. Sie finden dass sie das nötig haben.

„Also die Rückfahrt mit der U-Bahn heute, die hat alles noch einmal getoppt“, setzt Jonas an, nachdem sie erst einmal zwei, drei Minuten lang nur still dagesessen haben. „ Da ist zu deinem Heuschreckenschwarm offenbar noch der Berufsverkehr hin-

zugekommen. Wir konnten ja schon von Glück sagen, dass wir uns wenigstens in die zweite U-Bahn irgendwie hineinzwängen konnten. Nachdem wir bei der ersten keine Chance gehabt haben. Angesichts der Massen auf dem Bahnsteig hatte ich schon befürchtet, dass wir da noch länger stehen müssten. Aber wir haben ja kräftige Ellenbogen.“

„Wohl wahr, aber immerhin konnten wir dann in der U-Bahn nicht umfallen. In seiner Sardinienbüchse ist es geräumiger“; fügt Georg sarkastisch hinzu, macht eine längere Pause, sieht nachdenklich vor sich hin und meint dann: „Also, ich hab ja schon vor drei Tagen überlegt, nach dem Gedränge vor allem im dritten Dorf der Cinque Terre, Vernazza glaube ich, ob das so eine gute Idee ist, an der Amalfiküste auch nach Capri hinüberzufahren. In der Hochsaison 25 000 Touristen pro Tag habe ich irgendwo gelesen. Ich denke, nach diesem Tag heute verabschiede ich mich davon. Fällt mir aber wirklich schwer. Die Insel muss man gesehen haben, und gerade da wollte ich Dir ein Gefühl dafür vermitteln, was mich bei meiner Aufbruchsstimmung am Ende meiner Schulzeit bewegt hat. Das hat viel mit dieser Insel und dem Blick auf das Meer zu tun, den sie vor allem von der Tiberius Villa aus bietet. Na ja, vielleicht erzähle ich Dir das, wenn wir übermorgen Richtung Neapel weiterfahren “

Er macht eine weitere Pause und schiebt dann noch einen zweiten Änderungsvorschlag nach: „Aber ich will dich noch was fragen. Du hast ja nach Ostia Antiqua gestern Nachmittag und unserer Sightseeing Tour heute ein erstes Bild von Rom gewonnen. Es hat sich gelohnt, hast du heute Mittag gesagt. Vorhin hast du allerdings auch gemeint, du hättest nun langsam genug alte Steine gesehen. Ich könnte mir für morgen zwar eine Art Kontrastprogramm vorstellen, zum Beispiel den Park oberhalb der Spanischen Treppe, die Villa Borghese, oder auch Trastevere. Im Augenblick ist mir aber eher nach einem Ruhetag. Ist ja vielleicht am Ende der ersten Urlaubswache auch ganz angebracht. Gibt hier ja auch einen Swimmingpool – und der hat im Vorbeigehen vorhin einen ganz guten Eindruck gemacht. Was hältst du von meinem Vorschlag? Du bist ja auch alle Tage gefahren, also mein Schofför gewesen“, er grinst leicht, „Es war für dich also nochmal anstrengender“, schiebt er noch nach.

Jonas nickt. „Das hast du schon richtig beobachtet. Nach noch mehr Ruinen und alten Steinen habe ich jetzt erst einmal keinen Bedarf mehr. Ostia Antiqua war schon irgendwie okay. Ist aber am Ende auch schon etwas eintönig gewesen. Trotzdem, bei dem schönen Wetter konnte man da gut herumbummeln. Mit dicht gedrängten Touristenmassen haben wir es da auch nicht zu tun gehabt. Nach dem Tag heute und nach nun einer Woche mit vollem Programm ist es ganz gut, mal einen Ruhetag einlegen.“

Wenig später essen sie zu Abend: Baguette und dazu Käse und Salami, ein paar Tomaten und reichlich Obst haben sie auf dem Rückweg eingekauft. Georg öffnet dazu eine Flasche Rotwein, Jonas trinkt wie immer Mineralwasser. Außerdem gibt es noch ein, zwei frische Schokoladenbiscuits. Mit anderen Süßigkeiten sind sie ohnehin reichlich eingedeckt. Besonders gesprächig sind sie nach dem anstrengenden Tag beide nicht mehr. Jonas geht nach dem Essen ins Haus, wirft sich auf sein Bett

und beginnt im Internet zu surfen. Georg räumt die Reste ab, geht zum Sitzplatz draußen zurück, den Laptop unter dem Arm. Er füllt sich sein Glas noch einmal mit Wein. Er sitzt nun mit dem Rücken zu ihrem kleinen „Luxusbungalow“ und blickt den Weg hinab. Rechts und links von ihm reihen sich weitere quadratische ‚Touristenschachteln‘ aneinander. Die Sitzplätze davor sind leer.

Er lässt den Laptop noch geschlossen, nippt an seinem Glas, lehnt sich dann zurück. Das knappe erste Drittel ihrer Rundreise liegt hinter ihnen. Es läuft recht gut. Sie haben für ihre Verhältnisse viel miteinander gesprochen. Vor allem während der Autofahrten auf den drei ersten Etappen bis an die ligurische Küste bei Devia Maria. Dort haben sie dann auch zwei sehr entspannte Abende in einer bemerkenswert guten Pizzeria verbracht. Auch dazu hatte Jonas vor ihrer Reise recherchiert. Das Hörbuch, das er natürlich auch auf dieser Reise wieder dabei hat, hat so noch kaum eine Rolle gespielt. Bis hier her hat ihre Reise seinen Erwartungen entsprochen, auch die Route, die er maßgeblich festgelegt hat. Erst heute ist er erstmals enttäuscht, ein wenig genervt und wirklich geschafft. Aber er ist jetzt über den toten Punkt hinweg. Die Abenddämmerung lässt die Welt um ihn herum ganz allmählich verschwinden: Die Lampen, die in großen Abständen neben dem Weg stehen, leuchten noch nicht. Er wird jetzt keinesfalls schlafen können. Also hängt er seinen Gedanken nach.

Jonas Bemerkung zu den „alten Steinen“ geht ihm noch einmal durch den Kopf. Haben sie gestern nach den Ruinen der Römischen Hafenstadt zu oberflächlich über ihre jeweiligen Eindrücke gesprochen, oder muss er einfach die Unterschiedlichkeit mehr in Rechnung stellen, mit denen Menschen ihre Umgebung wahrnehmen, akzeptieren dass letztlich jeder in seiner eigenen Welt lebt? Jonas hat gestern doch tatsächlich darüber nachgedacht, ob die Pflasterung auf den Straßen von Ostia wirklich nach den vielen Jahrhunderten so holprig geworden, oder nur schlecht wieder angelegt worden ist. Schließlich habe man hier ja aus den Resten der alten Hafenstadt eine Touristenattraktion gemacht. Könne also sein, dass die alten Straßen neu gangbar gemacht, Säulen wieder aufgerichtet worden seien. Womöglich sei sogar die eine oder andere Statue extra herbeigeschafft worden. Wie hier einmal das wirtschaftliche Herz der Metropole eines großen Imperiums geschlagen haben muss, dass hierher die Waren aus allen Regionen um das mare nostrum der alten Römer geschafft worden sind, wie Menschen damals an diesem Ort gelebt haben mögen, dass man dem allen heute noch nachspüren kann, das scheint er so überhaupt nicht wahrgenommen zu haben. Ganz anders als er selbst. Georgs Sicht, dass einem hier Geschichte, die bis in unsere Gegenwart hineinreicht, geradezu greifbar werden könne, hat Jonas wenig gesagt. Ihm, Georg wiederum ist bei seiner ersten Begegnung der antiken Ruinenstadt vor über fünfzig Jahren der Blick des großen Albert Camus fremd gewesen. Der hat in Algerien, in den römischen Ruinenstädten Tipasa oder Djemila intensiv wahrgenommen, wie sich die Natur die Überreste versunkener Kulturen langsam zurückholt.

Dann denkt er über sein eigenes neues Erleben dieser antiken Stätten nach, für die sie sich gestern reichlich Zeit genommen haben. Sicher, der Gesamteindruck war

ähnlich, das Forum von Ostia hat er genauso erinnert gehabt, Aber von den Fußbodenmosaiken der Geschäften mit Waren aus aller Welt, der damaligen also, hatte er viel eindrucksvollere Bilder in seinem Kopf gehabt – oder jetzt nicht wiedergefunden. Das gleiche galt leider auch für die Thermen. Mit einem Gespräch dort, vor über fünfzig Jahren, verknüpfen sich seine intensivsten Erinnerungen an seine erste Begegnung mit den Ruinen des alten Rom, mit dessen und überhaupt mit Geschichte, die irgendwie zu jeder späteren Zeit neu gegenwärtig ist und die man hier geradezu mit Händen greifen konnte.

Für sie beide ist gestern die längere Pause im Amphitheater schön und vergnüglich gewesen. Sie haben oben auf den Zuschauerrängen gesessen, und unten hat eine Schulklasse mit ihren Lehrern eine Theateraufführung geprobt. Die Kinder mögen zehn oder zwölf Jahre alt gewesen sein, Nach seinem Eindruck hatten sie ihren Spaß: Betttücher als Tuniken, eine aufgeblasene Luftmatratze anstelle einer Ruheliege als Requisite. Aber vielleicht waren sie ja auch nur vergnügt, weil das besser war, als ein normaler Schultag. Er hätte gerne gewusst, welches antike Stück der Aufführung zugrunde lag, die sie da offenbar vorbereitet haben. Auch ob die Kinder hier in Italien mit den antiken Anfängen ihres Landes deutlich anders befasst wurden als sie in seiner alten Lateinklasse, das würde er gerne wissen. Solche Fragen dürften Jonas schwerlich in den Sinn gekommen sein.

Der steht plötzlich neben ihm. Annette sei gerade sehr zufrieden gewesen. Er hat also eben mit ihr geschattet. Nein nicht über deren Tag in München, zusammen mit ihrer besten Freundin, habe sie sich gefreut. Dass sie mit ihren Erwartungen in Bezug auf Rom ganz richtig gelegen habe, das habe ihr gefallen. „Habe ich doch gleich gesagt“, habe sie geschrieben, dass ihr euch vor den Touristenströmen kaum werdet retten können, auch schon in der Vorsaison. Das ist doch klar gewesen.“ Sie habe sich also voll darin bestätigt gesehen, bei dieser Rundreise nicht mitgekommen zu sein – und schon gar nicht nach Rom. „Sicher“, erwidert Georg, „so kennen wir sie doch. Sie weiß immer alles besser.“ Er kann sich lebhaft vorstellen, wie zufrieden sie angesichts dieser Selbstbestätigung gewesen sein muss. „Nein“, sagt Jonas dann weiter, als Georg nachfragt, „zu deiner veränderten Planung in Bezug auf Capri habe ich noch nichts gesagt. Könnte ja sein, dass du die nochmals umschmeißt. Und dann versinken wir da auch wieder in den Touristenmassen. und wenn wir das dann erzählen, dann lästert sie richtig los.“

Was München anbelange, merkt er noch an, dass Annette mit so einer Städtetour von mehreren Tagen wohl auch eher unzufrieden sei: Zu anstrengend, zu viele Museumsbesuche, nicht immer gutes Essen, hie und da wohl auch unterschiedliche Vorstellungen der beiden, irgendwie unbefriedigend. Im Übrigen hätten sie Bilder vom heutigen Tag ausgetauscht. Er werde seine und ihre Fotos gleich auch noch weiter auf Georgs iPad mailen. Nach kurzem, weiterem Wortwechsel geht er ins Haus zurück.

Es wird langsam richtig dunkel. Die Laternen werfen nun ihr Licht auf den Weg. Georg bemerkt eine Familie mit zwei Kindern, die vom Parkplatz herüber kommt. Sie

gehen an ihm vorbei zu ihrem „Luxusquartier“ drei Häuser weiter auf der gegenüberliegenden Seite des Weges: Die Kinder mögen zehn oder zwölf Jahre alt sein, in etwa so alt wie Jonas bei dem letzten gemeinsamen Familienurlaub in der Toskana, damals in Vinci, zusammen mit Freunden und deren Kindern. Ein Abstecher nach Florenz hätte sich damals von da aus angeboten. Ist ja auch für Leonardo nicht so sehr weit dahin gewesen, denkt Georg. Mit den Kindern haben sie das alle seinerzeit aber für keine so gute Idee gehalten. Der kleine von ihren Freunden war damals gerade Sieben. Für ihn eher etwas früh für eine Begegnung mit der Kunst der Renaissance. Für Jonas und die Tochter ihrer Freunde wäre das schon eher denkbar gewesen. Die hier schienen da mit ihren Kindern in Rom kein Problem gehabt zu haben. Aber die waren ja auch schon etwas älter.

Vielleicht hätte ich aber jetzt mit Jonas einen weiteren Tag an der Toskana-Küste einlegen sollen, denkt Georg weiter, zum Beispiel in San Vincenzo, wo wir mit ihm einen zweiwöchigen Urlaub gemacht haben, als er gerade drei Jahre alt gewesen ist. Hätten wir ggf. mit einem Abstecher nach Pisa verbinden können. An den Tagesausflug, den sie damals dorthin unternommen haben, hatte der keine Erinnerung mehr. Ein, zwei kleine Anekdoten von damals hat er seinem Sohn vorgestern, aus dem letzten Teilstück ihrer Fahrt erzählt. Der schiefe Turm hätte ihn heute vielleicht mehr interessiert als die vielen „alten Steine“. Überhaupt fehlt so ein Bisschen Renaissance in seinem Rundreiseprogramm denkt er nun.

Er schaltet die Lampe über ihrem Hauseingang ein, setzt sich an den Laptop und schreibt ein wenig an seinem Reisetagebuch weiter, blättert danach zu den vorausgegangenen Eintragungen zurück, bleibt bei seinen Eintragungen zum Giardino dei Tarochi der Niki de Saint Phalle hängen. Immerhin, denkt er, bei Calpano hat Jonas, ganz an ihrem südlichen Rand, immerhin einen flüchtigen Eindruck von der Toscana bekommen. Er kommt erneut ins Grübeln.

Das war eine Etappe dieser Rundreise, die Annette auch gerne mitgemacht hätte. Sie liebte ja die Nanas der Saint Phalle – und von diesem Garten, an dem die Künstlerin zwanzig Jahre gearbeitet hat, ist sie bei ihrem letzten gemeinsamen Toskana-Urlaub vor zwölf Jahren hin und weg gewesen. Das undurchdringlich Geheimnisvolle unserer Welt im Spiegel der von ihr gestalteten Bilder aus einem Tarock-Kartenspiel. „Das Leben ist wie ein Kartenspiel; wir werden geboren, ohne die Regeln zu kennen, aber jeder von uns muss mit dem Blatt spielen, das er bekommt“, soll sie dazu gesagt haben. Aber was heißt hier Bilder? Es sind monumentale Skulpturen, bisweilen zehn bis fünfzehn Meter hoch, die ‚Herrscherin‘ gar nahezu doppelt so hoch und begehbar. In ihr hat die Saint Phalle sogar gewohnt, als sie an ihrem Kunstwerk gearbeitet hat – also wohl für recht lange Zeit. Die Skulpturen sind aus Stahl und Beton gebaut, bunt bemalt, mit farbigen Mosaiken, Glas und Spiegeln bedeckt – auch ihre Wohnung im Bauch der Herrscherin: Küche, Bad, Schlafzimmer Wohnraum mit langem Esstisch. Alles in bunten Farben und mit Spiegeln und glitzernden Steinen ausgelegt. Für ihn undenkbar, da auch nur ein, zwei Tage zu wohnen. Also wieder: Jeder in seiner Welt.

Der Rundweg beginnt und endet mit dem Narren. Er führt an allen Karten des Spiels vorbei, der Sonne; dem Rad des Schicksals, einem einstürzenden Turm, Zeichen zerfallender Macht, dem Tod, der alle trifft. Aber sie zeichnet diese, ihre Imagination unserer Welt, deren Regeln wir nicht wirklich kennen, mit deren Verheißungen und Schrecken wir zu Recht kommen müssen, in strahlenden Farben. Es ist ein herrlich leuchtendes Leben, das sie vor ihrem Publikum ausbreitet.. Man genießt das auf einem Rundgang von vielleicht zwei, drei Stunden, macht Fotos, legt hie und da eine kurze Pause ein, nimmt touristische Eindrücke mit sich mit.

Ihr Hotel nahe bei Orbitello mit dem großen Pool zwischen den beiden Flügeln mit den Gästezimmern und dazwischen dem freien Ausblick auf die Landschaft der südlichen Toskana ist es danach am Abend ist sehr schön gewesen, denkt er weiter – und der nächste Vormittag war dann noch einmal schlicht großartig. Sie haben sich zwei, drei Stunden für das kleine Bergstädtchen genommen - und stattdessen auf die Gräber der Etrusker am Rande ihres weiteren Wegs nach Rom verzichtet. Den Blick, oben von der Stadtmauer über die flacher werdende Toskana-Landschaft hinweg zum Meer, haben sie genossen, Das Bergstädtchen, in dem sie keine Touristen getroffen haben und in dem auch sonst kaum jemand unterwegs gewesen ist, ist ihm als ein besonders schönes, aber charakteristisches Toskana-Städtchen erschienen – wie schon vor zwölf Jahren, als er mit Annette hier gewesen ist. Auf dem etwas weiter unten gelegenen kleinen Platz stand, nein tanzte geradezu eine der typischen Nanas der Niki de Saint Phalle. In der Richtung, in die sie zu schauen schien, konnte man ihren Tarockgarten vermuten - und sich noch einmal intensiv an den Besuch dort erinnern. Auch Jonas hat dieses Bergstädtchen als ein Highlight der bisherigen Reise bezeichnet, eindrucksvoller eigentlich als die Dörfer der Cinque Terre, die es ja immerhin zum Weltkulturerbe der UNESCO gebracht hätten. Die Touristen seien dort einfach zu zahlreich gewesen. Für die Wanderwege zwischen den Dörfern, durch die in steilster Lage angelegten bald zweitausend Jahre alten Weinberge, heute aber zum Teil brach liegend, hat ihnen an dem einen Tag die Zeit gefehlt. Georg hatte diese ligurische Küste bis dahin nicht gekannt. Ihre Rundreise hat nur einen flüchtigen touristischen Eindruck ermöglichen sollen. Und so ist es auch gewesen.

Georg geht ins Haus, um sich sein iPad zu holen. Er möchte sich die Fotos, die Jonas heute gemacht hat, noch einmal ansehen, vielleicht auch schon die, die Annette gemailt hat. Drinnen wechseln sie noch ein paar Worte. Er ist immer noch im Netz unterwegs, will eigentlich nicht gestört werden. Dann kehrt Georg draußen an seinen Platz zurück. Er schickt zunächst ein, zwei Chats an Annette. Die müsste noch wach sein, antwortet aber nicht. Naja morgen früh wird sie sich sicher melden. Kurz geht ihm noch einmal durch den Kopf, wie heftig sie ihr Desinteresse an dieser Rundreise durch ihr früher gemeinsames Sehnsuchtsland geäußert hat. Was hat sie da definitiv hinter sich gelassen? Welche Erinnerungen sind ihr wichtig geblieben? bei den Planungen zu dieser Reise jetzt, haben sie darüber nicht so intensiv gesprochen, dass er das jetzt beantworten könnte. Vielleicht hat sie da auch ein wenig geblockt. Immer im Hier und Jetzt, und mit den alltagspraktisch bedeutsamen Planungen für die kommenden Wochen und Monate befasst.

Die Jahre sind unglaublich schnell vergangen, wenn er bedenkt, dass ihre erste Reise mit dem damals gut ein Jahr alten Jonas nun schon fast vierzig Jahre zurückliegt. Dieser Gedanke kommt ihm jetzt in den Sinn. Bin auf meine Weise auch so ein Melancholiker wie Rainer, denkt er weiter. dann kommt ihm Ihre letzte Geburtstagskarte in den Sinn: „Ich & Du. Auch wenn es manchmal so aussieht, als ob wir einfach zu verschieden sind, im Grunde ergänzen wir uns doch ganz gut“, hat darauf gedruckt gestanden.

Er wendet sich erneut seinem Reisetagebuch zu, hält noch einige weitere Eindrücke dieses Tages fest, trinkt hin und wieder einen weiteren Schluck Wein. Schließlich lehnt sich zurück, bemerkt, dass mittlerweile in einigen der kleinen Bungalows ein Licht angeknipst worden ist. Er hatte gar nicht registriert, dass da weitere Touristen zurückgekommen sind. Dann lässt er erneut seine Gedanken schweifen. Irgendwie gelangt er so wieder zu der so rasch vergehenden Zeit. Wenn er sich vor Augen hält, dass die Zeit der vielen Familienurlaube hier in Italien vor nahezu vierzig Jahren begonnen hat, rasend schnell. Und welche Erinnerungen sind ihm heute durch den Kopf gegangen bei ihrem doch recht touristischen Rundgang durch die ewige Stadt? Ihren Bummel unter der Engelsburg, vorbei an den Ständen auf der Fiesta del Unita, vor schon fast fünfundvierzig Jahren hat er nur noch sehr vage vor Augen gehabt. Berlinguer ist damals Generalsekretär der PCI gewesen, hat die Demokratie zu einem universellen Wert erklärt – gegen den erstarrten Kommunismus im Osten, hat gefordert, hier bei uns im Westen, die Logik des Kapitalismus durch so etwas wie systemüberwindende Reformen zu durchbrechen, und dabei die individuellen Rechte und demokratischen Freiheiten der Bürgerlichen Gesellschaften nicht nur zu erhalten, sondern weiter auszubauen. Heute hat er das Jonas nicht mehr wirklich lebendig beschreiben können. Das war doch ‚vor dem Krieg‘ hat der gesagt – und an die Konflikte, die heute drohen wohl kaum gedacht. „Außerdem seid ihr damals doch auch als Touristen unterwegs gewesen“, hat er dann noch gesagt und dann weiter, dass er nicht recht glaube, dass sie damals so übermäßig politisch engagiert gewesen seien. Mit der Leidenschaft für die Wissenschaft sei das bei ihm, Georg, vielleicht anders gewesen. Aber das habe er ja auch schon mal gesagt: eine solche Leidenschaft für einen Beruf habe er, Jonas, eben leider nie entwickeln können.

Dann fällt Georg der Abend in Trastevere wieder ein, ebenfalls vor vierzig Jahren, vermutlich einen Tag später als der Besuch eines dieser Feste der damaligen KPI. Da sind sie auf der anderen Seite der Stadt ganz zufällig in ein Stadtteilstück hineingeraten. Sie haben auf der Straße nahe des Tiber lange an einem Tisch gesessen, Weißwein getrunken und ein Stück Fleisch von einem Schweinespießbraten gegessen, wahrscheinlich das erste richtige Porchetta in ihrem Leben. Sie haben den lauen sommerlichen Abend genossen. Es war ein Urlaubsabend, getragen von dem Gefühl jung und immer noch im Aufbruch begriffen zu sein, Aber schon wahr: sie waren damals auch schon dabei sich einzurichten.

Eigentlich sind sie schon damals ziemlich touristisch unterwegs gewesen, wenn auch noch mit all ihren frühen Aufbruchsträumen – und noch ein paar Jahre vor dem

nächsten Aufbruch mit Hausbau, Familiengründung seinem, nun eigentlich erst richtigen Einstieg in den Beruf – und ihrem zweiten. Aber auch damals werden sie beide, er und Annette, ihr Italien sehr unterschiedlich erlebt haben, nur haben sie keinen Gedanken daran verschwendet. Ihr Leben hat vor ihnen gelegen, ein offener Raum von Möglichkeiten. Über dessen Endlichkeit und über ihre Grenzen haben sie nicht nachgedacht - im Grunde auch vor zwölf Jahren noch nicht als sie zum ersten Mal den Giardino dei Tarochi besucht haben. Das war damals ganz einfach ein gelungener Tagesausflug. Sie haben sich über den Glanz und die Schönheit der Figuren gefreut und sind danach beschwingt in ihr Ferienhaus zurückgefahren. Mit den Intentionen der Künstlerin hat er sich erst jetzt; vor dieser Reise etwas genauer befasst.

Er hält noch einmal ein paar Gedanken zum heutigen Tag in seinem Reisetagebuch fest. Es ist mittlerweile recht spät geworden. Er merkt, dass die Müdigkeit nun langsam an ihn heran kriecht. Also packt er seine Sachen zusammen. knipst das Außenlicht aus und geht in ihr Wohn-Schlafzimmer mit eingebauter Sanitäranlage zurück. Jonas scheint inzwischen zu dösen. Sein iPad liegt noch neben ihm, leuchtet aber nicht mehr. Von einer Laterne draußen am Weg fällt schwach ein wenig Licht herein. Georg zieht seine Bettdecke hoch, aber er kann seine Gedanken noch immer nicht abschalten. Es dauert eine ganze Weile, bis er eingeschlafen ist.

### III.

„So, wir haben alle Klamotten im Auto. Es kann losgehen“. Der Parkplatz des Hotel Excelsior ist ziemlich leer. Jetzt am frühen Morgen werden sie rasch durch Montesilvano auf die Strada in Richtung Umbrien kommen. Vor ihnen liegt eine ordentliche Wegstrecke. Georg ist diese Route noch nie gefahren. „Nein“, erwidert Jonas. „Erst kurz über die Straße und an den Strand. Einen Blick auf die Adria gönnen wir uns noch, hier wo der Touristengrill so langsam anfängt.“

Georg stimmt zu. Das sind keine fünfzig Meter zu Fuß. Der Strand ist Menschenleer. Zu früh am Tag, Folge des schlechten Wetters, oder doch Vorsaison? Die Reihen mit Liegestühlen stehen bereit. Die Sonnenschirme sind eingeklappt. Die beiden Kioske auf dem Weg dahin sind geschlossen. Sie lassen ihre Blicke über das Meer schweifen. Jonas macht Fotos. Dann gehen sie zum Auto zurück. Sie wollen heute ihre nächste größere Urlaubsetappe abschließen: Vom Meer weg, über den Apennin, dann quer durch Umbrien, an Gubbio vorbei und bis kurz hinter der Grenze nach Marken hinein zu ihrem nächsten Urlaubsquartier. Drei Übernachtungen haben sie dort eingeplant – ähnlich wie schon in Rom und dann vor einigen Tagen an der Amalfiküste.

Nach wenigen Minuten sind sie auf der Autostrada. Die Nacht über hat es geregnet, aber jetzt ist das Wetter aufgeklart. Die Berggipfel des Apennin vor ihnen leuchten weiß im Sonnenlicht. Der Regen hier unten ist dort oben, in vielleicht zweitausend Meter Höhe, als Schnee heruntergefallen. Bei früheren Urlauben, in Umbrien oder der Toskana, oft auch im Mai und eigentlich immer mit Ausflügen in die kühleren

Berglagen hinein, hat Georg das nie erlebt. Aber an der Amalfiküste hat es ja statt Sonne auch vor allem Regen und dichten Nebel gegeben.

„Merkwürdiges Wetter“, beginnt Georg das Gespräch, „ganz ‚unitalienisch‘. War ja schon an der Amalfiküste so. Und nun hier wieder. Verschneit habe ich die Berge hier im Frühjahr oder Herbst noch nie erlebt. Mal ein heftiges Gewitter mit Hagel-schauern schon, aber keinen Schnee.“ „Sieht aber sehr schön aus“, erwidert sein Sohn, „und wir bleiben sicher weit unterhalb der Schneegrenze. Lange liegen bleiben wird der Schnee sowieso nicht. Und was die Amalfiküste anbelangt. unsere kleine Wanderung auf dem Sentiero degli Dei hat mir auch bei schlechtem Wetter richtig gut gefallen. Da hielt sich das mit den Touristen immerhin in Grenzen.“

Georg stimmt zu. Er hatte diesen Wanderweg, einige hundert Meter oberhalb der Steilküste zuvor nicht gekannt. Der begann, vielleicht fünfzehn Autominuten von ihrem Hotel in Agriola entfernt und führte über mehr als vierzig Kilometer bis Sorrent. Sie sind vom Startpunkt aus vielleicht drei, vier Kilometer gelaufen und dann umgekehrt. Es hat immerhin nicht geregnet, ist aber etwas dunstig gewesen. Man hatte herrliche Ausblicke über Schluchten und Felsen hinweg zum Meer, Vereinzelte Häuser, am Wegrand oder weiter unten an den Steilhängen. Sie wirkten verlassen, waren auch mal halb verfallen. Die wenigen dort einmal angelegten Terrassen verfielen auch, wurden jedenfalls nicht mehr für den Anbau von Wein oder anderem genutzt. Den Reiz der Landschaft erhöhte das. Der Übergang von Meer und Himmel allerdings verschwamm am Horizont in leichtem Nebel. Gleichwohl der Name „Weg der Götter“ war vollauf angebracht.

„Du hast recht“ sagt er, „auch den hast du im Vorfeld gut recherchiert. Aber hinter diesem Wegeknicke; wo ich den Blick auf die nächste große Bucht erhofft habe, vielleicht sogar einen Hauch von Capri am Horizont, da haben wir plötzlich vor einer Nebelwand gestanden. Keine zehn Meter weit konnten wir gucken.“ „Sind wir dann ja auch umgekehrt“, fällt ihm der andere ins Wort. „Aber ein paar Tage später an der südlichen Adria ist dann unser kleiner Umweg über den Promonturio del Gargano richtig klasse gewesen. Auch ‘ne tolle Küste, wenn auch nicht so steil, strahlender Sonnenschein und vor allem fast keine Touristen. Und in Montesilvano sind wir gestern immer noch früh genug angekommen. Das war ein richtig guter Tipp von Annette.“

„Einverstanden“. Georg nickt. „Der Kontrast zu der Fahrt durch Amalfi und nach Ravello ist in diesem Naturschutzpark an der Adria schon gewaltig gewesen. Ich meine vor allem was die Touristen anbelangt. Die schmale Küstenstraße dort ist ja beidseitig immer wieder mit Autos zugeparkt gewesen. Wenn du da Gegenverkehr hattest, bist du ja froh gewesen, wenn du dich irgendwie noch durchschlängeln konntest. In Amalfi hätten wir jedenfalls nie und nimmer einen Parkplatz gefunden, um von da aus mit dem Schiff nach Capri überzusetzen. Aber in Ravello hatten wir an unserem Anreisetag noch richtig tolles Wetter. Dort, von der Villa Rufulo aus, hatten wir außerdem einen fast ebenso großartigen Blick auf’s Meer, wie wir ihn auf Capri gehabt hätten – aus ein paar hundert Metern Höhe.“

Aber klar, denkt er dann weiter bei sich, ich hatte gerade in diesem Park meine Erinnerung an den Urlaub mit Gerd und Ute. Ausklang der wilden Siebziger Jahre. Eigentlich auch ein reiner Erholungsurlaub damals, aber immer noch voller Aufbruchshoffnungen - für mich als junger Wissenschaftler, für die drei Anderen kurz vor Ende des Studiums im Blick auf den Einstig in den Beruf. Aber meine Kontrastfolie einer damals vom Tourismus noch ziemlich unberührten Perle an der Amalfiküste, die hat Jonas ja nicht.

„Na ja“, unterbricht der die kurze Pause; „der kleine Park da oben war schön, aber der Ort selbst war doch auch unheimlich touristisch – und die weiß-blauen Girlanden auf dem Marktplatz, zusammen mit den Bildern der Fußballer vom SC Neapel haben das noch verschlimmbessert. Die Leute da sind ja mindestens so fußballverrückt wie bei uns zu Hause. Überall in sechzig Kilometern Umkreis um Neapel haben die noch ihre Fußballmeisterschaft gefeiert. Auch in unserem Hotel nachher. Das ist ja eine Kommunionsfeier gewesen, in die wir da hineingeraten sind. Die haben die anschließend umfunktioniert. Und du hast dann noch versucht, mit dem Wirt über Fußball zu reden. Dass so'n intelligenter Mensch wie Du dem Fußball so viel abgewinnen kann, werde ich sowieso nie verstehen.“

Georg übergeht die kleine Spitze. „Das mit dem Tourismus stimmt. Ziemliches Gedränge auf den Straßen in Ravello, überall Geschäfte und Stände mit Souvenirs. Und blau-weiße Fahnen und Girlanden wirklich in jedem Ort auf dem Marktplatz. Trotzdem hat Ravello immer noch was. Habe ich Dir eigentlich erzählt, dass sich da in den frühen Fünfzigern einige prominente Hollywoodschauspieler längere Zeit aufgehalten haben? Das damalige Lieblingsrestaurant von Humphrey Bogart soll es immer noch geben. Allerdings das, in dem Annette und ich vor gut vierzig Jahren mehrfach gewesen sind, zusammen mit unseren Freunden, habe ich nichtmehr gefunden“

„Dafür hast du mich zwei Tage später nach Pompeji geschleppt.“ Jonas nächste spitze Bemerkung folgt auf dem Fuße. „Gut, bei dem Regen hätten wir sonst wohl nur im Hotel bleiben können. Aber ganz ehrlich: Vielleicht wäre mir das am Ende noch lieber gewesen.“

„Ja, ja“ unterbricht ihn Georg, „du hättest einen Tag mit Surfen im Internet locker rumgebracht. Ich aber nicht.“ Aber Jonas legt nach. „So anders als Ostia Antiqua ist Pompeji auch nicht gewesen. Gut, besser erhaltene Straßen, mehr Säulen und Statuen und in der einen Villa die gut erhaltenen Fresken. Ich hätte das aber nicht gebraucht.“ Gut, denkt Georg, aber gerade diese Villen und solche Fresken haben einem doch auch was von dem Lebensgefühl vermittelt, das wohlhabende Römer vor zweitausend Jahren gehabt haben müssen. Doch ehe er einhaken kann, legt Jonas nach: „Ist aber vom Castello del Monte noch übertroffen worden. Nicht wegen des Gebäudes, und das lag ja auch an unserm Weg zur Adriaküste. Aber da hat es Null Informationen für Touristen gegeben. Drei, vier Tafeln in Italienisch und Englisch. Auf denen war wenig zu lesen, und eine davon ist auch noch abgesperrt gewesen. Da konntest du richtig merken. Die haben das hier nicht nötig. Die Touristen kommen sowieso.“

Dann stoppt er, fast unvermittelt an der nächsten Parknische. „Schau mal, von hier aus ist der Blick auf die Berge besonders schön. Da mache ich mal ein paar Fotos – Auch für den nächsten Chat mit Annette heute Abend. Die hat heute Morgen übrigens gemeint, dass wir in Umbrien doch über Spoleto fahren sollten. Ist also ihr nächster Tipp. Da wärt ihr früher mal gewesen. Hab schon geguckt heute Morgen. Ist fast kein Umweg.“ Georg nickt etwas zögerlich. „ja, dahin haben wir wohl mal einen Ausflug gemacht und in einem sehr schönen Restaurant am Hauptplatz gegessen. Können wir so machen, und dann über Foligno, Assisi und Gubbio weiter zu unserem nächsten Quartier.“

Jonas macht seine Fotos. Solche landschaftseindrücke sind ihm wichtiger, denkt Georg, aber ich habe unsere Rundreisroute ja nicht zuletzt auch unter diesem Gesichtspunkt so ausgewählt. Dann fahren sie weiter. Jonas Bedarf nach weiterem Austausch scheint erst einmal erschöpft zu sein. Er schaltet das Hörbuch ein. Es ist ein Fantasy-Roman. Gar nicht einmal so schlecht, aber mit einer unglaublich verästelten Handlung, die sich zieht und zieht.

Als sie an ihrem Ziel in den Marken ankommen, dämmt schon der Abend herauf. Es ist kühl, aber zumindest für den kommenden Tag ist noch gutes Wetter angekündigt. Cantanio ist ein kleines Nest in einem engen Tal. Die Pension liegt am Ortsrand an einem Berghang oberhalb der Straße. Jonas hat sie wegen ihres verheißungsvollen Internetauftritts gebucht. Bed and Breakfast wird darin angekündigt. Aber die überaus freundliche Wirtin spricht kaum ein paar Brocken Englisch. Also muss Georg mit seinem spärlichen Italienisch radebrechen. Nutze sie zusätzlich Hände und Füße, reicht es so eben aus.

Das Ferienhaus ist eine überaus erfreuliche Überraschung: geräumiges Wohnzimmer mit Kamin und Küchenzeile, drei Schlafzimmer, ein komfortables Bad und zwei große, gut ausgestattete Außenterrassen. An die Terrasse vor dem Eingang schließt separat sogar noch eine kleine Waschküche an. On Top hat ihre Wirtin im Kamin ein Feuer entzündet. „e freddo“, es sei kühl geworden, meint sie. Nachdem beide sich mit ihr über die Zeit für das morgige Frühstück verständigt und ihr Gepäck ins Haus geschafft haben, suchen sie sich nahe beim Kaminfeuer zwei Plätze. Sie ruhen erst einmal aus. Georg wirft einen ersten Blick in eine dicke Mappe mit Ausflugsvorschlägen für die Gäste des Hauses – auch zurück nach Umbrien.

Jonas strahlt: „Jetzt sag doch mal, dass ich das Quartier hier richtig gut ausgewählt habe. Gefällt mir noch besser als unser Agriturismo La Baita an der Amalfiküste – und das war schon prima mit dem kleinen Park. Freue mich schon morgen auf das Frühstück.“ Georg stimmt zu: „Hast Recht. Außerdem ist hier alles sehr geschmackvoll eingerichtet. Und ‘ne gut ausgestattete Küche haben wir hier auch. Aber unten im Dorf hat sie uns ja die Pizzeria empfohlen. Da kann man in Italien kaum falsch liegen. Kochen wollen wir ja sicher nicht.“

Er macht eine kurze Pause und fährt dann fort. „Bist du nach der langen Fahrt und den beiden längeren Stadtrundgängen, vor allem dem in Spoleto, ein Bisschen ge-

schafft? Ich denke wir bleiben hier erst einmal am Kamin sitzen und machen uns später etwas was zum Abendessen. Haben ja genug dabei. Danach können wir uns ja auf unsere iPads zurückziehen, Nachrichten gucken, Chatten usw. Für das Programm morgen hast du ja vorhin schon einen Vorschlag gemacht.“

„Zwei Stadtrundgänge ist gut“, über Jonas Gesicht huscht ein Lächeln. „In Spoleto hast Du uns ja durch die gesamte Altstadt getrieben, weil du unbedingt deinen zentralen Platz in der Stadtmitte finden wolltest. Auch die lange Rolltreppe vom Parkplatz unten rauf in die Stadt hinein hat das nicht wettgemacht. Ich war am Ende fast fußlahm – und du hast deinen Platz nicht gefunden!“

„Ist richtig.“ Georg gibt sich etwas zerknirscht. „Habe ja vorhin schon gesagt, dass das eine andere Stadt gewesen sein muss, in der wir damals gewesen sind. jetzt weiß ich welche“ Er weist auf die Mappe. „Ich bin damals mit Annette zusammen in Todi gewesen. Das ist ein Städtchen etwas weiter westlich entlang der gleichen Bergkette. Muss sie verwechselt haben. Und ich habe es auch nicht mehr genau erinnert.“ Eine ganz bestimmte Szene steht ihm dabei vor Augen. Am Rande dieses Platzes, auf der leicht erhöhten Terrasse eines Feinschmeckerrestaurants haben sie damals gegessen. Herrlicher Blick auf den Platz – und rechts davon hinunter ins Tal, durch das der Oberlauf des Tiber mäandert ist. Ein, zwei Tische weiter ein italienisches Ehepaar, er vermutlich Anfang oder Mitte fünfzig, sie einige Jahre jünger. Beide wirkten viel jünger als sie waren. Sie unterhielten sich sehr lebhaft. Er hatte zu seinen weißen Haaren überraschend blaue Augen. „Wenn wir in zwanzig, dreißig Jahren auch noch so jung sind wie die, das wäre gut“, hat Annette damals zu ihm gesagt. Hatte er dieses Restaurant heute gesucht, um diese Erinnerung noch lebendiger vor Augen zu haben?

Jonas lacht. Georgs kurzer Gedankenflug reißt ab: „Ja ja, mir dein Italien zeigen.“ Aber dann wird er versöhnlich: „Aber Assisi war Klasse. Wirklich die bisher schönste Stadt. Da hast du nicht übertrieben. Da sind wirklich alle Häuser aus Naturstein gebaut. Der Stadtrundgang hat sich gelohnt. Und wenn Gubbio ähnlich malerisch ist, sollten wir die paar Kilometer dahin morgen oder übermorgen noch einmal zurückfahren.“

„Einverstanden“, Georg nickt nachdrücklich. „Da haben wir auf der Hügelkette auf der gegenüberliegenden Seite des Tals ja zweimal mit Dir, und zusammen mit Freunden, Urlaub gemacht. Und deren Freunde aus Kalabrien waren mit ihren beiden Kindern auch noch dabei. Ja die Gilda, so hieß die Frau aus diesem Paar, hat damals auch noch von einem italienischen Sozialismus geträumt – auch wenn damals der PCI schon im Niedergang begriffen war.“ Er macht eine kurze Pause. „Ich hätte erwartet, dass ich die Abzweigung zu diesen Ferienhäusern heute bestimmt wiedererkenne. Aber von der neuen Autostrada aus....keine Chance. Du erinnerst dich ja nur an den zweiten der Urlaube dort. Da hast du heimlich immer wieder die Ziegen aus ihrer kleinen Weide in unser Urlaubsreal herausgelassen – nachdem vorher eine mal von selbst entwischt war. Wir Erwachsenen mussten sie dann immer wieder einfangen und zurückbringen, und wir haben uns jedes Mal gefragt, weshalb die bloß ausbüch-

sen konnten – und du hattest deinen Spaß. Während des ersten dieser beiden Urlaube fand damals in Gubbio das alljährliche große Stadtfest statt. Aber daran erinnerst du dich ja nicht mehr.“

Ihr Gespräch plätschert noch eine Weile dahin. Jonas ist schon wieder mit seinem iPad beschäftigt. Georg blättert erneut in der Mappe. Schließlich essen sie ein wenig und ziehen sich dann auf ihre Zimmer zurück – gespannt darauf, was die beiden nächsten Tage bringen werden.

Zwei Tage später, gerade aus Gubbio zurück. Georg sitzt allein auf der unteren der beiden Terrassen. Er blickt auf den gegenüberliegenden Berghang - und mit seinem inneren Auge zurück auf die beiden letzten Urlaubstage.

Vorgestern ist es das Wetter noch richtig gut gewesen. Ihre Wirtin hat ihnen ihr Frühstück morgens um acht auf der Terrasse servieren können. Auf einem großen Tablett hat sie ihnen frische Panini, Salami, Schinken, Käse, verschiedene Marmeladen und Honig, Jogurt mit Knuspermüsli dazu, Kuchen, scheinbar frisch gepresstem Fruchtsaft serviert. Mit mehreren doppelten Espresso dazu ist das ein toller Start in den Tag gewesen – ebenso wie, mit leichten Variationen, auch am folgenden, Da aber haben sie bei leichtem Regen im Haus frühstücken müssen.

Jonas hat auch dieses Mal einen geradezu malerischen Wanderweg ausfindig gemacht, keine halbe Stunde entfernt. Er führte sie vielleicht zwanzig Meter oberhalb eines schon größeren Gebirgsbaches entlang – immer auf etwa gleicher Höhe. Anders als in Umbrien wirkte die Landschaft zwar wenig italienisch, allerdings doch mit anderem Baumbewuchs als in deutschen Gebirgslandschaften. Jedenfalls hatte sie großen Reiz. Der Blick auf den Gebirgsbach unter ihnen bot reichlich Abwechslung. Gelegentlich sammelte sich sein Wasser in größeren, von Felsen gerahmten Becken zu kleineren Teichen. An anderen Stellen gab es so etwas wie kleinere Stromschnellen. Auch hier haben sie wieder nahezu keinen einzigen Touristen getroffen.

Sie sind entspannt gewesen, haben sich angeregt unterhalten, ganz darauf eingestellt, mindestens fünf Kilometer zu laufen, ehe sie umkehren würden. Aber dann sind sie an diesen kleinen, ganz flachen Bach gelangt. Ganz gemächlich ist das Wasser rechter Hand von den flachen Hängen oberhalb von ihnen herunter geflossen. Die Überquerung schien einfach, hat er gemeint. Ein Balken hat im Wasser gelegen, dahinter ein Stein, noch ein weiterer Schritt, und man müsse nach zwei Metern trockenen Fußes am anderen Ufer sein. Genau dieser vertrauenerweckende Balken aber ist die Falle gewesen. Er war nass und rutschig – und er wackelte stark. Georg ist locker voran gegangen, der Balken unter seinen Füßen hat sich bewegt – und prompt hat er der Länge nach im Wasser gelegen. Ihm ist nichts passiert, außer dass Schuhe, Hose und T-Shirt klitschnass gewesen sind. Ihre kleine Wanderung hat so ihr abruptes Ende gefunden. Erst nach den ersten hundert Metern zurück hat er bemerkt, dass er bei dem kleinen Sturz seine Brille verloren hat. Aber Glück im Unglück. Jonas hat sie zwischen Sand und kleinen Zweigen am Rand des Bachlaufs

entdeckt. Zwei Meter weiter hätte der sie ziemlich steil hinab mit in den großen Gebirgsbach mit sich genommen.

Wie auch immer, ihre kleine Wanderung ist so ‚ins Wasser gefallen‘. Jonas konnte ein wenig über seinen alten Herrn lästern – und der mochte am Nachmittag in gewechselten, trockenen Klamotten nur noch mit dem Auto unterwegs sein. Aber immerhin: Das Wetter hat sich gehalten Die bergige Landschaft hatte auch so ihren Reiz Es gab sogar einen gut befahrbaren Weg, der ziemlich hoch auf einen Berg hinauf führte. Bemerkenswert schöne Aussicht rundum. Besichtigung eines kleineren Ortes am Weg. Mehrere Pausen für Fotos. Nach ihrer Rückkehr Abendessen in der Pizzeria in ihrem Dorf.

Am nächsten Tag dann Regen. Aber dafür hatten sie ein Ausweichprogramm. Die Grotte di Tassas waren hier in der Gegend zu Recht eine Touristenattraktion. Schon der wieder gut halbstündige Weg dorthin führte durch eine sehenswerte, felsige Landschaft. Die Führung durch die wirklich sehr beeindruckende sechs oder sieben Tropfsteinhöhlen – meist sehr hohe Höhlen, Stalaktiten mit bis zu zwanzig Metern Höhe und zum Teil skurrilen Formen – haben sich gelohnt.

Am Nachmittag hat sich das Wetter gebessert. Ihrem Trip, noch einmal zurück nach Gubbio, hat nichts mehr im Wege gestanden. Und wie der Zufall es wollte: an diesem und den beiden folgenden Tagen hat dort tatsächlich das alljährliche, dreitägige Stadtfestes auf dem Programm gestanden. Ihre Wirtin hatte ihnen das schon am Morgen erzählt, als sie das Frühstück brachte. Den Beginn des Festes haben sie also miterlebt.

In der Stadt war schon am ersten Festtag einiges los, auch wenn die Höhepunkte des Programms erst am folgenden zu erwarten waren. Der Parkplatz vor der kleinen Stadt war rappellvoll. Sie sind sich beide einig gewesen: die Einheimischen die in Feierlaune in Scharen durch die Straßen zogen, einige Jugendliche schon in mittelalterlichen Kostümen, störten in keiner Weise. Das Stadtbild war das einer mittelalterlichen Stadt. Die Steinhäuser waren mit Fahnen in den jeweiligen Farben und mit den Wappen der einzelnen Stadtviertel geschmückt. Er, Georg, hat bei ihrem Stadtrundgang Gelegenheit gefunden, seinen Erinnerungen nachzuhängen, ein wenig auch davon zu erzählen. Anders als an der Amalfi-Küste handelten sie nun von früheren Familienurlaube, nicht von den ersten Aufbruchsjahren. Wie schon damals, war dies vor allem ein Urlaubstag.

Ein wenig hängt er so, auf der Terrasse sitzend, noch seinen Gedanken und Erinnerungen nach, bis Jonas auftaucht. Ihn treibt der Hunger. Er schlägt vor, ein zweites Mal in die Pizzeria zu gehen. Die sei zwar nicht so herausragend wie die in Deiva Maria, aber doch ganz okay.

Dann sitzen sie dort, am gleichen Tisch wie am Abend zuvor. Auf dem Weg hierher haben sie ein wenig geplaudert. Nun haben ihre Pizzen bestellt und warten. Das Lokal befindet sich in einem flachen, fast quadratischen Neubau. Wie gestern, sind vielleicht drei, vier weitere Tische besetzt. Einige Einheimische gehen hier wohl ganz

gerne zum Essen. Andere Touristen scheinen nicht zugegen zu sein. Jonas sitzt mit dem Rücken zu den anderen Tischen, vor sich sein iPad. Er scheint damit beschäftigt, im Internet die deutschen Nachrichten des Tages durchzugehen.

Georg hat, über dessen Schulter hinweg, den Fernseher im Blick, der oben an der Wand angebracht ist. Wie am Abend zuvor läuft eine Art abendlicher Rückblick auf den Tag hier in Italien – und ganz offenkundig ist dies einer von Berlusconi's Privat-sendern. Viel anderes soll man hierzulande ja auch kaum empfangen können – und die öffentlich-rechtlichen Sender wird die Giorgia Meloni dauerhaft sicherlich nicht in Ruhe lassen. Folgerichtig stehen die führenden Köpfe der Regierung im Mittelpunkt der Sendung. Man sieht die Meloni von den faschistischen Fratelli Italia, Matteo Salvini von der Lega Nord, und Silvio Berlusconi natürlich auch. Man erfährt, wie sie heute ihren Regierungsgeschäften nachgegangen sind und kann hören, wie sie das in Interviews erläutern.

Das ist am Vorabend so ähnlich gelaufen, im Grunde während ihres gesamten Abendessens. Georgs Italienisch reicht nicht aus, um der Sendung in Einzelheiten hinein zu folgen. Aber die Bilder, der Tonfall der Berichterstattung und die Körpersprache der Interviewten sind allemal aussagekräftig genug: Alle Fragen und Antworten erfolgen in betont freundlicher Tonlage. Man sieht stets lächelnde Gesichter. Es sind Worte und Bilder aus einer heilen Welt, die über den Bildschirm flimmern. Und die Politik sorgt dafür, so wohl der Tenor der Berichterstattung, dass das alles so bleibt. Dass diese Art Hofberichterstattung auch nur von einem Hauch eines kritischer nachbohrenden Journalismus durchweht werden könnten, wäre eine abwegige Vorstellung. Und wie schon gestern, scheint es in Italien keine politische Opposition zu geben. Sie kommt in dieser Art von Fernsehjournalismus schlicht nicht vor.

Georg wirft einen Blick in die Runde. Die übrigen Gäste essen, oder warten noch wie sie selbst. Sie sind lebhaft in Gespräche vertieft. Sie scheinen den Fernseher nicht zu registrieren, gönnen der Glotze keinen Blick. Sie sind hier zum Essen und für ein kurzes geselliges Beisammensein. Die Nachrichten und die bewegten Bilder von einem immer gleichen Politikbetrieb, so denkt er bei sich, rieseln über die Köpfe der Menschen hinweg. Sie gehören eben zum Alltag, und die Menschen begegnen ihnen mit ziemlicher Gleichgültigkeit - ziemlich sicher nicht nur die, die hier sitzen. Nur, wer kann wissen, welche politischen Wahlentscheidungen sie treffen, für welche Ziele sie sich mobilisieren lassen.

Er wendet sich Jonas zu: „Gibt es denn im Netz bemerkenswerte Nachrichten von zu Hause?“ fragt er. „Du hast den Fernseher in Deinem Rücken, anders als ich, ja nicht im Blick. Wenn man, wie du, kein italienisch spricht, sind die Nachrichten da vielleicht auch nichtssagend. Aber im Grunde stimmt das nicht. Ich denke, hier kann man sehen, wie Fernsehberichterstattung zu sowas wie Hofberichterstattung verkommt.“

„Jonas blickt von seinem iPad auf. „Ich hab zuletzt gar keine Nachrichten geguckt. Mich hat interessiert, wie das Wetter in den nächsten Tagen wird. Morgen in Raven-

na soll die Sonne scheinen. Aber wenn wir in Venedig sind, dann wird es wohl regnen.“

„Besser als anders herum“, erwidert Georg. „Die Strecke nach Ravenna kenne ich so wenig wie die Stadt. Sie und die Landschaft sind bei schönem Wetter sicher zu genießen. In Ravenna werden wir im Übrigen wohl länger unterwegs sein. Viele Sehenswürdigkeiten, UNESCO-Weltkulturerbe alles. Deshalb will ich da ja hin. So ein paar neue Eindrücke möchte ich eben auch von dieser Reise mitnehmen. Auf der Weiterfahrt nach Venedig ist das Wetter dann hoffentlich immer noch gut. Und in Venedig liegen die Sehenswürdigkeiten, die man bei einem Tagesausflug im Programm haben sollte, dicht beieinander – und Regen wird da vor allem bedeuten, dass weniger Tagestouristen unterwegs sind.“

Jonas nickt. Der Wirt bringt ihre Pizzen. Sie beginnen mit Appetit zu essen, und das unterbricht zunächst einmal ihr Gespräch. Dann setzt Georg erneut an: „Nochmal zu der Glotze da in deinem Rücken. Ich verstehe natürlich auch kaum die Hälfte. Selbst wenn ich meine Sprachauffrischung vor unserem Urlaub beharrlicher betrieben hätte, wäre das nicht anders. Aber was ich sehe, und ein wenig doch auch höre, ist eindeutig. Das da ist mehr oder weniger Propaganda für die Regierungspolitik. Da könntest du fast zum Fan der öffentlich-rechtlichen Medien werden, bei uns zu Hause.“

„Hast du denn etwas anderes Erwartet?“ fragt Jonas zurück. „Wird vermutlich so ähnlich sein wie bei FOX-News. Da kommt auch immer nur Trump vor – als der große Retter, der immer alles richtig macht – make America great again. Und die Rechten hier versprechen das eben für Italien. Aber bei FOX-News ist es wahrscheinlich noch viel schlimmer, es werden jede Menge faked News ausgestrahlt. Den krudesten Verschwörungstheorien wird Vorschub geleistet, hemmungslos, oder sogar absichtsvoll. Das Problem ist einfach, dass so viele Leute auf dem Mist hereinfallen, der da verzapft wird.“

„Na ja, mindestens mit stark schlagseitiger Berichterstattung ist hier ganz sicher auch zu rechnen“, kehrt Georg zu seinem Ausgangspunkt zurück. „Da ist man dann schon froh, dass die Leute hier sich mit anderem beschäftigen, als so eine Nachrichtensendung zu verfolgen. Hier guckt jedenfalls keiner zu der Glotze hin, wenn du dich so umschaust.“

„Mal abgesehen von dir.“ Jonas kann sich ein Grinsen nicht verkneifen. „Aber du bist ja auch Sozialwissenschaftler. Dich lässt die Politik nicht los, auch jetzt noch nicht. Du schreibst weiter deine Aufsätze oder Leserbriefe. Und du streitest mit Annette darüber, ob das noch sinnvoll ist. Von mir aus kannst du dich da auch gerne weiter engagieren. Aber ich glaube nicht, dass unsereins da Chancen hat, wirklich was zu ändern. Ich beobachte das alles nur – bei uns und in den USA –, und ich wundere mich darüber, wie leicht die Menschen sich ver dummen lassen.“ Und nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: „Die Menschen sind wie die Leute“, hast du selbst mal gesagt – oder jemanden zitiert, von dem du nicht so begeistert bist, dem du da aber doch ein klein wenig Recht gegeben hast.“

Georg säbelt ein wenig am etwas harten Rand seiner Pizza herum. Dann erwidert er trotzig: „Ich guck mir eben Land und Leute an, auch im Urlaub – und ich denke eben doch, dass die Leute als Menschen lernfähig sind – aber eben auch anfällig für diesen Rechtspopulismus. Aber du hast schon Recht. Meine Ansprüche an mich selbst sind immer ziemlich hochgesteckt gewesen, vielleicht auch zu hoch. Jedenfalls ist es einfacher, die Menschen in Vorurteilen zu bestätigen, als sie in Stand zu setzen, sich ein kritisches Urteil zu bilden. Und Teile der Konservativen wollen das ja auch so – auch bei uns. Man weiß, wie die Leute denken; und dann geht es ums Machtkalkül. Und wer machtbesessen ist, der missbraucht dann gegebenenfalls auch seine Macht. Wer Menschen beherrschen will, der erniedrigt sie und listet ihnen ihre Rechte ab, bis sie ohnmächtig sind wie Tiere. Stammen nicht von mir diese letzten Sätze, sondern von Elias Canetti. Der hat viel über ‚Masse und Macht‘ nachgedacht. Das Geschäft soll laufen, nicht nur in der Wirtschaft, sondern das eigene eben auch. Also darf man den Menschen nicht zu viel zumuten – in diesem Politikbetrieb. Man muss sie ‚mitnehmen‘ wie es so schön heißt. Erst Recht gilt das für all die rechten Populisten, die viel versprechen und scheinbar einfache Lösungen anbieten. Die Leute fallen drauf rein, und die harten rechten Ideologen glauben ihren Scheiß auch selbst – mindestens zum Teil.“

Beide wenden sich erst einmal wieder ihren Pizzen zu. Dann setzt Jonas noch einmal an. „Ich weiß ja, dass du jetzt bei deinem Thema bist, aber ich finde, auf so einer Urlaubsreise kannst du nur ganz wenig an die politischen Verhältnisse hier im Lande herankommen. Vielleicht sollten wir lieber über den Tag heute und unser weiteres Programm reden. Aber trotzdem: ich könnte jetzt doch zum Beispiel einwenden, dass wir in Mailand in der Stadtmitte auch dieses eindrucksvolle Denkmal für den antifaschistischen Widerstand gegen Mussolini gesehen haben. Das ist frisch geschmückt gewesen, mit Kranz und Blumen. War immerhin ein politisches Statement. Und bei den letzten Wahlen ist die linke Mitte hier doch selbst schuld gewesen. Die haben sich doch, wenn ich richtig erinnere, nicht auf eine Wahlallianz einigen können. Also nochmal: Ich gucke mir das alles höchstens kopfschüttelnd an. Dass wir daran was ändern könnten, glaube ich nicht. Also gehen wir alle vier Jahre wählen und hoffen auf Besserung“. Nach kurzer Pause schiebt er noch nach: „Da bin ich also eher bei Annette. Also dein immer noch hohes Engagement ist schon okay. Das Annette das nicht mehr hat, kann ich aber auch nachvollziehen – und deine Leidenschaft für deinen Beruf ist mir eben immer fremd gewesen.“

Georg brummt halb zustimmend und halb nachdenklich vor sich hin: „Okay, aber vielleicht eins noch, was mir jetzt durch den Kopf geht. Vor zwölf Jahren, als ich das letzte Mal mit Annette in Umbrien gewesen bin, du weißt schon nahe am Lago di Trasimeno, in diesem großen, sehr schönen Ferienhaus. Da haben die Besitzer für die vier, fünf Familien die da Urlaub gemacht haben an einem Tag ein gemeinsames Abendessen geboten. Die sind auch so nett gewesen, wie unsere Wirtin hier. Da sind wir dann ins Gespräch gekommen. Alle konnten Englisch. Die beiden haben sich als Berlusconi-Fans präsentiert. Und ebenso ihre Kinder. Ihr Sohn war, glaube ich Filialleiter in irgendeiner Bank. Die versprachen sich persönliche wirtschaftliche Vorteile

von Berlusconi und seiner Forza Italia. Der erfolgreiche Großunternehmer werde das schon machen, so nach dem Motto. Ich habe damals gedacht: Na klar, in Italien ist ja kaum mal eine Regierung länger als eineinhalb Jahre im Amt gewesen. da geht es noch viel weniger als bei uns um längerfristige Perspektiven – und damit um eher grundlegende politische Unterschiede. Da wird allenthalben von Wahl zu Wahl geguckt. Die Leute entscheiden allein nach den eigenen unmittelbaren Interessen, oder sie gehen erst gar nicht mehr zur Wahl. Die wägen nicht politisch ab, werden dazu ja auch geradezu systematisch nicht in Stand gesetzt. Und sie betrachten diesen Politikbetrieb letztlich mit einem Achselzucken. Und dass sich dagegen in mir wirklich alles sträubt, verstehst du ja wohl.“

Und nach einer kurzen Pause fährt er fort: „Aber gut, du hast ja Recht. Wir sind im Urlaub, und mit unserer netten Wirtin hier werden wir auch nicht über Politik reden. Also, wie fandest du heute unseren Ausflug in die Unterwelt, oder gibt es noch was zu Gubbio heute Nachmittag zu sagen? Ich fand das beides bei dem mäßigen Wetter ein gelungenes Programm“ – und dieses Mal eines, das ich vorgeschlagen habe, diesmal auch im Detail, denkt er weiter bei sich.

Jonas stimmt ihm zu. Sie tauschen sich noch einmal über diese oder jene einzelne Beobachtung aus, wie schon während ihrer Autofahrten heute – sofern Jonas nicht sein Hörbuch hören wollte. Als Jonas ihm nun erklärt dass er am liebsten am folgenden Tag noch den Höhepunkt des Stadtfestes in Gubbio mitgenommen hätte, ist Georg angenehm überrascht – etwas weniger allerdings, als der Jüngere dann noch einmal leicht frotzelnd auf sein unfreiwilliges ‚Bad‘ bei ihrer Wanderung am Vortag zu sprechen kommt und ihn fragt, ob seine Klamotten inzwischen wenigstens getrocknet seien.

„Nein“, erwidert er etwas schroff. „Bei diesem Wetter konnte man die ja nicht in der Sonne trocknen lassen. Hab sie ja schon letzte Nacht, über zwei Stühle aufgehängt, vor den Kamin gestellt. Hat leider noch nicht gereicht. Aber unsere Wirtin wird den heute bestimmt noch einmal anschmeißen.“

Kurz darauf brechen sie auf. Im Kamin lodert tatsächlich wieder ein Feuer. Hose, T-Shirt und Schuhe dürften so bis zum nächsten Morgen noch trocken werden. Sie packen ihre Sachen, Einiges verstauen sie schon im Auto. Am nächsten Morgen wollen sie gleich nach dem Frühstück los Jonas erklärt, sich nun mit seinem iPad auf sein Zimmer zu verziehen. Georg ist das noch zu früh am Abend. Er schenkt sich ein weiteres Glas Wein ein und erklärt, er werde sich noch ein wenig auf die untere Terrasse setzen. Er brauche dann zwar eine Jacke, aber damit sei es warm genug.

„Willst Du nicht noch mitkommen? Da draußen ist es schöner, und wir könnten noch ein wenig plaudern.“ Jonas schüttelt den Kopf. Dann huscht ein Lächeln über sein Gesicht. „Außerdem hast du dir gerade ein weiteres Glas Wein genommen. An dem verregneten Abend an der Amalfiküste, da als du mit mir über unsere Vater-Sohn-Beziehung gesprochen hast, da hast du vorher ja auch ganz ordentlich gebechert.“

War dann zwar schon okay, aber irgendwie bist du da ziemlich melancholisch geworden. Hätte ich heute keinen Bock drauf.“ Dann schnappt er sich das iPad.

Draußen ist es angenehm. Georg grübelt ein wenig angesichts der letzten Bemerkung seines Sohnes. Er hat ihr Gespräch so nicht in Erinnerung gehabt, hat gemeint, die Anliegen, die ihm wichtig gewesen sind, durchaus angemessen zur Sprache gebracht zu haben. Eines aber ist ihm an dem Abend vor einer Woche schon klar geworden. Er ist da mit seinem Versuch nicht sonderlich weit gekommen. Jonas hat ihm erklärt, er sei als Vater schon ganz in Ordnung gewesen. Die zwei drei Situationen, die Georg da noch einmal aus seiner Erinnerung geschildert und von denen er gemeint hat, sich da womöglich folgenreich sehr falsch verhalten zu haben, habe er, Jonas, so nicht im Gedächtnis. Zum Teil hat er sich überhaupt nicht mehr daran erinnern können. Vor allem aber ist seine, Georgs Hoffnung enttäuscht worden, Jonas so einen Impuls geben zu können, über seine eigenen Probleme mal etwas offener zu sprechen. Er wusste ja, dass Jonas, der große Einzelgänger, irgendwie feststeckte, auch beruflich. Aber der erwies sich wieder einmal als eine verschlossene Auster. „Was hast du anderes erwartet“, hat ihm Annette später im Chat geantwortet, als er ihr seine leichte Ernüchterung berichtet hat, „so ist er eben.“

Egal, denkt er dann weiter. es ist schon gut, diese Rundreise zu machen. Wir reden intensiver miteinander als sonst. Aber eigentlich, denkt er dann weiter, sind wir irgendwie ja doch zu dritt unterwegs. Die Chats mit Annette, abends wie morgens, sind inzwischen zur Regel geworden. Es mochte sein, dass Jonas und Annette sich da noch intensiver, jedenfalls aber länger, austauschten als er mit ihr. Aber inzwischen haben sie beide auch täglich zwei Mal so zehn bis zwanzig Minuten miteinander gechattet. Dadurch und über den Austausch der Fotos, bin ich irgendwie ein wenig mit in München gewesen und sie hier in Italien. Und im Chat lief die Kommunikation zwischen Annette und ihm zudem besser als zuletzt zu Hause. Ihre beiden Urlaube brachten neue Themen mit sich. Ihre Äußerungen, jedenfalls seine, erfolgten bedachtsamer. Die in letzter Zeit manchmal gereizten Zwischentöne, womöglich noch verstärkt durch Lautstärke und Körpersprache, wurde im Chat nicht mitgeliefert. Aber vielleicht hätte er genau das seiner Annette nicht per Chat mitteilen sollen. An dem Abend jedenfalls hat sie ihr in Form der Chats geführtes Gespräch mit der Bemerkung abgebrochen, sie sei nun müde und wolle zu Bett gehen. Hat dann aber am nächsten Morgen im nächsten Chat keine Rolle mehr zwischen ihnen gespielt.

Er wird langsam müde, trinkt den letzten Schluck Wein, geht ins Haus zurück und zu Bett, kann aber noch nicht einschlafen, Er döst vor sich hin, lässt das Gespräch vom Abend noch einmal an sich vorbeiziehen. ‚Die Menschen sind wie die Leute‘. ja das hat er ein paar Mal bissig zitiert. Aber sie haben doch auch Träume, Träume davon, dass es anders sein könnte als von Tag zu Tage zu leben. Er ist es doch nicht allein, der seinen früheren Träumen immer wieder nachspürt. Und ganz am Anfang müssen frühe Kindheitsträume stehen, denkt er. Aber was ist, wenn die die Verhältnisse so gewesen sind, dass die sich kaum entfalten konnten? Er wachte inzwischen häufiger morgens auf und hatte dann ganz alte Erinnerungen aus seiner Kindheit im Kopf.

Das war so, wie auf dieser Reise. Er spürte frühen Träumen nach, da eben in den letzten Remphasen vor dem Aufwachen. Er hatte mit Annette mal darüber zu sprechen versucht. Ihr ginge das nicht so, hat sie gesagt. Mit dem Älter-Werden habe das nach ihrer Erfahrung jedenfalls nichts zu tun. Als ältere Frau richtig eingeordnet und anerkannt zu werden, das sei ihr wichtig. Aber dass sie inzwischen häufiger an Kindheitserinnerungen dächte, morgens beim Aufwachen, davon könne keine Rede sein. Seine Versuche, sich so an tiefliegende Wünsche und Erinnerungen von ihr heranzutasten, im gemeinsamen Gespräch, hat sie dann irgendwie abgeblockt. Auch fast so verschlossen wie eine Auster, denkt er. Auf solcher Suche war er neben seinen Lieben irgendwie alleine unterwegs.

#### IV.

„Hier sitzen wir von den Motorsägen weit genug entfernt.“ Georg weist in die Richtung, aus der das Motorengeräusch nun eher schwach zu hören ist. Sie haben am zweiten der beiden kleinen Seen unterhalb des Schlern eine Bank gefunden. Ihr Blick fällt auf die Steile Felswand, die hinter dem kleinen Waldstreifen steil aufragt. Beide Seen haben sie eben umrundet. Georg hatte sie in bester Erinnerung. Der Abstecher dorthin lag direkt am Weg zu ihrem nächsten Quartier. Eine gute Gelegenheit, sich nach der langen Fahrt von Venedig hierher noch ein zweites Mal die Füße zu vertreten. Den etwas längeren, vielleicht fünf Kilometer langen Weg unterhalb dieses schroffen Dolomitenberges haben sie sich allerdings verknipt. Es hat sich einiges verändert an diesem Ausflugsziel. Einzelne neue Häuser, alle aus hellem Holz, stehen am Wasser. Sie stören den malerischen Eindruck der Landschaft in keiner Weise. An ein zwei Stellen sind frisch gefällte Baumstämme drapiert, in die Figuren hinein gesägt und geschnitzt sind. Nicht nur das helle Holz zeigt, dass sie ganz frisch aufgestellt sind. Zwei Männer, vielleicht zweihundert Meter entfernt, sind gerade dabei mit ihren Motorsägen eine weitere Holzschnitzerei anzufertigen. Was tat man hier nicht alles für den Tourismus.

„Nach der Pause heute Mittag am Gardasee ist dieser kleine Abstecher nicht schlecht“, meint Jonas, „ist auch hübsch hier. Aber der großartige Blick auf die Dolomiten ist das hier noch nicht, oder?“

„Nein, erwidert der andere, „wir sind uns vermutlich auch beide einig, dass die Landschaft an der Westküste des Gardasees eindrucksvoller gewesen ist, dort wo wir unsere Mittagspause gemacht haben. Stahlender Sonnenschein, ein tiefblauer See und die hohen Berge am nördlichen Ostufer. das war schon toll. Und dann gab es da auch noch leckeres Eis. Das Wetter hier ist zwar immer noch recht gut, aber die Sonne dringt nur noch mühsam durch die dünne Wolkendecke.“

„Ja, das Eis war gut“, erwidert Jonas, „nur war das Restaurant dann leider das falsche. Aber wer rechnet schon damit, dass es ein Restaurant mit gleichem Namen in zwei Orten dicht hintereinander gibt. Da waren wir dann eben an dem schon vorbei, zu dem ich die Empfehlung mit dem bib Gourmand in meinem Guide entdeckt hatte.“

„War aber nicht schlimm“, meint Georg, „ging auch ohne Mittagessen mit ‘nem Apfel, einem hartgekochten Ei und ein paar Keksen. Wir werden hier in den nächsten Tagen bestimmt ein anderes ähnlich gutes Restaurant für ein Urlaubsabschlussessen finden. und jedenfalls hat mir die Tour am Westufer des Gardasees entlang richtig gut gefallen. Da sind wir ja früher auch mal eine Woche gewesen, vor dem etwas längeren Urlaub in Vinci in der Toscana, zusammen mit unseren Freunden.“ Und dann fällt ihm ein, dass sie weiter südlich an der Westküste des Sees ja unterhalb von Giulino die Mezzegra entlanggefahren sind, dem Ort, in dem kommunistische Partisanen gegen Ende des zweiten Weltkrieges Benito Mussolini hingerichtet haben. Hatte er vorhin eigentlich erwähnen wollen. Ist ihm aber durchgeflutscht. Na ja, denkt er weiter, war möglicherweise ganz gut so. Schon wieder ein Versatzstück geschichtlicher Erinnerungen wäre vielleicht etwas zu viel des Guten gewesen.

Er bemerkt, dass Jonas sein Handy hervorgeholt hat. Er wollte wohl gerade neue Mails oder die Nachrichten des Tages überfliegen. Andererseits, so denkt er weiter, hätten sie darüber reden können, dass Mussolini wie kein anderer die italienische Geschichte in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts geprägt hat, und Silvio Berlusconi dann seit Mitte der Achtziger die zweite. Kleine Fortsetzung ihres Gesprächs am letzten Abend in der Pizzeria in Cantanio Aber was soll's. Sie haben sich eben vorhin über ihre touristischen Eindrücke von Venedig unterhalten und über das schöne Wetter gefreut, nach dem so wenig italienischen an manchen Tagen zuvor. Und sie haben sich darüber unterhalten, dass man am Gardasee nirgends den Eindruck gehabt hat, dass hier der Wasserpegel deutlich gesunken sei. War aber vielleicht auch eine Folge der stärkeren Regenfälle an mehreren Tagen der letzten Woche: Schon als sie auf dem Weg von Ravenna nach Venedig den Unterlauf des Po überquert haben, fast ja schon das Po-Delta, haben sie nicht mehr den Eindruck gehabt, dass der Fluss halb ausgetrocknet gewesen sei.

„Noch scheint sich das Wetter zu halten, und mindestens für morgen können wir damit auch noch rechnen, hast du jedenfalls heute früh gesagt“, nimmt er dann den Gesprächsfaden wieder auf. „Aber wir können uns ja nachher, wenn wir auf unserem Bauernhof angekommen sind über das weitere Programm verständigen.“ „Jaaa“, antwortet Jonas gedehnt, „hier soll das mit dem Wetter wohl so sein. Aber hinter uns, in Ravenna, muss es ziemlich schlimm sein. Ich sehe gerade in den Nachrichten, dass es da sintflutartige Regenfälle gegeben hat. Da hätten wir dann nochmal Glück gehabt. Vielleicht können wir heute Abend auf dem Bauernhof ja schon deutsches Fernsehen empfangen. Dann wissen wir mehr.“

Sie erreichen den Hof mit ihrer Ferienwohnung nach kurzer Weiterfahrt. Es ist ein größerer, offenbar noch voll bewirtschafteter Hof. Im Stall stehen vielleicht zwei Dutzend Milchkühe. Das ist anders als auf der anderen Seite des Eisack-Tales, wo Georg und Annette vor gut zehn Jahren ihren letzten Urlaub in Südtirol verbracht haben. Dort haben ihre Vermieter nur noch für den eigenen Bedarf Kaninchen, Hühner und ein Schwein gehalten – und ein paar Ziegen und ein Pony für die Kinder ihrer Urlaubsgäste. Der Bauer dort ist einem anderen Erwerbsberuf nachgegangen. Hier

begrüßen sie nun die Bäuerin, ihr Hund und ihre Siamkatzen, allesamt sehr freundlich, eine der Katzen mit ausgeprägtem Silberblick. Ihre Wirtin fragt, ob sie eine gute Anreise gehabt hätten. Als sie erwidern, dass es von Venedig aus ja nicht allzu weit gewesen sei, antwortet sie erstaunt: „Ach, sie kommen aus Italien.“ Georg schmunzelt. Jonas scheint die Bedeutung dieser Bemerkung zu entgehen. Sie tragen ihre Klamotten und den mitgebrachten Proviant ins Haus. Von ihrem Balkon aus können sie den Schlern in der Abendsonne bewundern, aus der von hier aus anderen Perspektive mit einigen an die steile Felswand von vorhin anschließenden Gipfeln, geziert von steilen Felszacken.

Sie essen nur wenig. Wie erwartet, kann man deutsches Fernsehen empfangen, eine breite Palette von Programmen. Die ersten Nachrichtensendungen des Abends liefern Bilder von den schweren Unwettern in der Emilia Romagna, insbesondere bei Bologna und in der Region Ravenna: Es wird von Regenmengen berichtet, die sonst nicht in einem halben Jahr fallen, von Hochwasser, von Flüssen, die über die Ufer getreten sind, vom Einsturz einer Brücke in oder bei Bologna, von etlichen tausend Menschen die evakuiert werden mussten und von ersten Toten. Eisenbahnlinien und Autobahnen seien blockiert. An der Adria herrsche Chaos. Die Bilder sind erschreckend. Beide sind betroffen. Gerade einmal gut zwei Tage ist es her, dass sie in Ravenna gewesen sind.

„Tja, da liegen mal gerade zwei Nächte dazwischen, dass wir bei sonnigem Wetter durch Ravenna gebummelt sind“, meint Georg. „ich habe darüber geschimpft, dass die Kirchen mit den Mosaiken im konstantinischen Stil inzwischen Museen sind, die teuer Eintritt kosten. Und du hast gemeint, dies sei die erste Stadt in Italien, in der man länger wohnen könnte, und nun werden die Leute in der Gegend da evakuiert. Mit ihren kleinen Einkaufstraßen, einigen Plätzen, Kaffees, aber auch Grünanlagen hat dir Ravenna richtig gut gefallen. Die Stadt war nicht von Touristen überschwemmt; und ich hatte mein Vergnügen an der Außenansicht der Backsteinkirchen, an dem Venezianischen Kastell und dem Mauseoleum des Gotenkönigs Theoderich. Und nun guck dir diese Bilder an.“

„In der Tat, wir sollten nicht länger über das wenig italienische Wetter schimpfen“, meint Jonas, „zumal uns einige der wenigen Regentage wenig gestört haben, oder sogar recht gewesen sind – in Marken oder zuletzt Venedig. Jetzt würde ich mal sagen, wir haben richtig Glück gehabt. Wir hätten jetzt auch in Ravenna festsitzen können, ohne ein vorher gebuchtes Hotel und bei solchem Wetter. Hier sind die Aussichten zum Glück ja vergleichsweise gut.“

„Ja, was soll man sagen“, fügt sein Vater hinzu. „das ist der Klimawandel. Erst große Trockenheit und in anderen Gegenden um das Mittelmeer herum schon so früh im Jahr große Waldbrände. Dann solche Regenfälle mit Wassermassen, die die harten, ausgetrockneten Böden nicht aufnehmen können – und dann die Folgen. Ich meine kürzlich gelesen zu haben, dass der Klimawandel sich im Mittelmehrraum schlimmer auswirken wird, als in anderen Teilen Europas – und vom Vorgeschmack davon haben wir jetzt in unserem Urlaub wohl ein Wenig erlebt. Wenn ich ehrlich bin, dann bin

ich nun doch etwas überrascht. Aber es ist das immer Gleiche. Die einschlägigen Wissenschaftler prognostizieren das alles schon seit Jahrzehnten. die Leute denken, dass es schon nicht so schlimm werden wird; die Politik handelt viel zu zögerlich, wenn überhaupt, und die die Naturkatastrophen häufen sich und werden schlimmer.“

„Und wir sehen zu, wie wir in solchen Zeiten noch einen halbwegs guten Urlaub hinkommen“, fällt Jonas ein. „Und das ist ja im Augenblick wohl angesagt. Morgen soll hier noch richtig gutes Wetter sein. Danach wird's etwas durchwachsener, soll aber trocken bleiben. also überleg mal was wir am besten machen – und in welcher Reihenfolge. Mit dem Klimawandel hast du ja Recht. Aber sollen wir das hier jetzt diskutieren? Wir sind uns einig, aber wir sind beide keine Klimaaktivisten – schon gar nicht hier im Urlaub.“

Georg nickt vor sich hin. Er hat ja Recht, denkt er. mindestens schon die letzte Woche haben wir mehr oder weniger als reine Urlaubsreise gestaltet; und für die nächsten Tage habe ich selbst das von Anfang an auch genau so geplant. Da macht es wenig Sinn, sich die letzten Tage hier von dem Elend beeinträchtigen zu lassen, das da hinter ihnen so unerwartet über Viele hereingebrochen ist. Sie schalten die Glotze aus, sprechen über den Ablauf der nächsten drei Tage, tauschen sich noch einmal ein wenig über Eindrücke dieses Urlaubstages und über ihre Stippvisite vom Vortag in Venedig aus: Drei bis vier Stunden Stadtbummel an den Hauptsehenswürdigkeiten vorbei. Auf der Rialtostraße haben sich die Touristen ziemlich gedrängt. Auf dem Markusplatz hingegen war es recht erträglich. Vor allem gab es viel weniger Tauben als in Georgs Erinnerungen. Jonas hat die Stadt unbedingt auf dem Programm haben wollen Er hatte sie noch nicht gesehen. Das leichte Nieselwetter ist kein Problem gewesen. Vermutlich gab es so weniger Tagestouristen wie sie.

Tatsächlich freuen sich nun beide auf die drei letzten Urlaubstage, die noch vor ihnen liegen. Sie sind sich rasch einig. Jonas verlässt sich auf seinen Vater. Der kenne sich hier schließlich aus. Dann wenden sie sich ihren jeweiligen, bevorzugten Beschäftigungen zu. Jonas surft im Internet. Georg chattet mit Ánnette, schreibt ein wenig Reisetagebuch und liest danach ein wenig. Ein Buch, die Autobiographie eines amerikanischen Sozialwissenschaftlers, den er persönlich kennt; hat er sich auf diese Reise mitgenommen. Zu großen Teilen hat er es mittlerweile auch schon gelesen.

Mittags am nächsten Tag sitzen sie im ‚Vögele‘, einem Restaurant, das vom bib Gourmand, genauer eigentlich erst gestern Abend von Annette, empfohlen worden ist. Es ist ein Traditionsgasthaus. Die Karte ist verlockend, und die Preise sind moderat. Sie haben das gute Wetter genutzt, sind früh aufgebrochen nach Bozen gefahren und dort mit Seilbahn, Bergbahn, Bus und nochmals Seilbahn auf den Ritten hinauf, den Bozener Hausberg. Man hätte auch bis zu der zweiten Seilbahn mit dem eigenen Auto hinauffahren können, aber Georg hat den Weg nicht mehr genau erinnert. Mit etwas Glück hat er so aber im Grunde das bessere ‚Händchen‘ gehabt. Die drei ersten Etappen waren schon mit der Kurtaxe bezahlt. Langsam mit der ersten Seilbahn aufwärts haben sich ihnen ganz unterschiedliche reizvolle Aussichten auf die zunehmend besser sichtbaren typischen Berge der Dolomiten eröffnet. Rechter Hand

von ihnen ist erst wieder der Schlern und später dann auch König Laurins Rosengarten ins Blickfeld geraten. Georg ist begeistert. Jonas stimmt zu, dass die Aussicht reizvoll ist, schränkt aber sofort ein, dass dies auch „nur“ die Alpen seien, wie auf der Hinreise durch die Schweiz. Kein Vergleich mit dem Südwesten der USA.

Auf der Bergstation angekommen haben sie darauf verzichtet, zu Fuß die vielleicht letzten zweihundert Höhenmeter auf den Ritten hinauf zu wandern. Auf den bei richtig gutem Wetter möglichen Blick auf die hohen Alpen, bis zum Großglockner hin, haben sie verzichtet. Vorgezogen haben sie stattdessen einen Rundweg, etwa gleichbleibend auf Höhe der Bergstation. Von ihm aus hat man Rundblicke gehabt auf die Dolomiten, auf Laurins Rosengaten, Spitz und Breitkogel und die Geißlergruppe, also auf unterschiedliche Gruppen der charakteristischen Kalkfelsen in der näheren Umgebung Bozens. Dann sind sie den gleichen Weg mit Seilbahn, Bus, Bahn, Seilbahn in die Stadt zurück, sind ein wenig durch das Stadtzentrum gebummelt und haben leicht ihr Restaurant gefunden.

Bei gutem Wetter kann man draußen sitzen. Der Wirt selbst bedient die Gäste. Mit einigen, wohl Stammgästen, spricht er länger. Die beiden essen derweil. Es schmeckt ihnen. Schließlich kommt der Wirt auch an ihren Tisch und erkundigt sich, ob alles ihren Wünschen entsprochen habe. Georg lobt die die südtiroler Küche generell und im Speziellen die seines Hauses. Es entwickelt sich ein kurzes Gespräch. Ja, er sei schon öfter in Südtirol gewesen, aber heute zum ersten Mal in seinem Restaurant, erklärt er auf Nachfragen. Woher sie kämen, fragt der Wirt höflich. Über die Fußballbegeisterte Stadt, aus der sie kommen sind sie unversehens beim Sport. Fußball sei bei ihnen ja nicht so das Thema, aber sie hätten auch gute Sportler hier in Südtirol, meint der Wirt, vor allem Wintersportler. Das bemerke man nur nicht so, weil sie ja unter italienischer Flagge starteten. Och, an den Namen sei das schon zu erkennen, erwidert Georg. Der Sohn ihrer früheren Vermieter in der Nähe von Klausen sei im Übrigen als Radsportler Mitglied der italienischen Nationalmannschaft gewesen. Aber wenn die mit der Familie in die Stadt gefahren seien, so hätten sie damals berichtet, dann über den Brenner nach Innsbruck. Dann fällt ihm die gestrige Begrüßung durch die Bäuerin ein und er erzählt auch davon. Für die seien sie also aus Italien gekommen. Der Wirt lacht herzlich, legt ihm die Hand auf die Schulter und strahlt: „Ja genau so sind sie, die Südtiroler, und die weiter oben im Eisacktal sowie so“, erklärt er. Georg will nun etwas dämpfen: „Na ja, aber ich denke mit der Autonomie und seinen Selbstverwaltungsrechten ist hier für Südtirol politisch alles gut geregelt; und wirtschaftlich läuft es ja wohl nirgends in Italien so gut wie hier, oder?“ Der Wirt stimmt zu. Sicher, in der Hinsicht gebe es keinerlei Grund zur Klage zusammen mit dem Trentin und dem österreichischen Tirol bilde man eine gut funktionierende Euregio,

Georg entscheidet spontan, die gute Stimmung zu nutzen und fragt, ob sie wohl an ihrem letzten Urlaubsabend, also übermorgen noch einen freien Tisch bekommen könnten. Er wolle sehen, was sich machen lasse, meint der Wirt und geht sogleich ins Haus. Er ist rasch zurück. Übermorgen klappe es leider nicht, Samstag, Wochen-

ende, sie seien leider ausgebucht. Für Morgenabend aber könne er ihnen noch einen Tisch frei machen. „Dann ziehen wir unser Urlaubsabschiedsessen eben einen Tag vor“, ohne deshalb gleich unseren Urlaub zu kürzen“, meint Jonas. Der Tisch wird also reserviert, das kurze Gespräch freundlich beendet. Die beiden bummeln noch ein wenig durch die Stadt. Georg würde gerne noch ein Stück am Ufer der Etsch entlang laufen; Jonas vielleicht auch noch den italienischen Teil der Stadt zeigen, der in den Neunzehnhundertdreißigerjahren errichtet worden ist. Sie stellen aber bald fest, dass ihnen das zu weit ist. Nach ihrer kleinen Bergwanderung am Vormittag und nun mit vollem Magen ist ihnen ein geruhsamer Nachmittag auf ihrem Bauernhof deutlich lieber. Schließlich haben sie für die beiden nächsten Tage noch zwei größere Ausflüge auf dem Programm.

Die beiden sind von ihrem Ausflug am letzten Urlaubstag zurück, einer kleinen Wanderung auf der Plose bei Brixen und danach einem Bummel durch die alte Bischofsstadt zurück. Nun sitzen sie in der Wohnküche ihrer Ferienwohnung und ziehen ein kleines Resümee der letzten beiden Tage. Jonas hat ein ganz eindeutiges Urteil. „Also Schloss Trautmannsdorf gestern, das ist schon ein prima Kontrastprogramm gewesen. Der Park ist wirklich eindrucksvoll. Gärtnerisch wirklich spitze. Ich glaube, wir sind da bald drei Stunden herumgelaufen. Auch das Schloss mit diesem Touriseum hat mir gefallen. Die haben da ein informatives und sogar unterhaltsames Konzept umgesetzt. Kein Vergleich mit dem Castel del Monte. Und heute, der Wanderweg oben auf dem Berg, war auch okay“, schiebt er nach, „aber die Dolomiten können mich eben nicht so begeistern wie dich. und Brixen, naja hätte nach Bozen nicht sein müssen.“

„Mag sein.“ Georg wiegt bedächtig den Kopf. „Lag dann aber am Weg; und ich wollte gerne noch einmal dahin. Immerhin hast du da einen Dönerladen gefunden. Ich wäre dann allerdings auf der Rückfahrt, rechts oberhalb des Eisacktals gerne noch bis Feldthurns gefahren. Da gibt es eine tolle Eisdiele. Ist jedenfalls vor zehn Jahren noch so gewesen. Die Abzweigung vorher, auf die uns dein Navi geführt hat, durch diese ziemlich enge Schlucht hinunter, war aber auch nicht schlecht.“ Er überlegt kurz, ob er zum Touriseum noch ein paar Bemerkungen nachschieben soll, denkt dann aber, dass er das wichtigste dazu schon gestern bei ihrer Besichtigung gesagt hat, oder dass sie es beide gesehen haben. Es war schon interessant, dass Andreas Hofer, dieser konservative Kämpfer für die alte Ordnung, also gegen Napoleon für Gott, Kaiser und Vaterland, das Land für wohlhabende englische Dandys interessant gemacht und so die Anfänge des Tourismus verursacht hat. Dessen Entwicklung bis heute ist ihnen dann ja sehr plastisch, unterhaltsam und zugleich sehr wohl kritisch präsentiert worden. Noch aber schien der Massentourismus, Sommers wie Winters, dieser Region nicht wirklich etwas anhaben zu können – so ähnlich wie in der Toskana.

Er kommt stattdessen lieber noch einmal auf ihr gestriges Abendessen beim Vögele zu sprechen. Drei Gänge wirklich guten landestypischen Essens und ein Preis-

Leistungsverhältnis, das gestimmt hat Jonas stimmt ihm zu, uneingeschränkt. Und er betont, dass er Südtirol überhaupt nicht mehr als italienisch erlebt hat.

„Naja, das ist nach unserem Gespräch mit dem Wirt doch völlig klar gewesen“, erwidert sein Vater. „Aber mir geht da gerade etwas ganz anderes durch den Kopf. Der Wirt hat uns da doch bestätigt, dass sie hier mit ihrem Autonomiestatus als Teil einer Euregio sehr gut leben können. Mir ist danach eingefallen, dass es nach der Erweiterung der EU seit Mitte der Achtzigerjahre, und dann der Einführung des Euro, ne wissenschaftliche Debatte gegeben hat, dass wir uns langsam auf ein solches Europa der Regionen zubewegen würden. Einige meinten damals, die Nationalstaaten würden weniger wichtig werden und föderale Strukturen wie wir sie ja in Deutschland haben, würden an Bedeutung gewinnen – sozusagen als Unterbau einer zunehmend stärkeren europäischen Wirtschaftspolitik. Für die hier scheint das mit ihrer Teilautonomie ein kleinwenig so zu sein. aber guck dir das übrige Europa an: nationale Egoismen, Brexit, stärker werdender Nationalismus und so weiter. Jonas nickt, scheint aber wenig Lust zu haben, auf das Thema einzusteigen. Georg zitiert den Satz, dass der Fortschritt eben eine Schnecke sei – und dass die zudem bisweilen auch noch in die falsche Richtung laufe.“

Schließlich machen sie sich etwas zu essen und sachalten den Fernseher ein, um die Nachrichten des Tages zu erfahren. Die Unwetter in der Emilia Romagna stehen noch immer im Mittelpunkt der Berichterstattung. Schon am Vortag hatte es geheißen, dass in der Region Ravenna mindestens 23 Flüsse über die Ufer getreten und drei Dörfer völlig evakuiert worden seien. Heute heißt es, man rechne mit Problemen bei der Rückkehr der mindestens 10.000 Menschen allein in dieser Region. An einigen Stellen beginne man mit Aufräumarbeiten, an anderen befürchte man nach dem Einsturz ganzer Hänge weitere Erdbeben, Von mindestens vierzehn Toten und noch immer einigen Vermissten ist die Rede. Erste Schätzungen der Schäden belaufen sich auf mehrere Milliarden Euro.

Sie registrieren die Nachrichten, ohne sie ein weiteres Mal zu kommentieren. Ihr Tag ist anstrengend gewesen. Sie packen ihre Sachen und beschließen, früh zu Bett zu gehen, die lange Rückreise vor Augen.

Doch Georg kann nicht schlafen, wie fast immer vor Beginn und Ende längerer Urlaubsreisen. Zuerst chattet er noch ein wenig mit Annette. Dann packt er seinen Laptop wieder aus, um noch ein paar letzte Eintragungen in sein Reisetagebuch zu machen. Danach versucht er, einzuschlafen. Doch in seinem Kopf arbeitet es weiter. Welches erste Fazit könnte er ziehen?

Ja, es ist eine durchaus gelungene Reise gewesen. Mehr denn je aber ist er sich bei den Gesprächen mit Jonas klar geworden, dass und wie sehr wir alle unsere Welt höchst unterschiedlich erleben. Vielleicht kann er die zum Teil ganz anderen Orientierungen seines Sohnes besser akzeptieren. Immerhin gibt es ja auch große Schnittmengen. Das vermischt sich aber doch mit einer gewissen Traurigkeit – zum einen über dessen Verslossenheit, zum anderen über seine geringe Bereitschaft,

oder Neigung, gesellschaftspolitische Fragen ernstlich vertiefend zu erörtern. Naturwissenschaftlich, wie er denkt, möchte er alles stets knapp auf den Punkt gebracht haben. Schließlich denkt er darüber nach, dass ihre Reise im Grunde immer mehr zu einer zu dritt geworden ist. So ist das eben in unseren Zeiten des Internet, denkt er. Ich bin immer wieder auch in München, und sie ist immer wieder hier dabei gewesen. Vielleicht, so denkt er weiter, entstehen aber gerade daraus neue Impulse.

Er steht nochmals auf. Ihm ist ein Gedicht eingefallen. Ein zwei Monate vor diesem Urlaub ist es ihm zugeflogen. Er müsste es nicht nur zu Hause auf seiner Festplatte, sondern auch hier auf dem Laptop dabei haben. Er sucht, und er findet es. Er liest:

### **Leidenschaft und Wünsche**

*Das ist Leidenschaft: Streben im Gewoge / der eigenen Zeit nach Wirksamkeit/  
und das sind Wünsche: statt stiller Dialoge/ nur mit mir ein wenig Zweisamkeit //  
Ich brauchte mehr als fünf Jahrzehnte / zu lernen schreibend ganz bei mir zu sein /  
und doch nicht einsam aber stetig tätig / In meiner Zeit und nie in ihr allein //  
Zwei, drei großen Ziele festzuhalten / mit denen ich einmal begonnen habe /  
die ich wie andere vor mir nie erreichen werde / die Lust und Last sind die ich trage //  
Die bleiben wichtig, werd' davon nie lassen / halte mich daran fest und bin gewiss//  
etwas Zweisamkeit neu zu beleben / machte es leichter, gäb dem Leben neuen Biss//*

Nachdenklich bleibt er eine Weile sitzen. Wahrscheinlich hat er sich geirrt. Wahrscheinlich hat er auf dieser Reise auch den Erinnerungen hinterher reisen wollen, die er mit Annette teilt – oder die sie eher unterschiedlich mit sich trugen. Und einige Orte, die damit eng verbunden sind, hat er womöglich unbewusst auf dieser Fahrt mit Jonas ausgespart. Vielleicht hat auch Rainer Recht gehabt damit, dass man Erinnerungen so nicht findet, und schon gar nicht alte Träume. Aber er ist sich sicher, dass es immer wieder neue Träume braucht.

Er klappt den Laptop zu und löscht das Licht. Er versucht zu schlafen. Er grübelt weiter. Er liegt noch lange wach.

## **V.**

„Hat sich ja bis hierher bewährt, dass wir den Sonntag für die Rückreise gewählt haben und heute früh losgefahren sind, aber ein wenig unausgeschlafen fühle ich mich schon. Wie immer, in der Nacht vor der Rückreise aus dem Urlaub finde ich so gut wie keinen Schlaf.“ Georg gähnt herzhaft.

„Nun beschwer dich bloß nicht. Du kannst ja dösen, so viel du willst. Fahren tue doch wie immer ich. Allerdings nimmt der Verkehr gerade deutlich zu, je näher wir der deutschen Grenze kommen. Aber das hast du nicht bemerkt, weil du zuletzt ja wohl geschlafen hast.“ Jonas grinst, und Georg bemerkt erst jetzt, dass sie auf den letz-

ten, vielleicht dreißig Kilometern bis zur Grenze vor Bad Tölz wirklich nur noch stockend vorankommen.

„Aber wieso ist hier so viel los?“ fragt er dann. „Na, das Ei hat uns Annette ins Nest gelegt“, erklärt der andere, „ich hab mich das eben auch schon gefragt. Das ist Rückreiseverkehr! Die Pfingstferien sind zu Ende! Aber wir mussten ja für heute unsere Rückfahrt planen, damit wir sie bei ihrer Freundin einsammeln können. Sonst würden wir ja auch kaum durch Baden-Württemberg fahren. Auf dem Navi kann ich außerdem sehen, dass es auf unserer Strecke viele Staus gibt. Die sind schon jetzt am frühen Vormittag beachtlich – und die werden noch zunehmen. Wir mussten Tag und Route ja so wählen.“ Georg nickt. „Wird in Bayern kaum besser sein,“ meint er dann. „Bei den Pfingstferien gibt es ja keine Unterschiede.“

„Naja, wenigstens haben wir angenehmes Reisewetter“ fährt Jonas fort, „und Zeit haben wir ja auch. Ich lasse mir da den Abschluss unseres Urlaubs jedenfalls nicht vermiesen. Und ich finde, Italien sollte man mal gesehen haben, auch wenn du mit Südtirol falsch liegst. Die Dolomiten, finde ich, nicht dass das irgendwie nicht zu Italien gehört, aber das ist kein Vergleich mit dem Südwesten der USA. Naja, da du jetzt wach bist, mache ich mal etwas Musik an“, fügt er dann hinzu und legt eine CD ein. „Muss auch ein Bisschen was dafür tun, dass ich wach bleibe. Du wirst ja nicht fahren wollen.“

Georg nickt: „Und du würdest mich auch gar nicht gerne fahren lassen.“ Dann sucht er nach einer noch bequemeren Position auf dem Beifahrersitz und registriert, dass sie inzwischen noch langsamer vorankommen: Fast schon stop and go, und dann noch schlimmer. Die Zeitspannen, in denen sie richtiggehend stehen, werden länger. Ärgerlich, aber beide bleiben entspannt. Am Ende einer weit geschwungenen Linkskurve der Autobahn taucht vor ihnen eine Tunnelöffnung auf. Ganz langsam verschluckt sie die Autoschlange, und immer wieder stehen sie erneut. Schließlich im Dunkel des Tunnels grummelt Georg: „Na toll, jetzt stecken wir hier im Tunnel fest, und der letzte Blick auf die Alpen ist futsch. Naja, als wir vor zwei Wochen von oberhalb der Steilküste nach Amalfi runtergefahren sind, haben wir in dem dicken Nebel noch weniger gesehen.“ Er schließt die Augen, wartet und bekommt keine Antwort. Jonas hört seine Musik, und er ist hier der Beifahrer. Der jüngere hat das Steuer in der Hand. Georg lässt die nur moderat laute Musik an sich vorbeirauschen, will wieder dösen, hängt seinen Gedanken nach:

Statt der Wiederbelebung alter Träume Im Nebel stochern oder im Tunnel festsitzen. Ja das passt ganz gut, denkt er: Auf Capri, der Blick von den Ruinen der Tiberius Villa hinaus über das azurblaue Meer. Farbenfluten, tief dunkles Azurblau, dazwischen Farbtöne in Türkis, elfenbeinerne Marmorfarben und ein Gelb, ein Gelb, wie es selbst van Gogh nicht hätte malen können. Und dann kleine rote Blütentupfen an einigen Zweigen vor der grünblau schimmernden Linie am fernen Horizont, tanzend und glühend wie Funken aus Feuer.- und von innen wärmend. Das ist die Erinnerung an seinen ersten Besuch auf der Insel gewesen damals mit seiner Abiturklasse. Die hat dann zwei Jahre später seinen Aufbruch ausgelöst: gegen eine dahin schlei-

chende Trostlosigkeit, den Nebel, das trübe Licht auf dem Truppenübungsplatz. Damals hat er auch die Augen geschlossen, um das alles nicht mehr sehen zu müssen: Die Nebelfetzen in der tristen Herbstlandschaft, die schmutzige Erde, seit mehr als zehn Jahren schon wieder durchwühlt von Rädern und Ketten, von Stiefeln auch, zerfurcht und geschunden, so dass dieser Boden sich schon gar nicht mehr davon erholen zu können schien. Damals hatte er genau dieses Bild einer herrlich vor ihm liegenden Welt erneut und ganz klar vor Augen. Seine Wehrdienstverweigerung, an diesem Morgen für ihn entschieden, ist dann nicht zuletzt Empörung gewesen, die seines Sohnes eher Bequemlichkeit – und heute ist aus den tumben Kriegsspielen, die er damals beim Bund erlebt hat, der bittere, blutige Ernstfall geworden – mitten in Europa. Hätte er Jonas das auf der Insel selbst erzählen können, wäre das für den vielleicht eher ein wenig nacherlebbar geworden. So ist es nur ein Bericht gewesen, auf dem Weg der Götter in einer eher leicht nebeligen Landschaft. So'n Bisschen wie von ‚vor dem Krieg‘ oder wenn „der rote Großvater erzählt“.

Er hält seine Augen geschlossen, ist ja sowieso dunkel, irgendwie zwischen Tag und Traum. Das schwache Licht am Ende des Tunnels wird kaum schon zu sehen sein bei diesem mühsamen Stop and Go. Sie stecken hier immer noch fest: Und in der Welt draußen ist es wirklich zusehends finsterer geworden. Im Land seiner früheren Träume, das nun hinter ihnen beiden lag, hat er den dadurch zunehmend geprägten Alltag allenfalls ansatzweise erahnen können. Aber das ist in Europa ja bei weitem kein Einzelfall. Allerdings, in Italien ist diese zunehmend verheerende Entwicklung mit rechtspopulistisch unterlegten Versprechungen begonnen worden. Silvio Berlusconi hat hier zuerst seinen Fortschritt versprochen - als die Ewige Gegenwart einer Zukunft, die in Wahrheit nichts verspricht, die vielmehr die Spaltung der Gesellschaft vorantreibt, ohne dass jemand das wahrnehmen mag, die ihr Trugbild immer noch aufrechterhält und die Bürger längst mit der verallgemeinerten Sprache der Werbung zu Kunden gemacht hat. Politiker werden so angepriesen wie irgendein anderes Produkt, das vermeintliches Glück verspricht.

Und irgendwann erwachen die Menschen aus diesem Traumgebilde, in dem man sie mit der verallgemeinerten Sprache der Werbung zu Kunden gemacht hat. Sie suchen nach Glück in einer glitzernden Warenwelt. Die noch wohlhabenderen werden gefragt, ob unsere Welt reif sei für das autonome Automobil, aber über etwas mehr Autonomie für die Menschen spricht kaum jemand. Sie bleiben den Zwängen eines geradezu rasend gewordenen Stillstands ausgesetzt. Der Masse aus der Mitte der Gesellschaft stehen immerhin noch kleine Auszeiten offen, in denen sie touristisch die Ansichten der Welt erleben können, die sich noch einfügen lassen in diese Illusion einer ewig währenden Gegenwart. Andere, zunehmend mehr, sind bereits abgehängt. Die, die sich noch leidlich erfolgreich abmühen mitzuhalten, bestaunen in ihren kurzen Auszeiten noch im Vorübergehen die Ruinen einer Vergangenheit, die doch bis in die Gegenwart hineinragt – die ihren Fortgang bestimmen wird, wenn sie sich mit ihr nicht auseinandersetzen, wenn sie nicht begriffen wird, wenn die Menschen nur von Tag zu Tage leben. Und dieser immer gleiche Fortgang der Dinge könnte bedeuten, dass diese Ewige Gegenwart alle übrige Zeit verschlingen wird.

Die Menschen, die er hier als Heuschreckenschwärme von Touristen erlebt hat, werden aufgeschreckt werden, denkt Georg weiter, angesichts von ökologischen und politischen, auch kriegerischen Krisendrohungen. Die immer häufigeren und katastrophaleren Naturkatastrophen reißen erste Löcher in die Trugbilder, die sie gleichzeitig ahnungslos, töricht aber auch zynisch gemacht haben. Die Menschen werden in weiter wachsende Unsicherheiten gestürzt werden – und womöglich noch anfälliger werden für vermeintlich einfache Antworten und neue leere Versprechungen. Man hat sie ja vom politischen Denken entwöhnt. Sie haben allein ihre unmittelbaren Interessen im Blick, die die ihnen auf den Nägeln brennen, oder die, die ihnen die Werbung einzureden sucht. Von ihrer Arbeit erschöpft suchen sie ein wenig Abwechslung; wollen Freizeit. Aber freie Zeit? Wovon eigentlich, wo doch das Problem darin läge, Zeit produktiv nutzen zu können? Angesichts von ökologischen, politischen, und zunehmend auch kriegerischen Krisendrohungen geht die Zeit der vorgegaukelten Träume ihrem Ende entgegen. Aber was tritt dann an deren Stelle? Und sind sie beide hier so ganz anders als touristisch unterwegs gewesen? kann er Impulse mitnehmen, die sie einer Rückkehr jener Zukunft näherbringen könnten, von denen er und die Mitstreiter seiner Generation einmal gemeint haben, sie offen vor sich liegen zu sehen?

Georg bricht den Fluss seiner finsternen Gedanken ab, möchte lieber den schönen Seiten ihres Urlaubs nachsinnen. Er hält die Augen weiter geschlossen. Er hat so noch einmal die Landschaft Südtirols vor Augen. Oberhalb des Eisacktals auf der Landstraße entlang, der alten Heerstraße, auf der immer wieder Heere nach Süden gezogen sind, Kimbern, Teutonen, Goten, deutsche Kaiser zur Zeit des Mittelalters, unter den Esskastanienbäumen entlang, die vermutlich zuerst die Römer hier gepflanzt haben. Er denkt an den weiten Blick über das Tal hinweg. unter ihnen Klauen und das Kloster Säben, auf der anderen Talseite das Massiv des Schlern, irgendwo dahinter, von hier aus dem Blick entzogen, König Laurins Rosengarten. Oder er erinnert noch einmal ihren Wanderweg auf der Plose, dem Hausberg von Brixen, den Blick auf die die Geissler-Gruppe: zerklüftete Zinnen, bis zu 3000 Meter hoch, ein Anblick der ganz seiner Vorstellung von den Dolomiten entspricht. Eine Landschaft die noch immer nicht vom Tourismus zerstört ist. Man kommt an Bauernhöfen vorbei und durchquert Ortschaften, denen man Wohlstand ansieht. Sie sind eingebettet in Geschichte und Tradition. Die bindet und wird gepflegt. Aber das Internet ist längst überall. Eine wirklich zunehmend entgrenzte Welt prägt auch hier den Alltag in den Dörfern abseits und weit oberhalb der Brennerautobahn. Man ist nicht mehr so sicher, ob die ganz Jungen, getrimmt auf den raschen Konsum und hoffend auf Beschäftigung in der Stadt, die Höfe dereinst so weiter führen werden. Die Welt mag einem hier noch ziemlich heil erscheinen. Tradierte Ordnungen stehen auch hier infrage.

Ja, denkt er bei sich, auch wir zwei sind hier sicher vornehmlich touristisch unterwegs gewesen. Vielleicht hat das für Jonas etwas mehr gegolten als für ihn. Aber er selbst hat hier zuletzt ja auch vor allem die Landschaft genossen. Seine letzten Reflexionen eben, über Land und Leute, über die tiefe geschichtliche Prägung auch dieser Region und nicht nur des südlichen Italien, entstammten seinen früheren Urlauben auf

einem anderen Bauernhof in Südtirol – und er hat sie dieses Mal Jonas gegenüber kaum so zur Sprache gebracht, so wie er sich das gedacht hatte. Schon gar nicht hat er ihm seine Stimmung aus seinen frühen Aufbruchsjahren wirklich vermitteln können. Ein unerwarteter, neuer Nebel hat diese Möglichkeit verschluckt. Vielleicht aber hat es sie ohnehin nur in seinem Kopf gegeben.

Gerade an den letzten Tagen, denkt er weiter, hat ja auch er diese Rundreise sehr touristisch erlebt, vielleicht auch erleben wollen. Seine Erinnerungen hatten hier jedenfalls eher mit Annette und ihm zu tun. Gut die Flutkatastrophe in der Emilia Romagna hatte sich da hineingedrängt. Sie haben Glück gehabt, dass sie das Land dort erst zwei Tage nach ihrer Durchreise überschwemmt hat. Sie haben ein wenig über die Klimakatastrophe gesprochen, die sich unübersehbar ankündigt. Es hat sich erneut nicht die Gelegenheit geboten, noch einmal tiefer zu bohren. In der Sache waren sie sich da ohnehin einig. Wenn überhaupt hätte es ums Handeln gehen müssen. Immerhin, ein klein wenig mag dieser Urlaub den Dialog zwischen ihnen beiden neu belebt haben. Sie stecken jedenfalls nicht gänzlich fest – und ihr Wagen bewegt sich inzwischen auch wieder, zwar langsam aber stetig.

Georg vergewissert sich: Ja sie nähern sich nun auch ganz langsam dem Ende dieses Tunnels. Es wird vor ihnen heller. Lass es ein, zwei Stunden länger dauern, bis wir Annette einsammeln können, denkt er, wir bleiben jedenfalls entspannt. Und wir werden gut erholt zu Hause ankommen. Es wird erst einmal im gewohnten Alltags-trott es weitergehen. Die Verhältnisse sind sperrig gegen Veränderungen – draußen in der Welt und bei ihnen zu Hause. Mindestens einen neuen Impuls aber wird es für ihn geben – um weiterzuarbeiten an Konturen von Bildern für ein nachhaltiges Leben hier und jetzt und an gedanklichen Grundlagen dafür - im Blick auf eine Zukunft aller, die es zu gestalten gilt. Vielleicht vergebliche Liebesmüh, wie offenbar auch Jonas meint, für ihn aber jedenfalls irgendwie sinnstiftend. Auch ein paar Impulse für das Leben mit seinen Lieben lassen sich aus diesem Urlaub vielleicht gewinnen. Leidenschaften und Wünsche sind für ihn jedenfalls lebendiger geworden. Darauf setzt er innerlich – im Hinblick auf politische Ansprüche, die er nicht aufgeben wird.- und im Hinblick auf die sehr persönliche, private Seite ihres Lebens. Er überlegt, was er jetzt Jonas gegenüber sagen will, im Blick auf die weitere Rückfahrt, ihr ‚Einsammeln‘ von Annette, vielleicht auch die nächsten Tage. Er blickt nach vorn. Sie haben den Tunnel verlassen und eine Baustelle passiert. Die Straße vor ihnen ist ziemlich frei.

## Winds of Change<sup>1</sup>

„Widerstandslos, im großen und ganzen,  
haben sie sich selbst verschluckt,  
die siebziger Jahre“, schreibst Du, und  
„Utopien, gewiss aber wo?  
Wir sehen sie nicht, wir fühlen sie nur,  
wie das Messer im Rücken“.

Immerhin stellen sie an sich fest  
eine gewisse Beharrlichkeit,  
die Frösche von Bikini.  
Aber beharrlich ist am Ende nur  
die Vergänglichkeit, und immer  
schon da, die Furie des Verschwindens.

Der Ent-täuschungen sind viele, nichts  
bleibt wie es ist, glücklicherweise.  
Und gar nichts mehr zu sagen,  
wäre falsch, sagst du ebenfalls.  
desillusioniert widersprichst Du,  
ohne Gewähr für Nachgeborene.

Wenn ich Dich also von neuem lese, heute,  
dann merke ich: Nur vor deiner Erfahrung  
der ‚wildem Siebziger‘ schrieb es sich so.  
Weil aber nichts bleibt wie es ist,  
wir Teil sind dieses lebendigen Feuers  
denken wir nicht nur gerne an sie zurück.

Denn vor uns liegt die Zukunft,  
atmet Hoffnung, immer neu,  
Die Menschen spüren selbst,  
ihren Jammer. Und ohne Gewähr  
liegen von neuem im Streit  
Einbildungskraft und fühllose Notwendigkeit.

---

<sup>1</sup> kleine Reflexion zu Hans Magnus Enzensbergers *Furie des Verschwindens*

*Das Nichts kann man ebensowenig erreichen wie das Absolute, doch da wir, wie ebenso viele Wunder, in den Rosen und dem menschlichen Leid ewige Zeichen empfangen, werfen wir doch nicht die seltenen Aufforderungen zum Schlaf, die die Erde uns gibt. Sie sind, die einen wie die anderen, voller Wahrheit.*

*Dies mag der Faden der Ariadne für diese schlafwandelnde und heftige Stadt sein. Man erlernt die vorläufige Weisheit einer gewissen Langeweile. Will man verschont bleiben, muss man ‚ja‘ sagen zum Minotaurus. Über dem Meer, das am Fuß der roten Felsen schweigend ruht, genügt es, sich im richtigen Gleichgewicht zu halten, in der Mitte zwischen den beiden Massiven der beiden Landvorsprünge, die links und rechts im hellen Wasser stehen. Im Keuchen eines Küstenbootes, das über das Wasser kriecht, in strahlendes Licht gebadet, vernimmt man dann deutlich den ersticken Ruf unmenschlicher und funkelnder Kräfte: Es ist der Abschied des Minotaurus.*

Albert Camus

*Ich muss sogar gestehen, dass ich immer wieder von der ein wenig indezenten Naivität erstaunt und bisweilen schockiert bin, mit der die Spezialisten der Reflexion, die die Intellektuellen doch sind, ihre sozialen Antriebe ignorieren, Ich kann nicht umhin, darin einen professionellen Fehler zu sehen.*

Pierre Bourdieu

## Im Labyrinth

### I.

Als Erzähler dieser Geschichte will ich sie nicht mit philosophischen Gedanken konfrontieren, auch nicht vorab. Als Hintergrund, vor dem ich sie erzähle, mochte ich sie jedoch nicht ganz unerwähnt lassen. Aus Sinnfragen nämlich ist dieser Grund, in den Geschichten, die wir lieben, stets hineingewoben. Das aber sind nicht zuletzt philosophische Fragen, und die beschäftigen mich nicht allein. Letztlich sehen wir uns alle mit solchen Fragen konfrontiert. Zumindest etlichen ist dann die Hartnäckigkeit gemeinsam, mit der wir unverdrossen Antworten suchen. Meine Erzählung spielt in unserer Gegenwart. Vollzogen hat sie sich im Zeichen eines demokratischen Projektes. Vor 250 Jahren ist es in unsere Welt hineingekommen mit Revolutionen in Nordamerika und Frankreich – erneut und mit geballter Macht nach mehr als zwei Jahrtausenden. Die Zeit, die danach anbrach, die ‚Fahrt aufnahm‘ mit der Entfesselung freier Märkte und einem ungeahnten Fortschritt von Wissenschaft und Technik, bezeichnen wir als unsere Moderne. Und diese, unsere Zeit, sie ist geprägt durch neue, nun abstrakte Herrschaftsformen. Abhängigkeiten unter uns Menschen, die persönlich sind, sind deshalb freilich nicht verschwunden. Es gibt sie weiterhin. Am Rande der seither dynamischen Entwicklung unserer Moderne haben sie sich keineswegs verflüchtigt. Hie und da gibt es sie vielleicht gar neu gestärkt, durch eben diese innere Dynamik der Prozesse, die wir seither losgelassen haben. In großen Teilen unserer Welt mag das auch deshalb so sein, weil dieses demokratische Projekt eines mit Wurzeln ist, die man so nahezu nur in Europa findet. Der ostasiatische Kulturraum etwa ist durch eine andere Tradition geprägt. Sie währt bereits seit mehr als zwei Jahrtausenden, und die Idee von Volksherrschaft spielte in ihr nie wirklich eine Rolle. Aber auch hier,

in unserem Kulturraum ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, dass alte Herrschaftsformen neu erstehen - in Gestalt von Autokratien, gleichsam als Rollback-Versuch gegen unser demokratisches Projekt, gegen ein in unserer Geschichte wurzelndes Menschheitsprojekt der gleichen Freiheit aller. Diese Gefahr ist uns in jüngster Zeit ja gerade erst allzu bewusst geworden. Eine der ältesten Demokratien der Moderne, von der viele meinten, dass sie wohl befestigt sei, ist in Gefahr.

Allerdings, dass wir das für ausgeschlossen hielten, mag auch dafür sprechen, dass unser Urteil in dem Alltag, den wir leben, oft recht oberflächlich ist. Ihn und die Ordnung der Gesellschaft, die ihn prägt, nehmen wir nur allzu gern als selbstverständlich hin. Und bemerken nicht, dass andere, die genau beobachteten, schon vor dreißig Jahren meinten, die Herrschaftsordnung dieses Landes in der ‚Neuen Welt‘ sei längst eine Oligarchie. Von der aber könne man nicht wissen, ob sie nicht eines Tages eine andere Gestalt annehme; Dann nämlich wenn deren Eliten meinten, es sei besser ihre Vorherrschaft zu sichern durch eine präsidiale Diktatur – im eigenen Land und auch global.

Erinnere ich heute solche solchen frühen und klarsichtigen Analysen, dann denke ich, unser Problem liegt darin, dass die abstrakten Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse unserer Zeit so schwer zu fassen sind. Nach meiner Überzeugung gilt das für die Welt, in der wir leben – und so auch für deren Ausschnitt, den ich hier literarisch zu gestalten suche. Doch es geht mir in meiner Erzählung nicht um unser Scheitern auf der Suche nach Auswegen oder auch nur nach Sinn, ein Scheitern welches vermeintlich unvermeidbar ist. Es geht mir vielmehr um die Momente des Erfolges, die in solchem Scheitern vielleicht doch auch zu finden sind. Und damit geht’s mir um die Frage danach, was eigentlich Erfolge möglich macht, wie begrenzt auch immer, und sicher immer nur vorübergehend. Denn wenn wir weiter voran schreiten wollen – im Sinne wirklichen sozialen Fortschritts –, auf diesem Planeten, der von uns so sehr geschunden wird, werden wir schon darauf setzen müssen, zukünftig besser und erfolgreicher zu scheitern. Wir sollten also nachdenken darüber, wie es uns gelingen kann, einen Traum, den wir gemeinsam träumen, zur Wirklichkeit zu bringen, einen Traum, der nicht ein Paradies verspricht, aber doch die Chance, weiter menschlicher zu werden. Ein ganz klein wenig mag dazu vielleicht die folgende Erzählungen einen Beitrag leisten.

## II.

Das Gebäude wirkt ein wenig fremd, gebaut aus rotem Backstein, sehr lang gezogen, zwei Stockwerke hoch. Ein Verwaltungsgebäude im besseren Viertel einer Industriestadt. Doch dann der Eingang, links und rechts verkleidet mit so etwas wie Platten aus Granit. Schwacher Abklatsch herrschaftlicher Bauten, einer Architektur aus einer Zeit, die hinter uns liegt. Das mag auch der Held dieser Geschichte gedacht haben, als er es zuerst betrat.

Harald und Kerstin, die zwei, die nun ein Foto des Gebäudes vor sich liegen haben, haben hier gearbeitet, für lange Jahre. Sie blicken auf das Bild und zugleich zurück

auf viele Jahre, die hinter ihnen beiden liegen. Sie treffen sich gelegentlich, in größer gewordenen Abständen. Sie tauschen sich aus über alte Zeiten und als wache Beobachter ihrer Gegenwart. Neue gesellschaftliche Entwicklungen beunruhigen sie beide. Mit Hoffnungen, dass manches hinter ihnen läge, was sich vor uns nun krisenhaft und drohend neu erhebt, haben sie in diesem Haus gearbeitet vor vielen Jahren. Jetzt gerade hat er sie in ein Gespräch verwickelt, über das intellektuelle Engagement, mit dem sie seinerzeit ihrer wissenschaftlichen Arbeit nachgegangen sind. Nur zögerlich hat sie sich darauf eingelassen. Verschüttete Milch sei das doch nur, hat sie zuerst gemeint. Dann aber hat der Austausch von Erinnerungen und gemeinsamen Erfahrungen Fahrt aufgenommen. Auf dem Foto in dem Bildband vor ihnen können sie sich sehen, zusammen mit vielen anderen, die damals ähnlich engagiert gewesen sind wie sie – an ‚ihrem‘ Institut. Das Buch mit seinen Bildern ist ihnen erst nach einer ganzen Weile eingefallen. Nun haben sie es vor sich liegen.

Das Bild dieses Gebäudes auf dem Foto sei vertraut und abweisend zugleich meint sie, vielleicht aufgrund der großen zeitlichen Distanz. Parallel zu dem lang hingezogenen Haus, neben einer Ausfallstraße, die hier vorbeiführt, parken Autos. Andere fahren morgens über diese Straße zu anderen Arbeitsplätzen – und gegen Abend dann nach Haus zurück. Ihr Leben ist gleichförmig geordnet. Es wird dahingelebt, wie fast überall. Für die Menschen, die da unterwegs sind, geht es zunächst einmal darum, zu funktionieren im Getriebe ihrer Zeit, so vielleicht um etwas Erfolg im Beruf. Der wiederum soll Grundlage sein für ein wenig Glück im privaten Leben. Doch hier in diesem Haus arbeiten damals Menschen, die mehr und anderes wollen. Sie fragen, sie forschen nach Impulsen für Veränderung. Sie suchen nach neuen Möglichkeiten eines ‚guten Lebens‘. So war das seinerzeit. Das hat sie zusammengeführt, ausgerechnet hier, in dieser Stadt.

Über die jeweiligen Motive ihres Aufbruchs weiß der Held dieser Erzählung nicht allzu viel. Auch ihn sieht man auf diesem Bild. Einige hier, so mag er gedacht haben, wollten allererst politisch handeln, dann aber auch mehr Sicherheit als andere in den frühen Aufbruchsjahren. Das führte sie zur Wissenschaft. Dass sie von Hoffnungen getragen wurden, die dann noch nicht allzu weit getragen haben, dessen war er sich fast sicher, damals. Ihm ging es nicht viel besser. Aber immerhin: an das Machtgetriebe dieser, seiner Zeit ist er, anders als die, die hier arbeiten, näher herangekommen in den letzten Jahren. Er war in der Hauptstadt. Dies hier ist im Vergleich zwar eher eine Großstadt, wie viele andere auch. Aber dies ist zugleich Provinz.

Er hat seinen ‚Wagen‘ eingeparkt an diesem ersten Tag, ist ausgestiegen, hat sich umgesehen, nachdenklich. Dieser Bau verlockte kaum dazu hineinzugehen. Doch mindestens die nächsten beiden Jahre würde er hier bleiben. Der Kontrast zur Hauptstadt war gewaltig. Dort hat er zuletzt gearbeitet, verbissen mit nur wenig Zeit zum Leben neben der Arbeit. Einige Jahre lang ist das so gegangen, nahe an den Zentren der Macht. Die residiert dort in Hochhäusern hinter Glasfassaden. Vieles scheint durchsichtig, anders als in früheren, ganz offen herrschaftlichen Zeiten. Doch Herrschaft prägt die Welt noch immer. Sie ist noch längst nicht transparent. Die

Machtspiele hinter Fassaden, die stets neu errichtet werden, folgen eigenen Regeln. Fünf Jahre lang hat er sich engagiert. Und das Projekt, das ihm dazu die Chance bot, ist höchst ambitioniert gewesen. Mit anderen zusammen hat er zu einer weitergehend demokratischen Gestaltung der Gesellschaft seinen Beitrag leisten wollen. In einem ihrer Kernbereiche, nämlich dort, wo die Menschen ihren Reichtum mehren, sah er den Ansatzpunkt dazu. Die Gesellschaft, in der er lebt, empfindet er noch immer als eine, die im Aufbruch ist. Dieses Gefühl hat ihn selbst geprägt in seinen jungen Jahren, als er Wissenschaftler wurde. Nicht nur in der Wissenschaft, auch im kulturellen Leben dieses Landes ist sie in dieser Zeit spürbar geworden. Seine Generation ist es gewesen, die so vieles in Frage gestellt hat. Doch im Ernst war dies ja keineswegs ein neues Phänomen. Wie viele vor ihnen sind zu ihrer Zeit ganz ähnlich aufgebrochen?

Ihre Gesellschaft aber ruht auf einem soliden institutionellen Fundament. Dessen Gefüge hat sich als stabil erwiesen. Den Älteren erscheint es weiter selbstverständlich. Und doch befördert es eine Dynamik scheinbar steten Fortschritts. Und der beruht, so die allgemeine Überzeugung, auf individueller Kreativität, der schöpferischen Kraft von vielen Einzelnen. Wissenschaftlich-technische Innovationen werden so möglich. Und die industrielle Arbeit Vieler, kaum oder überhaupt nicht kreativ und schöpferisch, ihr Fleiß also, treibt all das voran. Doch gerade ihre Arbeit ist noch immer zutiefst herrschaftlich geprägt. In solcher Arbeitsgesellschaft, so dachten er und andere zusammen, könnten sie in der Hauptstadt, nahe den Zentren gesellschaftlicher Macht, einiges zum Besseren hin bewegen. Sie haben sich mit aller Kraft auf ihr Projekt geworfen. Einige Politiker ihres Landes hatten es initiiert. Zu ihrem haben sie es dann gemacht, dieses Aktions- und Forschungsprogramm in eins. Einige von ihnen sind darin aufgegangen. Gemeinsam haben sie viel investiert. Doch über einige, vielleicht verheißungsvolle Neuansätze sind sie nicht weit hinausgekommen. Zu guter Letzt ist es stecken geblieben, ihr Projekt. Zu viele unterschiedliche Interessen. Allzu sehr vermachtete Strukturen: in der Wirtschaft, in der Wissenschaft, in der Politik. Viel zu wenig von der Bereitschaft, vermeintlich alt bewährtes grundlegend zu prüfen. Wohl auch sie selbst als Wissenschaftler waren so an einem Engagement gehindert, das wirkungsvoller hätte werden sollen. Ja, sie, die Wissenschaftler, haben rasch gemerkt, wie viele Unklarheiten stets von neuem, immer wieder überraschend, sichtbar wurden. Und auch in ihren Ausgangsüberlegungen hat es zu viel gegeben, was noch nicht genug durchdacht gewesen ist.

Und zu viele Wissenschaftler, kluge Köpfe, auf die sie anfangs setzten, haben sich geziert. Sie wollten forschen zu den neuen, weiter oder wieder offenen Fragen. Sie begriffen sich als Wissenschaftler. Sie wollten sich nicht zu weit ‚aus dem Fenster lehnen‘. Der Praxis gegenüber kritisch, verharrten sie in ihrer Rolle als Beobachter. Distanz war ihnen wichtig, da sich doch ständig neue Fragen stellten. Als Wissenschaftler liefen sie der Wirklichkeit ja ohnehin stets hinterher. Und diese selbst veränderte sich ständig und dynamisch. Sich da zugleich politisch stärker engagieren? Das schien vielen unter ihnen nicht nur sehr riskant. Nein das stellte sie doch geradezu in Frage, die kritisch wissenschaftliche Distanz, so wie sie sie

verstanden und wie sie ihnen wichtig war – freilich aber auch bequem. Lieber arbeiteten sie sich auf ihrem Feld voran, mühsam von einem Irrtum zu dem nächsten, so aber immerhin ihr Wissen mehrend. Jeder von ihnen mochte dabei unterschiedliche, und ganz spezifisch eigene Motive haben, die ihn trieben. Auch mochte es wohl sein, dass die Gesellschaft Zwecke setzte für alle Wissenschaften, die in ihr betrieben wurden – und dass das deren Freiheit letztlich doch begrenzte. Doch damit ging es dann schon um ganz andere Fragen, um zutiefst Grundlegendes. Zuständig dafür aber waren andere Spezialisten. Sie hingegen reüssierten jeweils auf ihrem eigenen Spezialgebiet.

Die beiden, die das Bild beobachten und die aus der Zeit ihrer Arbeit an dem Institut, das in diesem Haus ansässig war, den Helden der Geschichte sehr gut kennen, schauen sich an. Ja das liegt alles weit zurück. Mit ihm gemeinsam, der in der Gruppe auf dem Foto ziemlich zentral, mittig zu sehen ist, haben sie oft diskutiert, für sehr lange Zeit nur selten kontrovers. Sie wissen recht gut, was er damals dachte. Forschungsprojekte haben sie gemeinsam konzipiert und durchgeführt. Ihre Vorstellungen lagen damals sehr dicht beieinander.

Jetzt sind sich beide ziemlich einig. Denen, die seinerzeit an dem Projekt in der Hauptstadt beteiligt gewesen sind, muss klar gewesen sein, dass Grundlegendes nicht auszuklammern war. Doch sie hatten gewiss noch andere Probleme, Probleme, die die beiden aus ihrer späteren Arbeit nur allzu gut kannten. Es gab zu Wenige im Raum der Politik, die sahen, dass ihr eigenes Handeln, hinein in eine immer offene Zukunft, fundierte wissenschaftliche Erkenntnis brauchte, auch wenn das Zeit und Geld erforderte. Solche wissenschaftliche Flankierung oder Stützung bedurfte ihres eigenen Raums. Nach den der Wissenschaft eigenen Regeln waren darin neue Einsichten zu finden und stetig weiter zu entwickeln. Das konnte dann eine neue, bessere Basis werden, um andere Lösungswege aufzuzeigen. Aufklärende Funktion der Wissenschaft – die, sicherlich, auch nicht zuletzt daran gebunden war, dass denen, die hier ihre Aufgabe gesehen haben und die Ambitionen hatten, eigene Karrierewege offenstanden. Einige Politiker setzten auf diese Funktion von Wissenschaft, Doch gab es unter ihnen auch sehr viele, fest davon überzeugt, die richtige Orientierung schon im eigenen Kopf zu haben. Sie verkannten sicher nicht den Nutzen anderer, wissenschaftlich wohl fundierter Perspektiven neben der eigenen. Aber die war nicht zuletzt geprägt von eigenen Alltagserfahrungen. Und es ging ihnen auch, nein immer wieder, um die erfolgreiche Behauptung in dem großen Spiel der Macht.

Die Beiden blättern weiter in dem Bildband, der vor ihnen liegt: Die Büros, die langen Flure, das alte Mobiliar, diese oder jene früheren Kollegen. In so einem Büro wird er gesessen haben, nachdem er damals angekommen ist, erste Gespräche geführt hat mit denen, die hier arbeiteten, am Anfang stand von jenem Weg, der ihn schließlich zum Herrn des Hauses machte. Darauf haben die zwei sich rasch geeinigt. Sie haben immer Wert auf flache Hierarchien gelegt. Aber alle an ihrem Institut hatten ihre Erfahrungen. Einer der früheren, langjährigen Kollegen, so berichtet Harald jetzt, habe ihn neulich recht heftig gefragt, ob sie denn je einen Institutsdirektor gehabt

hätten, der nicht autoritär gewesen sei. Nun gut, von diesem Kollegen wussten sie beide, dass er anarchistische Neigungen hatte. Trotzdem war etwas dran an seiner Frage. Der andere, über den sie nun gerade sprachen, wurde später einer dieser Institutsdirektoren. Er ist darum bemüht gewesen, stets im Dialog zu überzeugen. Er habe dafür auch so etwas wie natürliche Autorität einsetzen können, finden die beiden. Was er aber für richtig hielt, das habe er am Ende noch immer durchgesetzt. Knochenhart habe er dabei sein können. Sollten sie ihm einen passenden Namen geben, müsste das wohl Kyrios sein, also Herr des Hauses im Sinne des griechischen Bedeutungsursprungs dieses Worts.

Wie würde er damals wohl in seinem Büro gesessen haben? Harald malt sich sein Bild davon: Vor ihm vielleicht ein Schreibtisch, an der Wand die alten Aktenschränke, die die zwei gerade auf einem Foto sehen. Es gab nur wenig Technik damals. Aus den Sphären von Wirtschaft und Politik kannte er da anderes: große Rechner, erstes elektronisches Gerät. Solche damals avancierte Technik fehlte ihnen damals gänzlich. Was sein Chef, zuvor auch der von Harald selbst, so gern gesagt hat, konnte man hier mit Händen greifen: ‚Die Gesellschaftswissenschaften befinden sich noch immer in ihrem Manufakturzeitalter - also auf einer frühen Stufe ihrer Entwicklung, womöglich gar noch in der Steinzeit‘. Das waren damals dessen Worte. Aber der habe das nicht nur im Hinblick auf den Technikeinsatz so gemeint, merkt Harald an. Gerade einmal für die Sekretariate habe man erstes besseres Gerät beschafft. Die Schreibmaschine, hier auf dem Foto, sei ja nicht einmal elektrisch. Elektronische Datenspeicherung lag noch in weiter Ferne. Wenn überhaupt, haben sie mit Lochkarten gearbeitet. Aber mit seinen Worten habe der auf die ganze Arbeitsweise ihrer Zunft gezielt: Auf theoretische Modelle, eingesetzte Instrumente, also Methodenlehre, mangelnde Teamförmigkeit der Arbeit und so weiter.

Eingefrorene, bleierne Zeit, fünfziger Jahre, das spiegele das Bild, meint Kerstin und reist so Harald aus seinen Gedanken. Das Haus und ebenso die Büromöbel atmeten das aus. „Ja, exakt so haben wir das seinerzeit erlebt“, erwidert er. Ewig lange Flure, fast wie in einer Kaserne. Herrschaftsarchitektur. Die sind damals zwar frisch gestrichen worden. Ihre blass-grüne Farbe tauchte sie in ein etwas milderes Licht. Doch das ist von den Treppenhäusern und von Wänden, die durchscheinend gewesen sein am Ende langer Flure, Glasbausteine, nur schwach hereingefallen.“ Letztlich habe man sich in trübem Licht bewegt, fährt er fort. Seitlich abgehend die Büros, einige wenige mit Vorzimmern für die Sekretariate, für hierarchisch höher Stehenden, vielleicht Abteilungsleiter, die es vor ihrer Zeit hier sicherlich gegeben habe. Am Ende dieser Flure, in allen Stockwerken, jeweils gerade einmal ein großer Sitzungsraum. Wohl am ehesten die Orte, an denen seinerzeit Richtungen vorgegeben worden sind. Wegweisendes, vorgegeben von der Spitze einer Organisation, herab von oben.

In einem dieser Sitzungsräume saßen sie zusammen, nach seiner Ankunft, berichtet er dann weiter. „Ich war nicht dabei, hab es mir aber erzählen lassen“, so fährt er fort. Die aktuelle Institutsleitung, er und sein letzter, unser früherer Chef. Auch der habe in der Hauptstadt seine Segel streichen müssen, ebenso wie ihr Kyrios. In kleiner

Gruppe hätten sie dann diskutiert. Immerhin hätten die zwei sich Mittel sichern können, um Erfahrungen aus den Jahren gemeinsamer Projektarbeit wissenschaftlich aufzubereiten. Dabei hätten sie auskommen können mit dem, was damals technisch da gewesen sei. Für die vielen Akten, waren die Schränke immerhin geeignet. Die Dokumente aus ihrer Arbeit der vergangenen Jahre waren ja ohnehin ausgedruckt auf Papier. Durch die habe er, der spätere Herr des Hauses, sich nun hindurch arbeiten müssen. Es sei für ihn darum gegangen, alle die Bilder sorgfältig zu prüfen, die er noch frisch in seinem Kopf gehabt habe, die von ihrer Arbeit in der Hauptstadt, von Widerständen, Grenzen, aber eben auch Erfolgen. Sie hätten sich darüber in den ersten beiden Jahren kaum einmal ausgetauscht.

Das Vorhaben, das die zwei fünf Jahre lang vorangetrieben hätten, sei ja ein wirklich ‚dickes Brett‘ gewesen. Große Veränderungen hatten sie anstoßen wollen. Nun also die Erfahrungen zu analysieren und so festzuhalten, das sei der Mühe wert gewesen. „Und unser Institut bot sich dazu ja an“, fährt Harald dann fort. „Hier hat unser Kyrios‘ und vorher sein und unser früherer Chef als junger Institutsleiter knapp zehn Jahre vorher die erste wirklich große Etappe seines Aufbruchs begonnen.“ Den Aufbruch gegen Herrschaftsverhältnisse, die unter anderem eingefroren schienen auch in den Räumlichkeiten dieses Instituts, denkt er bei sich und fährt fort: „Das waren die frühen, wilden siebziger Jahre. Wir haben uns ja damals tatsächlich vorgestellt, dass wir die Welt verändern helfen könnten. Sie auf vernünftige Gedanken, sozusagen auf den Kopf zu stellen, war unser Ziel. Und ‚The Resurgence of Class Conflict in Western Europe‘ war damals weiß Gott nicht nur unser Thema“, erinnert er sich. „Das war im Fach geradezu Mainstream, für uns aber eben nicht nur akademisch“.

Hier also wollten die beiden nach fünf Jahren wieder neu ansetzen. Der Chef von unserem späteren Herrn des Hauses strebte seinen Neuanfang wohl schon auf anderem Lehrstuhl an als dem, auf den er erst einmal zurückgekehrt ist, dichter an der Arbeitsforschung seiner letzten Jahre. Er würde, dessen waren sie sich alle sicher, seine politischen Ambitionen nie aufgeben. Vielleicht habe ihr Kyrios seine Bilanzierung ihrer politisch ambitionierten Arbeit in der Hauptstadt damals aber auch als Sprungbrett angesehen für eine weitere Karriere in der Wissenschaft.

Zusammengesessen hätten die Beiden also mit einigen der jungen Wissenschaftler, die nun dieses Institut weiter betrieben, unter neuer, selbst gewählter Leitung, also mit sehr flachen Hierarchien. Sie, die Forscherinnen und Forscher hier an diesem Institut, sind damals ein wenig stolz darauf gewesen, dass sie das hier hatten sichern können. Gegen die Herrschaftsarchitektur, die man überall verspürte, haben sie einiges von ihrem Aufbruch festgehalten, von der Revolte, aus der heraus sie hier mit großen Hoffnungen begonnen hätten, seinerzeit. Es sei ihr Ziel gewesen, eine gesellschaftliche Ordnung weiter aufzubrechen, die ihnen vielleicht so begegnet sei: Als Mischung aus Versteinerung und zugleich Leben, das daraus hervorgebrochen ist. Sie hätten weiter der darin noch spürbaren Dynamik zuarbeiten wollen, die geradezu nach Veränderungen schrie. Doch Kyrios‘ sicherer Eindruck am ersten Tag im Institut, der sei ein anderer gewesen: Die hier seien nach diesem Aufbruch vor zehn Jahren nicht wirklich weit vorangekommen. So, berichtet Harald, habe er

ihm später einmal erzählt. Sein Eindruck sei eher gewesen, dass die Zeit hier stehengeblieben sei. Die hier arbeiteten, schienen ihm noch ganz und gar Ansprüche zu verkörpern, mit denen sie hier einmal angetreten seien. Aber sie hätten ihr Instrumentarium nicht weiter schärfen können. Das aber hätte es gebraucht, um hochgesteckte Ziele zu verwirklichen. Sie kriegten, so sein damals erster Eindruck, die Strukturen, und dann die Dynamik, in die sie einzugreifen suchten mit wissenschaftlicher Gestaltungskraft, kaum angemessen in den Blick. Die dazu erforderlichen Instrumente, also Hypothesen, theoretischen Modelle und Methoden wären, so war der sich sicher, einmal mehr grundlegend neu zu überprüfen. Das aber würde Teil von seiner Bilanzierung sein, Teil des Projekts, mit der er nun beginnen wollte. Aber wahrscheinlich habe er das alles, also sein eigenes Projekt an ihrem Institut, damals als nicht viel mehr angesehen, als einen Zwischenaufenthalt.

In dieser Hinsicht jedenfalls, dünkte er, so Harald weiter, der im Gesprächsfluss nun kaum noch zu bremsen ist, sei ihr Kyrios damals ganz entspannt gewesen. Den sicher großen Druck der letzten Jahre hinter sich, habe er auch eine reiche Fülle an Erfahrungen zur Hand gehabt, aus jahrelanger Arbeit. Er habe neue Einblicke gewonnen. In seinen späteren Veröffentlichungen sei das nachzulesen. Er wisse freilich auch aus mancherlei Gesprächen, dass der das damals so gesehen habe. Die den gewohnten Weg zu einer wissenschaftlichen Karriere eingeschlagen hätten, hätten darüber nicht verfügen können. Doch diese Einsichten zogen zugleich viele neue Fragen nach sich. All das forderte also heraus zu neuer wissenschaftlicher Fundierung. Die mochte zusätzliche Chancen öffnen für eine akademische Karriere – sofern er die dann wirklich anstreben wollte.

Naja, da sei sie ziemlich sicher, dass er die angestrebt habe, jedenfalls einige Zeit lang, wirft Kerstin ein. Der habe nach diesen fünf Jahren, und angesichts einer ja vorher schon begonnenen Universitätslaufbahn, die eigenen Ziele sicherlich sehr hoch gesteckt gehabt. Aber es sei schon richtig: Das habe er damals noch nicht entscheiden müssen. Die wissenschaftliche Verarbeitung seiner Erfahrungen aus den vorausgegangenen Jahren sei sein Programm gewesen. Alles andere mochte sich später daraus entwickeln. Es gab damals für ihn verschiedene Optionen. Und die Chancen, die zu nutzen seien eben für Männer größer, fügt sie dann hinzu, damals sowieso, heute aber noch immer.

Das könne schon so sein, erwidert der andere, aber wichtiger erscheine ihm ein anderer Aspekt. Eben wegen der Erfahrungen, die ihr späterer Herr des Hauses machen konnte, ganz nah am herrschenden Politikbetrieb, dürfte er damals Chancen gesehen haben zu einer akademischen Karriere. In den vier Jahren habe er so manche Wissenschaftler kennenlernen können, die selbstbewusst aufgetreten seien, weil sie einen Namen hatten. Das Zauberwort dafür laute ja Reputation. Im Besitz zu sein, der Zweitwährung des akademischen Betriebs, das öffne schließlich manche Türen. Oft aber waren es gerade diese Leute, die wenig zahlungsfähig waren - in der Erstwährung, auf die es letztlich ankam. Das hätten Kyrios, und später immer klarer auch sie selbst gleichermaßen beobachtet und so beurteilt.

Hier also dürfte er seine Herausforderung gesehen haben. Er, Harald, denke, dass er sich sicher gewesen sei, auch hier die richtigen Fragen stellen zu können, die die wirklich weiterführend wären, nicht nur in ihrem Institut. Und bei der Antwortsuche habe er sich auch so manches zugetraut. Zudem habe es auf seinem eigenen engeren Feld, damals gute Chancen gegeben. In den Aufbruchsjahren seien schließlich manche neue Lehrstühle entstanden. In die Gesellschaftswissenschaften seien damals manche Hoffnungen gesetzt worden. Mit etwas wissenschaftlichem Profil habe es Chancen gegeben, boten sich vielleicht Gelegenheiten, Aussichten auf offene Möglichkeiten, auch an der Universität - vielleicht allerdings auch dort wiederum nur auf kleinen „Spielwiesen“ - für wieder neue Reputation.

Die Besprechung an dem Morgen jedenfalls, als es in ihr Institut gekommen sei, die sei nur kurz gewesen, schiebt Harald nach kurzer Pause nach. Es ging um ein erstes Kennenlernen. Es sei auch klar gewesen, dass er und sie, jedenfalls zunächst einmal, eher wenige Berührungspunkte haben würden. Er würde mit der Analyse seiner Projekterfahrung beschäftigt sein, in enger Abstimmung mit einigen, die daran beteiligt gewesen sind. Sie am Institut hingegen hätten eigene Forschungslinien und Projekte gehabt. Wechselseitig seien sie von einem beachtlich hohen Maß gemeinsam geteilter Grundorientierungen ausgegangen. Es musste sich erst zeigen, ob der eine oder andere engere Kontakt nahelag - und ob der sich dann, wenn er gewollt wurde, ausbauen ließe. Der Name, auf den sie sich vorhin geeinigt hätten, Kyrios, wäre damals jedenfalls noch ganz verfehlt gewesen. Aber klar sei schon, dass sein Bild damals so ungefähr so ausgesehen habe wie eben skizziert.

Harald macht eine kurze Pause, ruft sich offenbar etwas in Erinnerung. „Ja“, schiebt er dann nach: „Irgendwie müssen wir, wie er uns da getroffen hat, ihm vorgekommen sein, wie in einer Zeitschleife gefangen, steckengeblieben in unseren doch schon weit zurückliegenden, frühen gemeinsamen Aufbruchsjahren. Er wusste natürlich auch, dass es bei uns hat um wichtige Orientierungspunkte unserer wissenschaftlichen Arbeit zuletzt heftigen Streit gegeben hat. Und ebenso um die politischen Ansprüche, die sich damit verbunden haben. Da waren nun wichtige Entscheidungen gefallen, und die, die am Institut die weitere Entwicklung prägen würden, zählten zu denen, die sein letzter Projektleiter einst hier her geholt hat. Auch dass wir alle immer noch auch politisch hoch motiviert gewesen sind, ist ihm natürlich klar gewesen. Seine wie auch unsere Ambitionen waren da ähnlich – und sie waren groß. Zweifel hatte er nur an dem wissenschaftlichen Fundament, auf dem wir anderen damals noch sicher zu stehen meinten. Aber unter uns gab es ja in der Tat auch schon einige Verunsicherung, bei mir jedenfalls. Diese langen Flure hier führten irgendwie nirgends hin. Na gut, in Büros natürlich. In ihnen brüteten wir über unserer selbstgewählten Arbeit. Wir haben uns abgerackert, um unseren eigenen Ansprüchen endlich besser gerecht zu werden, wissenschaftlich und gesellschaftspolitisch auch. Aber tatsächlich hatten wir vor allem zu kämpfen, uns auf Märkten zu behaupten. Und die, die für uns damals wichtig wurden, waren zwar nicht so anonym wie die, auf denen Unternehmen sich bewegten. Sie hatten aber die Gestalt politischer Programme, die klar den Rahmen absteckten.“

Die anderen, im engeren Sinne akademischen Märkte, fährt er dann nach kurzer Pause fort, seien für sie weiter weg gewesen, nicht politiknah eben, wichtig für akademische Karrieren, heftig umkämpft und nicht so attraktiv. Mittel zum Ausbau der Infrastruktur ihres Instituts seien dort kaum zu holen gewesen. Aber das müsse er ihr sicher nicht erzählen. Da habe sie ja selbst aus den späteren Jahrzehnten ihren eigenen großen Erfahrungsschatz.

Kyrios' erste Eindrücke seien also zwiespältig gewesen. Das habe der ihm sehr viel später, als sie eng zusammen arbeiteten, ganz klar so gesagt. Er, Harald, habe seinerzeit in seiner engeren Forschungsgruppe festgesteckt. Die sei langsam auseinandergefallen. Und da sei ihr Kyrios fair und offen gewesen. Er habe ihnen zugestanden, dass sie seine eigenen Erfahrungen so gar nicht hätten machen können: Die mit jenen Machtgeflechten in der Hauptstadt, bürokratisch verfestigt und zugeschnitten auf Funktionsnotwendigkeiten, oder auch die mit den Repräsentanten Wirtschaftlicher Macht, mit Wirtschaftsverbänden und Gewerkschaften -, mit ihren jeweiligen Handlungszwängen, auf denen sie noch beharrten, oder auch mit den Selbstgewissheiten, und sicher auch den Eitelkeiten renommierter Wissenschaftler, die es dort zu den Fleischtöpfen getrieben habe. „Das war“, so fast er noch einmal zusammen, „aus seiner Sicht sozusagen ein Stück Welterfahrung, das uns eher gefehlt hat. Wir wollten dicht bei den abhängig Beschäftigten sein, an der Basis bei Betriebsräten und gewerkschaftlichen Vertrauensleuten in den Betrieben. Später hätte ich gesagt: es war der Unterschied zwischen der sogenannten Arbeitnehmerorientierung und einer Arbeitsorientierung. Und da hatte er ja Recht. Es ging um letztere. Die ‚wilden Siebziger‘ sind vorbeigewesen“.

Kerstin nickt. Sie sei ja erst etwas später an das Institut gewechselt. Der Bezug auf neu aufbrechende Klassenkämpfe, der habe für sie schon keine wirkliche Rolle mehr gespielt, wohl aber die Frage, wie man wissenschaftlich die Reformpolitik der siebziger Jahre besser stützen könnte. Und da sei es auch ihr nicht zuletzt um die Politiknähe der Forschung gegangen, vielleicht auch um die Hoffnung besserer wissenschaftlicher Karrierechancen. Deshalb sei sie an das Institut gekommen. Diese beiden Motive habe der absehbare neue Herr des Hauses bei ihr gut erkannt. Gerade ihr habe er ein neues Forschungsfeld und damit eine große Chance geöffnet. Auch so etwas wie ein Hauch von neuer Aufbruchsstimmung sei für sie damals, also vielleicht fünf Jahre später, spürbar gewesen. Ihr Kyrios sei damals ja gerade auf dem Sprung gewesen, der zu werden, als den sie beide ihn nun rückblickend sähen. Für eine neue und professionelle Form von Arbeitsforschung, nah an der Politik und stets darauf aus, der Praxis zuzuarbeiten, der in außerwissenschaftlichen Bereichen, sei er vorbildlich gewesen. Von seinen Erfahrungen hätten sie seinerzeit ganz ohne Zweifel alle profitiert. Ein Forschungsprogramm solcher Art habe er selbst ja zuvor über Jahre hinweg aktiv mitgestaltet. Dieses Geschäft habe er nur allzu gut gekannt. Orientierung habe er deshalb geboten. Zugleich aber sei er fordernd gewesen, kooperativ, verbindlich aber zugleich die Richtungweisend. Wer sich da gesperrt habe, sei für ihn nicht lange interessant geblieben. Es könne ja sein, dass er, Harald, das so nicht erlebt habe. Sie hingegen schon recht früh.

Die beiden haben den Bildband inzwischen durchgeblättert. Harald schenkt ihnen beiden noch ein zweites Glas Wein ein. Ihr Gespräch plätschert nun weiter, weniger fokussiert. Über die später verschüttete Milch, also ihre enttäuschten Hoffnungen, mag Kerstin ganz augenscheinlich nicht auch noch sprechen. Die Probleme heute, die finsternen Zeiten, die da heraufziehen, sind allerdings auch nicht erhebend. Sie streifen sie ein wenig. Sie schaffen es, den Abend locker ausklingen zu lassen.

### III.

Neu herausgefordert hat er sich auf jeden Fall gesehen, der für den die Beiden den Namen Kyrios gefunden haben. Er hat die Chance nutzen wollen, seinen Wissensschatz gründlich aufzuarbeiten, seine Erfahrungen aus den Jahren, in denen er die ‚rechte Hand‘ seines Projektleiters gewesen ist. Ganz dicht ist er dabei herangekommen, an die Strukturen und Akteure politisch demokratisch legitimierter Herrschaft, deren Funktionsweisen oft schwer durchschaubar und noch schwerer zu beeindrucken und zu beeinflussen sind. Die Größen seiner Zunft hat er hautnah erlebt, wenn sie versuchten, an die Fleischtöpfe zu gelangen. Er konnte und musste sich mit ihnen auseinandersetzen, mit den Unzulänglichkeiten, die sie häufig gut verborgen haben – vor sich selbst und vor anderen, hinter dem Schleier ihrer Reputation. Dort, wo Wissenschaft sich in der Praxis bewähren sollte, und darauf hatte ihr Programm gezielt, wurde das alles sehr schnell offenkundig. Schließlich ist er als einer, der ein staatliches Aktions- und Forschungsprogramm mit umgesetzt hat auch ziemlich dicht mit Repräsentanten demokratisch nicht legitimierter, wirtschaftlicher Macht in Berührung gekommen. Sein zuvor über wissenschaftlich aufbereitete Quellen gewonnenes Bild hat er so schärfen können. Was also hat ihr Projekt am Ende an Erkenntnissen erbracht? Immerhin war es eines der größeren staatlichen Programme. Woran ist es letztlich erfolgreich gescheitert? Was könnte es bewirken, das alles nunmehr wissenschaftlich aufzubereiten? Das waren die Ziele seiner Arbeit in den nächsten Jahren. Er hat seine Arbeit im gesteckten zeitlichen Rahmen abschließen können. Hinsichtlich der Wirkungen würde abzuwarten sein. Die hingen ja mehr als von ihr auch davon ab, was sich politisch tun würde im Zuge der ‚geistig-moralischen Wende‘ die der neue Bundeskanzler verkündet hatte.

Kyrios und die Wissenschaftler, unter denen nunmehr er, allen voran, in der Provinz Grundlagen legen wollte für einen Neuaufbruch, haben ihre Möglichkeiten jedenfalls nach Kräften genutzt. Einerseits Routinen: Tag für Tag der Weg in dies Gebäude. Die Erinnerung an eine alte Herrschaftsarchitektur und die steckengebliebenen Aufbruchsanstrengungen, die sich darin eingenistet hatten, die ihn hier zuerst fast angesprungen hatten, vergaßen sich ziemlich rasch im Neuen Alltag. Intensive Arbeit war angesagt, vertieft in Texte, Bücher wälzend oder Dokumente prüfend. In kleinen Gruppen lange Diskussionen führend, eher in den größeren Büros, statt in den beiden großen Sitzungssälen. Andererseits auch oft im Lande unterwegs bei ihrer Forschungsarbeit. Gespräche mit Experten, Interviews, vor allem aber immer noch mit jenen, die ihnen im Institut besonders angelegen waren, den Arbeitenden also, denen Kreativität, gar schöpferische Fähigkeiten eher abgesprochen wurden.

Gerade deshalb blieben sie ihnen wichtig in ihrer Forschung. Beobachtungen ihrer Arbeitsplätze und der der Vollzüge ihrer Arbeit. Sicher aber auch Gespräche mit Zugehörigen zur Wirtschaftselite des Landes, mit Politikern, anderen Forschern aus der Wissenschaft.

Schon nach recht kurzer Zeit nachdem er seine Bilanzierung, die der Mutter aller seiner späteren Projekte, abgeschlossen hatte, wurde klar, dass es sich für ihn anbot, weiter an dem Ort zu bleiben, an dem er so ‚gelandet‘ war - und dass er dort schon bald eine Art Führungsrolle innehaben würde. Er suchte und er fand rasch eine kleine Zahl enger Verbündeter, wandte sich auch deren Themen zu. Schon bald hatte er so eine Gruppe gleichgesinnter um sich herum geschart. Er war bald stark genug, neue, eigene Themenfelder zu etablieren. Er gewann Gewicht. Autorität hat er wohl für alle ausgestrahlt, mit denen er nun neue Projekte durchgeführt hat. Wissenschaftliche Impulse hat er geben können und stets, so sagten später viele ganz ausdrücklich, mit Worten überzeugt. Schon bald war er so etwas, wie der Herr des Hauses. Für die meisten war unstrittig, dass er es war, der nun Orientierungsangebote machen konnte, die sie suchten. Angebote, die beides zu versprechen schienen: wissenschaftlichen Erfolg, und damit die Beschaffung von Ressourcen, für Einzelne vielleicht zugleich Karrierechancen, und weiterhin einige Nähe zu der großen Politik. Und das verhiess, für die, die immer schon hier arbeiteten und ebenso für die, die neu hinzugewonnen wurden: Hier gab es die Chance, wissenschaftliche Arbeit mit politischem Engagement eng zu verknüpfen – und zwar anders als in der allbekannten Weise.

Es war folgerichtig, dass er erst Sprecher jener Gruppe wurde, die er um sich scharte, in einem Forschungsinstitut, das langsam aber stetig wuchs. Dann, als die Umstände dafür günstig waren, wurde er der Leiter dieses, nunmehr wirklich ‚seines‘ Hauses. Alle, die hier arbeiteten, wurden davon getragen, dass sie sich noch immer sicher waren, dass sie sich mit ihrer Forschung in einem, ja dem Kernbereich gesellschaftlicher Umbrüche bewegten. Das setzte Kräfte frei. Bei ihm selbst und bei all jenen, die sich enger um ihn scharten, aber auch den anderen, die seine Führungsrolle akzeptierten, auch wenn sie weiter eigene Akzente setzen wollten. Aber sie mussten sich in harter Konkurrenz behaupten: mit Wissenschaftlern anderer Einrichtungen, die auf den gleichen Feldern forschten, im Blick auf Nähe und Zugänge zu politischen Akteuren und in einer Welt, in der allmählich andere Themen höchst bedeutsam wurden.

Ganz war mit der Zeit jedenfalls nicht zu übersehen, dass die politischen Impulse aus den Aufbruchsjahren sich erschöpften. dass im Mainstream ihrer Wissenschaft neue Forschungskonjunkturen prägend wurden. Ihm und der engeren Gruppe, die sich um den neuen Herrn des Hauses scharte, war klar, dass neue Theoriearbeit ganz unumgänglich war, wenn sie beharrlich weitermachen wollten. Der Schlüssel liege immer noch darin, Arbeit und Wirtschaft demokratisch zu gestalten, so argumentierten sie alle und suchten das von Neuem zu begründen, ohne die alte Emphase. Sie sahen unverdrossen gute Chancen, ihre Forschungsstränge weiter zu

entwickeln und neue Fäden in die Politik hinein zu knüpfen. Damit verbunden war die Hoffnung darauf, dass sie Veränderungen zuarbeiten könnten, die sie für zukunftssträchtig hielten – nicht nur in ihrem Land. Letztlich ging es für sie hier um ein europäisches Projekt. Gerade im Rahmen der EU erhofften sie sich neue Forschungsfelder.

#### IV.

Ein scheinbar eher nebensächliches Ereignis, in dem sich solche Hoffnungen, ja Träume wohl gebündelt haben, kann all diese sichtbar machen. In fast unwirkliches Licht gehüllt erinnert Harald sich diesen Abend. Das beginnt schon auf dem Weg, stadtsseitig und zu Fuß zu diesem Haus, dessen Befremdlichkeit ihm und Kerstin im Blick zurück so stark entgegentrat, hin zu der abendlichen Feier.

Es ist ein später Sommerabend. Der Schein des Mondes fällt herab von einem wolkenlosen Himmel. Er hüllt den Abend in ein ganz besonderes Licht. Heller als gewöhnlich lässt es die Blätter an den schlanken Bäumen neben dem Weg ihre Schatten auf den Boden werfen. Ein lauer Sommerwind wiegt leicht die Zweige so dass die Schatten ein klein wenig tanzen. Durch die Fenster an der Westwand des Gebäudes, an dem er auf dem Weg zum Haupteingang entlang gegangen ist, fällt ein Licht, das ein wenig bläulich schimmert. Kies knirscht leicht unter den Füßen, und von drinnen meint er, Musik zu hören. Er gewann Feiern wie dieser nicht allzu viel ab. Aber an diesem Abend ist er gut gestimmt. Erfolgreich haben sie zuletzt zwei größere Projekte abgeschlossen. Neue werden kommen. Ihre Finanzierung ist gesichert. Sie haben, wie er meint, allen Grund zur Zuversicht. Er ist gespannt auf diesen Abend.

Er betritt das Foyer des Hauses. Sein erster Eindruck: Auch hier scheint alles in ganz besonderem Licht neu und anders auf. Lampen hängen an den Wänden, und Lichter hinter kleinen Schirmen stehen auf zwei Tischen, die hier aufgestellt sind für diesen Abend. Der Raum scheint in ein leichtes Blau getaucht. Das also ist das Blau, von dem ein wenig durch die Fenster schon nach draußen fiel. Nur an den Tischen auch ein etwas wärmeres, schwach gelbes Licht. Die Durchgangstür zum Flur im Erdgeschoss steht offen, aber der sonst so lange Flur verliert sich rasch im Dunkeln. Die Deckenleuchten sind nicht eingeschaltet. Zu den ersten Büros, rechts und links stehen dafür die Türen offen. Aus ihnen fällt ein Licht, ähnlich dem am Eingang. Erstaunt hält er inne und lauscht der Musik. Es soll, so hatte er unlängst gelesen, Menschen geben, die Musik nicht nur hören, sondern sehen können, gleichsam als ein Farbenspiel in ihrem Kopf. Hier nun scheint es ihm, als werde die Musik, die er gerade hört, in dem Leuchten dieses Abends gleichsam synchron als Farbenspiel ins Werk gesetzt.

Links im Foyer, der Treppe gegenüber, die nach oben führt, etwas im Schatten, oder einfach weniger in seinem Blickfeld, in dem er zuerst die Lampen auf den beiden Tischen sieht, stehen drei von ihnen, die musizieren: Eine Gitarre, eine Querflöte und

ein drittes Instrument, das einen Rhythmus vorgibt, der einen, gerade eintretend, berührt und leicht beschwingt weiterschreiten lässt. Es ist ein Instrument, das er nicht kennt. Er ist überrascht, wie diese drei, zugehörig zu verschiedenen Forschungsgruppen ihres Instituts und sonst kaum enger miteinander in Kontakt, solche Musik hier so zusammenklingen lassen. Er selbst ist überhaupt nicht musikalisch, spielt kein Instrument, lauscht aber gern den schönen Klängen. Diese hier passen zu diesem Abend, zu dem Licht in das er eingetaucht ist, auch zu der Stimmung, die ihn nun, während er schaut, immer stärker trägt. Ihm scheint, er teile dies Gefühl mit denen, die an den beiden Tischen sitzen, einigen, die er sprechen hört im ersten der Büros, links vom Flur, durch dessen Türrahmen helleres Licht zu fallen scheint, ganz sicher auch mit den drei Musikanten. Auch die Kollegin, die nun gerade nach ihm eintritt, blickt freudig überrascht mit so erstaunten Augen um sich, dass er denkt, es müsse ihr wohl ähnlich gehen. Ansteckend wirkt die Atmosphäre dieses Abends.

Er hatte sich an seiner Vorbereitung nicht beteiligt. Für solche Zwecke gab es Vorbereitungskomitees. Doch nun, nun ist er fest entschlossen, den Abend zu genießen. Er betritt den Flur, entdeckte das Büffet im ersten der Büros, stellt das, was er mitgebracht hat hinzu und nimmt sich ein Glas mit rotem Wein. Dann geht er weiter, wirft einen Blick in drei, vier weitere Räume, die auch offen stehen, will sehen, wer der Einladung zu diesem Fest gefolgt ist. Überschlägig sind es so an die fünfundwanzig Kolleginnen und Kollegen. Einige werden sicherlich noch kommen. Vielleicht auch Kyrios. Doch da ist Harald sich nicht sicher. Noch viel weniger als er selbst ist der für solche kleinen Feste aufgeschlossen. Aber er weiß sehr gut, dass sie wichtig sind. Sie schaffen einen stärkeren Zusammenhalt. Und der Anlass dieses Mal ist gut gewählt. Nicht nur Erfolge haben sie erreicht, die nun zu feiern sind. Nach innen ist das Haus auch neu geordnet. Kyrios ist seit einiger Zeit der Hausherr, inzwischen gänzlich unumstritten - auch bei denen, die sich nicht fest um ihn herum geschart haben wie Harald und manche andere. Ja er kennt ihn mittlerweile ziemlich gut. Gewiss sitzt er viel lieber jetzt zu Hause, liest in einem Buch, brütet über ein theoretisches Problem, versucht dazu für sich einen Lösungsansatz schärfer zu umreißen, so denkt er, nippt an seinem Rotweinglas und beschließt, sich zu einer der Gruppen zu gesellen, die sich gebildet haben, in den offenen Büros oder auch im Eingangsbereich.

Am liebsten wäre ihm dazu einer der Tische im Foyer. Also geht er zurück, und wie er sieht, tanzen nun auch einige zu der Musik. Einzeln, leicht die Arme schwingend gleiten sie zu ihren Klängen durch den in träumerisches Blau getauchten Raum. An einem der zwei Tische entdeckt er einen freien Platz. Er setzt sich hinzu. Man unterhält sich angeregt, und er beschließt, zunächst nur zuzuhören. Auch hier, wie überall im Haus hier unten, eine sehr entspannte Atmosphäre. Für absehbare Zeit haben wir alle hier recht gute Perspektiven, denkt er. Finanziell müssen wir uns keine Sorgen machen. Aber das ist Hintergrund. In dem Gespräch, zu dem er nun hinzugekommen ist, geht es um anderes. Die Drei an seinem Tisch sprechen über

Persönliches. Es geht auch um kulturelle Themen, oder um die Musik der drei da vorne, die heute Abend augenscheinlich einige von ihnen überrascht.

Erst über Umwege landen zwei der drei dann doch bei ihrer Arbeit. Der Biologin in der Gruppe freut sich auf ihren Urlaub in einem Landwirtschaftsbetrieb mit einer Viehhaltung, die sie nachhaltig nennt. In der nächsten Woche geht es los. Zwei Wochen wird sie raus sein aus der Tretmühle ihres Projekts, freut sie sich. Beruflich geht es ihr darum, mit ihrer Arbeit neue Impulse für die Politik zu setzen. Von dem Projekt, an dem sie arbeitet, erwartet sie neue und bessere Argumente gegen die industrialisierte Landwirtschaft. Auf dem Bauernhof, auf dem sie Urlaub machen wird, sucht sie dazu neue Kraft. Sie ist noch nicht lange hier am Institut. Ihr Thema ist Ökologie. Sie hat Bezüge zu Verbänden, die auf diesem Feld die Politik verändern wollen, aber sie weiß noch nicht, ob dort ihre Zukunft liegen könnte – oder hier in weiteren Projekten.

Die beiden anderen bewegen andere Fragen, und sie sind recht überrascht von solchen Urlaubsplänen. Ihr Thema ist die Sicherung und Schaffung neuer Arbeit in der Industrie, längerfristig deren demokratische Gestaltung. Das Gespräch wird lebhaft bleibt aber entspannt. Er kennt alle drei recht gut. Zwei von ihnen arbeiten in Projekten, die er mit betreut. Den beiden Soziologen geht's um die Veränderung von Arbeit. Aber der Blick des einen richtet sich nicht allererst auf Industriearbeit und Demokratisierungspotenziale, die da vielleicht gerade neu entstehen. Vielmehr zielt sein Interesse darauf, wie sie gesundheitsförderlich gestaltet werden kann, die Arbeit. Wirklich wichtig sind ihm hier Einsatz und Erprobung neuer wissenschaftlicher Methoden. Während die beiden anderen eint, die Biologin und den zweiten Arbeitsforscher, mit dem er aber nicht sehr eng zusammenarbeitet, dass sie vor allem praktisch Wirkungen erzielen wollen, Verknüpfungen suchen in das Feld der Politik, ist er an seinen Themen zu allererst als Wissenschaftler dran. Er zieht Harald nun in das Gespräch hinein, will dessen Zustimmung. Der aber erklärt, dass er das zusammen sehe. Ihnen müsse es doch darum gehen, wissenschaftlich besser als Andere zu sein. So könne es dann vielleicht möglich werden, mit dem, was sie zu bieten hätten, auch politisch Resonanzen zu erzeugen. Und nur so könne ihre Nähe, hin zur Politik, noch mehr zu einem Markenzeichen werden, vor dem sie selbstbewusst agieren könnten. Keiner widerspricht, aber er ist sich nicht ganz sicher, ob er nicht auch Blicke wahrnimmt, die auf leichte Zweifel schließen lassen.

Fast entgeht es ihm, dass die Musik verstummt ist, und dass dann andere aus zwei Lautsprechern erklingt. Die ist ihnen allen wohlbekannt, Popmusik aus ihrer Aufbruchszeit, etwas rebellisch, gern gehört. Aber diese ganz besondere Atmosphäre, die alle eingefangen hat, ist nun dahin. Es tanzt auch niemand mehr. Und dann bemerkt er: auch Kyrios ist inzwischen eingetroffen. Sitzend halb mit dem Rücken hin zu der Eingangstür sieht Harald ihn erst, als der schon aus dem Büffetraum zurückkommt. Er nickt zu ihm herüber, geht dann zu einer andren Gruppe, wechselt ein paar Worte und geht wieder weiter. Das ist fast wie im Arbeitsalltag, denkt er: ein wenig von der Stimmungslage schnuppern, ermuntern,

überzeugen, Management by walking around. Darauf versteht er sich. So scharf er Leute um sich, steuert er Prozesse, delegiert Aufgaben, findet dazu stets die beste Lösung. Und vermutlich schafft er es so auch, Netze nach außen hin zu spannen, offen, kompetent, natürliche Autorität ausstrahlend.

Im Grunde ist Harald überrascht, dass Kyrios doch kurz vorbei schaut, und er ist sich sicher, dass er nicht sehr lange bleiben wird. Er weiß, dass er heute unterwegs gewesen ist, wichtige Gespräche führen musste und dass er einiges an Arbeit vor sich hat. In ihrer engeren Forschungsgruppe hat er bereits angekündigt, dass sie angesichts der derzeitigen Erfolge, ihre Arbeit theoretisch konzentriert vertiefen müssten. So etwas wie eine Zwischenbilanz gelte es genauer auszubuchstabieren. Davon ausgehend sei alsdann zu prüfen, ob und wie ein neues staatliches Forschungsprogramm für sie gute Chancen biete, und welche Pflöcke sie in ihm dann vielleicht setzen könnten. Es gehe um die nächsten Schritte.

All das also wird sie beschäftigen in den nächsten Tagen und Wochen, denkt er. Jetzt aber will er überhaupt nicht näher wissen, was der heutige Tag ergeben hat. Es ist der Kontrast zum Alltag, hier an diesem Abend, der ihn gefangen hält. Es ist die Fülle der lebendigen Gefühle und Motive, die hier an diesem Ort gerade auf einen Punkt hin so eindringlich spürbar werden – für alle, oder doch allein für ihn, so wie er das hier erlebt? Das Gespräch gerade eben zeigte ihm doch, dass sie so sehr verschieden sind, die Wünsche und die Träume, die sie alle hier bewegen. Ja, es stimmt, sie alle in diesem Haus arbeiteten daran, ihnen klarere Kontur zu geben und eine Richtung, in der sie die Chancen sahen, politische Wirkung zu erzielen. Es mochte schon so sein, dass sie das einte, für eine Weile. Das Engagement von ihnen allen war schon groß. Doch in dem, was dabei jeder von ihnen sich erträumte, bemerkte er, gerade an diesem Abend, der ihre Gemeinsamkeit so eindrucksvoll versinnbildlichte, auch große Unterschiede, die sonst kaum zur Sprache kamen.

Das Gespräch am Tisch findet seinen Fortgang. Hier und da steuert er eine Bemerkung dazu bei. Aber er ist nachdenklich geworden. Dann steht er auf, will sich etwas zum Essen holen, tut das auch, und gesellt sich danach ein, zwei anderen kleinen Gruppen zu, beteiligt sich an den Gesprächen, deren Verlauf ähnlichen Mustern folgt. Er schiebt sie bei Seite, seine kurze Nachdenklichkeit, lässt sich auf ein, zwei kleinere, freundlich ausgetragene Dispute ein, freut sich über den einen oder anderen Scherz, genießt den Abend und bemerkt irgendwann, dass Kyrios ihr kleines Fest wohl schon recht bald verlassen haben muss.

## V.

Wieder gut zehn Jahre später: Auf dem langgezogenen Tisch stehen zwei Kaffeekannen und zwei Schalen mit Gebäck. Durch die Fenster fällt ein wenig Licht der Frühjahrs-sonne. Vorbote eines Tages, der wärmen soll? Der Tisch steht in einem von vier Besprechungsräumen, zu denen man unlängst jeweils zwei Büros verbunden hat. Das Mobiliar ist neu, wie überall im Haus. Auch technisch sind sie mittlerweile halbwegs schon so weit, wie die großen industrienahen Dienstleister im Lande. Man sieht so auf den ersten Blick: es ist weiter vorangegangen. Sogar die

langen Flure haben ihren fragwürdigen Charme verloren, der ihn einst an eine Kaserne erinnert hat - oder irgendeine andere Anstalt. Kleine bauliche Veränderungen, Zwischentüren, neu eingezogene Seitenwände, nur leicht vorspringend, haben dazu ausgereicht. Was hinter dem Erscheinungsbild verborgen bleibt, das somit recht erfreulich ist, ist allerdings der Umstand, dass sie mit ihrer Arbeit längst auf Widerstände stoßen. Sie sehen sich Problemen gegenüber, die eher größer werden. Sie drohen schon bald festzustecken.

Ihre Ambitionen sind noch immer groß. Doch allein ein langer Atem reicht nicht aus, wenn langsam erste Zweifel wachsen. Das gemeinsame Projekt weist erste Risse auf, die weiter wachsen könnten. Einige von ihnen, die schon immer ein etwas anderes Ziel vor Augen hatten als der harte Kern, sei es politisch, sei es im Kampf um wissenschaftlichen Erfolg, verfolgen mittlerweile deutlicher ihre eigenen Ziele – sei es dass sie das Institut verlassen haben, sei es, dass sie versuchen, sich im Hause ihren Nischenplatz zu sichern, wenigstens für eine Weile. Jedenfalls: der Geist des Aufbruchs aus den frühen Jahren scheint sich zu verflüchtigen.

Genau das ist der Grund für dies Zusammentreffen. Alle vier sind pünktlich eingetroffen und haben Platz genommen an dem langen Tisch. Kyrios hat sie eingeladen. Ihr Gespräch soll ein erster wichtiger Schritt sein für einen Neuaufbruch, den er für unumgänglich hält. Es wird um neue Herausforderungen gehen. Das hat er angekündigt. Es gebe neue Fragen, auf die konzeptionell Antworten zu finden seien. Aus der engeren Gruppe hier im Haus ist allein Harald mit dabei. Für die zukünftige Leitung dieses Hauses in seiner Nachfolge, auch ein Thema das bald angegangen werden muss, kommt er nicht in Betracht. Darüber sind sie sich, seit längerem schon, beide einig, Doch die Lösung dieser Frage ist noch gänzlich offen. Kyrios ist dafür sicher intensiv auf der Suche, denkt der andere. Nach den vielen Jahren, in denen doch eher (Wissenschafts)Politik sein täglich Brot gewesen ist, will er endlich mehr Zeit haben, wissenschaftlich ganz persönlich eine Bilanz zu ziehen, einmal mehr im Blick nach vorn. Das hat er neulich so gesagt; und Harald hat es längst gemerkt: dabei geht es um sein, um Kyrios' Projekt. Nun aber, für eine Neuorientierung hier, in seinem Haus, da will er ihn erneut mit einbeziehen. Denn die beiden haben oft eine fast gleiche Sicht der Dinge, kennen sich inzwischen ziemlich gut, haben grundlegende theoretische Gemeinsamkeiten. Oftmals haben sie in den letzten Jahren bei schwierigen Entscheidungen gemeinsam andere im Hause überzeugt. Dort aber, wo sie bisweilen unterschiedliche Akzente setzen, ist es ihnen noch stets gelungen, die produktiv zu machen.

Die beiden anderen am Tisch kommen von außen. Mit einem von ihnen hat Kyrios Harald vor Jahren schon bekannt gemacht. Wiederholt, wenn auch immer nur für kurze Zeit, arbeiteten sie zusammen. Sein Denken, seine Arbeiten sind ihm vertraut. Als politisch stark engagierter Wissenschaftler und als Philosoph etwas anders orientiert als sie, ist er höchst anregend. So war das seinerzeit. So erhoffen sie sich das auch heute wieder. Neue Impulse wären wichtig, denn die Welt hat sich

verändert. Seine Begleiterin arbeitet eng mit ihm zusammen, wissenschaftlich wie politisch.

Krisen ziehen herauf. Andere Themen rücken in den Vordergrund. Zu den ökologischen Herausforderungen haben ihre beiden Gäste den anderen ein schmales Büchlein mitgebracht, Es ist eine Auftragsarbeit für Verbündete im Feld der Politik, zu denen sie enge Kontakte haben, in deren Netze sie vor allem eingebunden sind. Die drohende Klimakrise ist darin das Thema. Mit fossilen Energien, Rüstungsgeschäften sicher auch, wird viel Geld verdient, eher als mit Antworten auf die ökologischen Herausforderungen der Zeit. Die aber, immerhin, sind allgemein weithin unbestritten. Etwas noch am Rande, in dem einen oder anderen Forschungsstrang, tauchen sie auch hier auf in ihrem Institut. Heute allerdings sind sie für alle Vier kaum ein Thema. Worum es gehen soll, das sind die Perspektiven der Entwicklung industrieller Arbeit, die Frage danach ob und wie durch sie Ansätze einer neuen Politik der Arbeit in einer neuen Zeit befördert werden können und was daraus zu folgern sei.

Bei den beiden Gastgebern steht es nicht ganz so gut, wie man vielleicht meinen könnte, wenn man das umgestaltete, modernisierte Haus betrat. Der Gipfel der Erfolge aus den letzten Jahren ist überschritten. Sorgen wachsen, den erreichten Stand wenigstens zu sichern. Es wird deutlich schwieriger, in den staatlichen Programmen, die dafür wichtig sind, weiter präsent zu bleiben - gar neue Pflöcke einzuschlagen. Forschungsstränge, die ihnen lange wichtig gewesen sind, mussten sie abreißen lassen. Immerhin die, die sie mit Beharrlichkeit und Fleiß bislang vorangetrieben haben, konnten im Institut bislang noch leidlich aufgefangen werden, so zum Beispiel Kerstin. Ob und wie sie also alle die Veränderungen um sich herum mit den Schwerpunkten ihrer wissenschaftlichen Arbeit weiterhin verknüpfen lassen könnten, das ist die große Frage. Welche Impulse ließen sich erhoffen, wenn es gelänge, neue Aufmerksamkeit darauf zu lenken, die schöpferischen Kräfte zu entfalten, die in einer Arbeitswelt gefordert werden, die sich gerade auch sehr stark veränderte? Wie es auf diesem Feld gelingen könnte, im Außenraum neue Resonanzen zu erzeugen – und so in seinem Institut, den Forschungssträngen, die ihm besonders angelegen sind, einen neuen Motivationsschub auszulösen - darum geht es Kyrios.

Beredt, mit Worten, die diese Entwicklung knapp umreißen, eröffnet er die Diskussion. Die feinen oder auch schon ein wenig größeren Risse, die es hier in seinem Hause gibt, deutet er kaum an. Viel lieber richtet er den Blick nach vorn, wie immer Optimist. Hinter sich und an der Seitenwand, den Fenstern gegenüber, hat er Wandtafeln aufgestellt. Eine möglichst offene Debatte will er heute führen, sagt er. Deren Ergebnisse in Stichworten dann auf den Tafeln festzuhalten, sei seine Absicht. Sein Problemaufriss ist knapp und pointiert. Die Diskussion danach entwickelt sich sehr lebhaft. Es zeigt sich rasch, sie tragen mancherlei zusammen, was ihnen aussichtsreich erscheint. Unterschiedliche Erfahrungen, und verschiedene Blickwinkel darauf, rücken manches in ein neues Licht. Die Stimmung ist gelöst.

Einige Sarkasmen zu Merkwürdigkeiten, oder auch nicht, in Politik und Wissenschaft lösen gemeinsames Gelächter aus. Dann wieder folgen Diskussionen in der Sache – hoch konzentriert, und auch weiterführend. Zwar stellen sich auch viele Fragen neu, oder es tauchen gänzlich neue auf, aber es werden, wie in jeder Krise, auch Chancen sichtbar. Die Zahl der Themen, der neuen Fragen, der Verknüpfungen, die es zwischen ihnen gibt – und auch die Zahl der Namen von jenen, die, oder deren Arbeiten man in weitere Debatten einbeziehen sollte, wächst rasch an.

Drei Wandtafeln sind bis zum Mittag bereits gut gefüllt. Zuversicht unter ihnen wächst. Nach kurzer Pause setzen sie ihre Arbeit fort. Frischer Kaffee, ein kluger Einwurf des Einen oder der Anderen, das alles regt ihre Debatte an. Es entsteht Bewegung in ihrer aller Köpfe. Zwar laufen sie, wie immer in der Wissenschaft, der Entwicklung hinterher. Mancher alte Lösungsvorschlag erweist sich als unzureichend im Licht der neuen Fragen – doch die sind länger nicht mehr von der Hand zu weisen. Jedem von ihnen werden, ganz langsam, erste Konturen eines neuen Bildes sichtbar. Es scheint, dass sie es weithin teilen. Sie sind, so denken sie, auf gutem Wege – auch wenn zunächst die Richtung nur recht grob erkennbar wird. Am Abend sind sie beides: Ein wenig müde, aber auch voll neuer Zuversicht. Und sie sind sich einig: manches ist noch offen, kann längst noch nicht entschieden werden. Vieles werden sie als Teil eines längeren Projekts vertiefend klären müssen. Über das gilt es sich weiter zu verständigen. Sie teilen Arbeiten untereinander auf, wohl wissend, dass die Mehrarbeit erfordern wird, für die sie kaum freie Ressourcen haben. Aber das beschwert sie nicht.

Etwas von einem Neuaufbruch hat das an sich, hat Harald seinerzeit gedacht. Aber die Lage war doch anders als vor vielleicht zwanzig Jahren, als sie hier im Hause, damals auch schon um Kyrios geschart, das erste Mal neu aufgebrochen sind. Und dabei ging es nicht um knappere Ressourcen, oder um neue Herausforderungen, die nun eher krisenhaft bedrohlich scheinen. Wichtiger war diesmal anderes: Die vier hier waren nicht mehr jung. Jeder von ihnen hatte schon einen langen Weg zurückgelegt. Sie blickten also auch zurück. Neben dem Versuch, nach vorne hin gemeinsam einen Weg zu bahnen, war jeder von ihnen auch damit beschäftigt, Neues in die bislang verfolgten Arbeitsstränge einzuordnen. Während sie zur Zukunft hin offen zu diskutieren suchten, zog jeder einzelne von ihnen zugleich seine eigene Bilanz. Das aber hieß auch: Jeder von ihnen knüpfte ein wenig unterschiedlich an. Sie sagten sich, dass ihr altes Ziel - gemeinsam neu umrissen angesichts veränderter Verhältnisse in einer neuen Zeit - sie alle nun von Neuem motivierte. Doch sie übersahen alle ihren gleichen ‚blinden Fleck‘. Ihnen ist entgangen, dass jeder von ihnen von seinen ersten frühen Aufbruchsjahren an jeweils verschieden, nämlich persönlich, für sich selbst Ziele gesetzt und dann verfolgt gehabt hat. Persönliche Akzente und Motive hat es also stets gegeben. Und die gab es auch jetzt. Ihre Möglichkeiten aber, sie geltend zu machen in dem Projekt, zu dem sie nun erneut ansetzen wollten, die waren unterschiedlich.

Es ging, wie stets, nie allein um rational gesetzte Ziele. Immer waren es zugleich Wünsche, Hoffnungen, Träume, die sie vorangetrieben haben – tief liegende Motive,

die man sich selbst selten ganz bewusst gemacht hat, geschweige denn untereinander offenlegen konnte oder wollte. An jenem einen Abend, zehn Jahren zuvor, hatten sie den einen Raum erfüllt, als sie alle aus ihrem Institut miteinander gefeiert haben. Mit Händen schienen sie Harald damals zu greifen. In ein Licht getaucht und von einer Melodie getragen, die etwas zum Klingen brachte, waren sie in eines zu greifen und durch die Umrisse gemeinsamer Ziele wieder auch verdeckt. So hat er das in dem Moment empfunden – und doch zugleich gespürt, dass von ihnen ein jeder und eine jede, diesen Abend zwar ähnlich doch zugleich auch anders erlebt hat. Näher haben sie sich später nie darüber ausgetauscht. Es war gelungen dieses Fest, es hat sie getragen – durch den Alltag, der folgte und in dem dann andere, immer neue Fragen ihre Zeit gefressen hat.

Nun, zehn Jahre später, wollten die Vier in einem Neuanlauf ins Werk setzen, was sie an einem höchst produktiv erlebten Tag begonnen hatten – mit wohl überlegten, untereinander ausgetauschten Gründen. Aber hinter denen standen wieder Wünsche und Träume – im Ungefähren, untereinander allenfalls in Ansätzen genauer angedeutet. Das Thema Ökologie war den Beiden, die sie eingeladen hatten, offenbar sehr wichtig, dachte Harald. Ihm hingegen war in den Debatten dieses Tages die Nähe einiger Debattenstränge zu Fragen aufgefallen, die ihn schon vor dreißig Jahren umgetrieben hatten, bei denen es um zutiefst grundlegende politische Umwälzungen gegangen ist. Ihm ist bewusst geworden, wie sie neuen Fragen immer wieder hinterherzulaufen hatten, und das weckte Zweifel. Auch Kyrios hatte das an ein, zwei Punkten wohl erkennen lassen. Sehr klar erkennbar aber ging es ihm vor allem anderen darum, wie sie Forschungsfragen für sein Institut neu und aussichtsreicher angehen könnten. Seine Welt war Arbeit, nicht zuletzt auch aus diesem Grunde – aber ganz sicher auch, weil er meinte, hier fände er den Hebel, der für tiefgreifende Veränderungen der Gesellschaft insgesamt entscheidend sei. Die alten Theorien, mit denen sie dazu einstmals angesetzt hatten, mochten sich als unzureichend erwiesen haben. Die Zentralität des Themas war für ihn unstrittig. doch ob sich das so einfach halten ließ, wurde Harald diskussionsbedürftig – und er schwieg.

Zu manchen Fragen arbeiteten sie im Weiteren Thesen aus. Sie organisierten Tagungen, auf denen sie die diskutierten, sich der Kritik anderer aussetzten, die sie deshalb eingeladen haben. Kyrios war sehr bemüht, davon ausgehend in seinem Haus neue Impulse auszulösen. Allerdings war der Spielraum für grundlegende Debatten im laufenden Geschäft nicht gerade groß. Vielmehr war er deutlich eingeschränkter als noch vor zwanzig Jahren, oder auch vor zehn. Einige Forschungsstränge liefen ohnehin, nur schwach verbunden, eher nebeneinander her. Klar wurde bald, dass Kyrios die weitere Entwicklung in den Strängen, um die sein Denken kreiste, die ihm besonders angelegen waren, nun stark zu steuern suchte.

Er, das war sein Anspruch - sicherlich schon immer, doch nun sehr viel klarer zu erkennen – gab die Richtung vor. Und zu seiner Autorität in der Sache kam nun im Zweifel auch die Macht hinzu, die seine Position ihm gab, die er in zwanzig Jahren

sich errungen hatte. Und von dieser Macht blieb vieles auch als er nach zwei Jahren die Leitung seines Hauses in andere Hände legte. Selbstverständlich gab es dazu Findungskommissionen, erfolgte das nach langen Diskussionen, wurden möglichst alle eingebunden in diesen wichtigen Entscheidungsprozess. Wie sich das allerdings entwickeln würde, war aus Sicht einiger im Hause recht früh klar. Kerstin zum Beispiel war, wie sie später sagte, sehr früh klar, dass es einen neuen Herrn des Hauses geben würde – und in der Tat, die Bewerberinnen, die es auch gab zogen sich zurück.

## VI.

Wie das sich dann alles von nun an fortentwickelte - angesichts weiterer dynamischer Veränderungen, nicht mehr so guter Fäden in den Raum Politik, auch weil die ja stets an Personen hängen, und auch aufgrund neuer Zwänge -, das war dann nicht mehr wirklich Kyrios' Problem. Da war sein Nachfolger gefordert. der war bald näher am Mainstream seiner Wissenschaft, als von ihm erwartet. Auch so war es schwer genug, Projekte, immer wieder neu, an Land zu ziehen. In Teilen jedenfalls wollte Kyrios dagegen mit aller Kraft festhalten an den alten Zielen, so wie er sie bei seinem letzten großen Aufbruch, und nun immer noch hinreichend gut begründet sah. Den Kern seiner alten Forschungsgruppen versammelte er nochmals um sich. wieder sah er sich als den, der hier maßgeblich steuern musste. Die Folgen blieben unausweichlich. Die Gruppe wurde kleiner, die sich noch einmal neu und eng um ihn gesammelt hatte – nicht nur weil es Probleme mit den Ressourcen gab, auch ihnen die Projekte fehlten. Denn zugleich wuchs der Druck. Die Zeit für Debatten über ihre vielleicht in Teilen neuen Ziele und die geeigneten Wege, sie zu erreichen, fehlte. Konkurrenzen wuchsen womöglich auch intern.

Die Spielräume, die er nun sah, für sich und die, die weiter auf ihn setzten, wurden enger. Offene Debatten, wie er selbst sie früher forderte, hat er im Lauf der nächsten Jahre kaum mehr zugelassen. Wer Zweifel hatte, konnte die vielleicht noch unter vier Augen, im Gespräch mit ihm zur Sprache bringen. Im Alltag gemeinsamer Arbeit in den Forschungsgruppen ließ er dafür keinen Platz. An den Arbeiten derer, die nun nicht mehr mitzogen, verlor er rasch das Interesse. Im engeren Bereich um ihn herum traten so neue Risse auf. Man folgte ihm auch weiterhin, oder man ging eigener Wege. Am Ende wurden für die meisten eigene, besondere Interessen wichtiger. Mag sein, jeder hat sich so immer noch bemüht, sie einzufügen in das große Bild, das er für sich bei seinem ersten Aufbruch in die Welt der Wissenschaft und der Politik erschlossen hatte und das sie damals überzeugte. Jeder, und Harald dachte oft, dass das für Kyrios ebenso galt, mochte weiter seinen Traum verfolgen. Doch es gab keine Chancen solche Träume als Einzelne zur Wirklichkeit zu bringen. Zusammen arbeiten, forschen und handeln, war ihnen einmal als ein Weg erschienen. Nun war er versperrt. Jeder von ihnen fand sich, wenn er begann, darüber nachzusinnen, in einem gemeinsam selbsterzeugten Labyrinth, aus dem auszubrechen, er einmal angetreten war.

Harald lässt das Haus, die hochgesteckten Ziele, die sie mit ihm verbunden hatten, nun hinter sich. Es ist fast etwas spät geworden, am seinem letzten Arbeitstag. Zu seinem Abschied gab es eine kleine Abschiedsfeier, wie bei allen, die lange an Forschungssträngen hier im Hause mitgearbeitet hatten. Mit einigen hat er danach noch kurz gesprochen – auch aus der Gruppe derer, die Kyrios noch immer eng verbunden sind. Der selbst - nun nicht mehr Herr des Hauses sondern nur noch Mitglied einer Forschungsgruppe, aber doch umgeben von der Aura seiner alten Führungsposition -, ist heute nicht erschienen. Haralds Büro ist leer geräumt. Manche Ordner zu Projekten, die ihn hier beschäftigt haben, stehen nun im Keller, im Archiv. Das Wichtigste, was er gefunden hat aber, mit anderen zusammen, ist aufbewahrt auf Datenträgern, darunter auch einer Bilanz, die er nach dreißig Jahren selbst hat ziehen können. Technisch sind die Bedingungen für ihre Arbeit inzwischen ziemlich gut. In kleinen Schritten sind sie auch durchaus vorangekommen. Wissenschaftlich gab es einige Erfolge, Scheiternserfahrungen jedoch auch – nicht nur gemessen an politisch allzu hoch gesteckten Zielen. Unausweichlich nun der Schlussstrich. Offen die Frage wie danach neu beginnen.

Er blickt sich noch einmal um. Er betritt den Flur. Merkwürdig, an diesem Abend liegt er wieder lang gestreckt vor ihm. Mehr als nur vage Vorstellungen hat er durchaus, Pläne, immer noch. Man würde sehen. Er geht auf den Ausgang zu. Von der Treppe herab, durchquert er das Foyer: Draußen eine noch wärmende spätnachmittägliche Sonne, hier drinnen eher kühles Licht.

Er ist ein wenig müde, eben doch ein wenig alt geworden. Aber er weiß, im Lande tut sich wieder was. Neue soziale Bewegungen kündigen sich an. Die Weltfinanzkrise hat sie ausgelöst. Es wird wieder Aktivisten geben die sie verkörpern, so wie das zu seiner Zeit in der 68er Bewegung auch gewesen ist. Doch was heißt verkörpern? Wie sehr bedeutet das, auch wirklich mit allem, was man zu geben hat, für eine Bewegung da zu sein, sozusagen mit jeder Faser des eigenen Körpers in ihr aufzugehen? jedenfalls ist das anders als bei ihnen, die sich versucht haben daran, dem wissenschaftlich zuzuarbeiten. Vielleicht sind sie für ihre Wissenschaft entflammt oder ihr Verständnis davon. Das ließ sich lange durchhalten. Aber wie schafft man das, ohne dabei zu verbrennen, wenn man als Aktivist entflammt ist also voranzugehen hat? Wissenschaftliche Arbeit zur Stützung von Schritten zu größeren Reformen, die ihre Impulse bekommen haben aus Bewegungen, wie sie vielleicht gerade wieder neu entstehen, mag Beharrlichkeit erfordern. Gleichwohl, solche Arbeit ist lange durchzuhalten. Wie aber organisiert man sie stabil im Team? Wie schafft man es, die immer neuen Fragen richtig aufzuwerfen, ihnen kreativ neu nachzugehen, ihren inneren Zusammenhang möglichst verständlich darzulegen? Wie lässt sich der Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis stabil entfalten? Wie ist es schließlich möglich auch die Vielen so zu motivieren, dass sie sich aktiv beteiligen an schwierigen Veränderungsprozessen über lange Zeit hinweg? All dies ist immer wieder wichtig, will man sich nicht verirren in Labyrinthen, die man am Ende selbst erzeugt.

Er tritt ins Freie. Sein Blick fällt auf Wildkirschenbäume. Zweige recken sich zum Licht. An diesem ersten warmen Frühlingstag sieht man ihre prallen Blütenknospen. Sie sind noch nicht aufgesprungen, aber sie schimmern in einem schwachem Weiß und Rot gegen das Dämmerlicht.

## Projekte

Sie sind das tägliche Brot moderner Wissensarbeit.  
Ihnen jagen sie nach, beharrlich, verbissen.  
Zur erfolgreichen Akquise ein Glas Sekt,  
aber dann, dann haben die Projekte sie:

Mit knappen Ressourcen,  
unter stetigem Zeitdruck,  
mit zunehmender Hastigkeit  
werden sie abgewickelt.  
Nützliche Resultate werden  
mit eingängigen Bildern  
adressatengerecht aufbereitet  
in griffigen Charts.

Und schon wartet der nächste Auftrag,  
umkämpft und von der Hoffnung begleitet  
auf die Chance, endlich durchzuatmen,  
nachdenken zu können über das, was man tut.

Mit Nachdruck  
und der Beharrlichkeit  
und mit dem Eigensinn  
wissenschaftlichen Tuns  
tragfähige Antworten  
auf grundlegende Fragen  
mit produktivem Zweifel  
immer neu suchend.

Ja man hatte doch einmal mit diesem Anspruch begonnen,  
nach Wahrheiten zu suchen, beharrlich. Und dies  
ist damals doch auch ein Projekt gewesen.  
Das war doch der eigene Lebensentwurf. Wo ist er hin?

*Um einen innersten Verdacht auszusprechen: vielleicht liegt den Menschen, die heute da sind, nicht wirklich – oder nicht genug – daran, als Gattung zu überleben; vielleicht genügt ihnen die Aussicht auf ein relativ ungestörtes Dasein für ihre eigene Lebensdauer?*

*Christa Wolf*

*Dem Menschen ist die Wahrheit zumutbar.*

*Ingeborg Bachmann*

## **Schlafwandler**

### **I.**

Unsere Generation hat Glück gehabt in der großen Lotterie des Lebens. Zur richtigen Zeit sind wir geboren worden, Und die meisten von uns auch am richtigen Ort, im richtigen Milieu – selbst dann, wenn das durch soziale Benachteiligung geprägt gewesen ist. Für uns schien klar zu sein, dass wir die Fehler unserer Eltern nicht wiederholen würden. Einige von uns sind rebellisch geworden gegen deren Schweigen. Wir haben Träume gehabt in unserer Jugend, ähnlich wie die Jugend zu anderen Zeiten auch, immer wieder. Minderheiten unter uns haben sich um ein wenig Besserung bemüht in der Auseinandersetzung mit dem Elend der Welt. Sie haben versucht, ihren Traum zu leben, sich selbst und allen anderen die Schönheit unserer Welt besser zu erschließen. Nach und nach jedoch haben wir uns in ihr eingerichtet, nahezu wir alle. Wie wir so unseren Alltag gelebt haben, war dem mit der Zeit auch ein wenig Resignation beigemischt. Vor allem aber haben wir es uns einigermaßen bequem einrichten können. In der komfortablen mitteleuropäischen Beobachterloge hatten wir den Blick auf die Welt und ihre ungelösten Probleme, die Kämpfe und die Nöte der Menschen – vor allem weit im Süden oder im fernen Osten. Doch die Empörung darüber, die manche von uns anfangs stark empfunden haben, sie ging uns nach und nach verloren. Das geschah ja alles weit entfernt, ging nicht mehr unter die Haut.

Jedenfalls haben wir Hoffnungen behalten. Auf einen weiteren, stetigen Fortschritt haben wir gesetzt. Unser Beitrag dazu mochte ja bescheiden sein, aber andere würden schon erfolgreicher dafür sorgen, dass es besser wird. Also haben wir das denen, den Berufspolitikern, überlassen. Nicht wenigen unter uns schien solcher Fortschritt ohnehin fast wie von selbst zu kommen. Oder die Aussicht auf ein relativ ungestörtes Dasein hier bei uns hat genügt. Sind so ein wenig denkfaul geworden. Aber es lief ja. Zumindest haben wir uns das gedacht - für ziemlich lange Zeit.

Für die vier, von denen ich im Folgenden erzähle, gilt das mehr oder weniger. Sie sind alt geworden, mittlerweile. Aber heute spricht man ja von den jungen Alten. Die Kinder sind aus dem Haus. Sind so geworden, wie sie geworden sind. So wie das schon immer gewesen ist: trotz, nicht wegen der Erziehung. Die Alten sind bei weitem nicht mit allem einverstanden, was sie aus sich gemacht haben, einige von ihnen

aber vielleicht sehr viel zufriedener mit ihrer Brut als andere. Und für sie selbst ist klar: Sie wollen noch was erleben. Ihre Zukunft ist zwar nicht mehr das, was sie einmal gewesen ist. Die frühen Träume sind verflogen. Die verbleibende Zeit ist eher knapp bemessen. Das lässt sich nicht von der Hand weisen. Aber sie wollen ihr Leben noch einmal genießen. Die kleinen und größeren Freuden des Alltags gehören da dazu: Shoppen vielleicht nicht gerade. Man hat ja schon alles. Aber schöne Urlaube, um die Welt noch einmal zu sehen, hin und wieder gelungene Tagesausflüge oder ein erstklassiges Abendessen, vielleicht sogar in einem Sternerestaurant. Man geht hin und wieder ins Kino oder unternimmt einen Theaterbesuch. Vielleicht lockt aber auch einmal der Besuch eines Fußballspiels. Da kann man immer wieder einmal den eigenen Emotionen so richtig freien Lauf lassen.

Für unsere Vier sind außerdem ihre regelmäßigen Doppelkopfrunden ein unverzichtbarer Teil einer solchen Aufzählung. Im Schnitt alle vierzehn Tage treffen sie sich. Im Wechsel findet das reihum bei jedem von ihnen statt. In der Regel gibt es zunächst Kaffee, später gegen Abend als Unterbrechung des Kartenspiels Mettbrötchen und Bier. Vom späteren Nachmittag bis in den frühen Abend hinein sitzen sie so beisammen. Sie genießen einen entspannten Nachmittag und einen frühen Abend. Sie plaudern ein wenig, eher oberflächlich, über ihren jeweiligen persönlichen Alltag, schimpfen vielleicht auch mal über die Politik, scheuen aber vor ernsthaften Debatten zurück. Sie suchen ja gerade ein wenig Ablenkung im Spiel. Keiner von ihnen spielt verbissen. Letztlich gewinnt ja jeder einmal, die einen vielleicht etwas öfter als die anderen. Doch das Geld fließt in eine gemeinsame Kasse – für einen guten Zweck. Gewöhnlich ist einmal im Jahr so viel beisammen, dass sie davon Essen gehen können - ziemlich feudal, ein weiterer kleiner Höhepunkt im alltäglichen Einerlei.

Da sitzen sie dann auch entspannt beisammen, unterhalten sich, ein wenig mehr als sonst, aber wieder über alltägliches: über einen kleinen Streit mit dem einen oder anderen merkwürdigen Nachbarn, oder unlängst diesen Ärger an der Kasse im Supermarkt, über den letzten Urlaub oder ein lohnendes Ausflugsziel, eher in der Nähe gelegen, vielleicht auch über einen Film, den anzuschauen sich nach der Meinung der einen oder des anderen gelohnt hat, oder über einen Roman oder einen Autor, und so weiter. Vielleicht ziehen sie auch Vergleiche zu einem Essen in einem anderen Restaurant, oder sie tauschen sich darüber aus, wo bestimmte Zutaten für das Selber-Kochen unlängst besonders gut und günstig zu kaufen gewesen sind. Es geht eben um diese kleinen Dinge des Lebens. Sicherlich mag dabei auch mal eine etwas spitze Bemerkung zu aktuellen Ereignissen von öffentlichem Interesse fallen. Das große Spiel um die Macht zur Durchsetzung von Interessen verfolgen sie ja durchaus. Doch ernsthaft diskutieren sie die Ereignisse aus diesem Spiel eigentlich nie. Möglicherweise sind die eine oder der andere von ihnen mal ein ganz klein wenig irritiert von einer Meinungsäußerung, die dazu einer aus ihrer Runde so von sich gibt. Aber keiner von ihnen bohrt dann tiefer nach. Die Gemeinsamkeiten im Blick auf ihre Welt scheinen ihnen untereinander groß genug. Sie liegen in ihrem Alter dicht bei einander, kommen aus dem gleichen sozialen Milieu. Der Welt, in der sie leben, tiefer auf den Grund zu gehen, sich womöglich einzulassen auf einen ernstlichen Disput zu

dieser oder jener, vielleicht sogar grundlegendere Frage, das will in dieser Runde niemand – nicht beim Kartenspiel und schon gar nicht an dem Abend, an dem das Geld auf dann den Kopf gehauen wird, das sie eingespielt haben im Laufe eines Jahres.

## II.

„Komm rein, Elke.“ Karin hat ihr die Tür geöffnet, und Elke scheint darüber ein klein wenig überrascht zu sein. „Ja, du bist nicht immer die erste. Ich war heute eben früh dran, weil ich mit meinen Einkäufen schneller gewesen bin als gedacht, und Hannes ist gerade dabei, für uns den Kaffee zu kochen. Also habe ich die Tür aufgemacht. Ob's auch ein paar Stücke Begrüßungskuchen gibt, weiß ich nicht. Hab ihn noch nicht gefragt. Backen ist ja nicht so seine Sache. Später gibt es jedenfalls die Brötchen, wie üblich. Die Tüte hab' ich in der Küche liegen sehen.“

Elke legt ihren Mantel ab. Beide gehen, über den Flur und an der Küche vorbei, zu der Essecke mit dem großen Tisch, an dem sie gleich Karten spielen wollen. Die Karten liegen schon bereit. Außerdem liegt da noch die Tageszeitung. Elkes Blick fällt auf die Schlagzeilen. Es geht um die Demo gegen rechts. Sie soll hier in der Stadt ebenso organisiert werden, wie in anderen Städten des Landes. Der Aufstieg der Rechtspopulisten ist beunruhigend. Die bekannt gewordene Debatte einiger von deren ‚Vordenkern‘ zum Thema Remigration, also zur Ausbürgerung von Deutschen mit Emigrationshintergrund, hat öffentliche Empörung ausgelöst. „Ach ja“, meint Elke, „da werden unsere Politiker jetzt nervös, aber mit der Politik, die sie jetzt in der Ampel machen, sorgen sie doch selbst für eine immer größere Politikverdrossenheit; und die kriegen sie doch mit diesen Demo-Aufrufen nicht weg.“

„Das mit der Politikverdrossenheit wird vermutlich leider so sein“, sagt Hannes, der gerade die Kaffekanne und die beiden ersten Tassen an den Tisch bringt, „aber der immer größere Zulauf zu den Rechten ist schon beunruhigend, finde ich. Und inzwischen gibt es den eben nicht nur bei unseren ‚Brüdern und Schwestern‘ drüben, sondern auch hier ziemlich stabil – und dass das bedrohlich wird, ist ja nicht mehr zu übersehen. Ich finde es gut, wenn da von den demokratischen Parteien, den Gewerkschaften usw. zu Demonstrationen aufgerufen wird.“

Karin hakt nun ein: „Also ich finde auch, dass man da was tun muss. Wir haben zu Hause heute Morgen drüber gesprochen. Volker und ich, wir waren uns einig, jetzt zu dieser Demo hinzugehen, haben wir ja sehr lange nicht mehr gemacht. Und ich finde, wir hier sollten das auch tun. Allerdings“, fügt sie nach kurzem Nachdenken hinzu, „von Konni habe ich ja eher den Eindruck, dass er uns da zwar im Prinzip zustimmen wird, sich dann aber doch nicht aufrafft. Der folgt da doch eher der Parole ‚et kütt wie et kütt‘ und ‚et hat noch immer jot jejange‘. Aber fragen können wir ihn ja gleich doch.“

„Also nun mal langsam mit die jungen Pferde“, wirft Elke ein. „Ich bin natürlich auch gegen die Rechten, aber ich wüsste erstens nicht zu sagen, ob wir da mit so einer Demo wirklich was Sinnvolles tun beziehungsweise etwas bewegen, und das deshalb auch tun sollten, oder ob da nicht eher die gefordert sind, die bislang eine Politik machen, die das alles begünstigt. Außerdem habe ich wenig Lust, an einer Demo teilzunehmen, von der ich den Eindruck habe, dass sie womöglich am Ende gegen einen sicher falschen Rechtspopulismus eine ebenso falsche Politik verteidigt. Die Merkel, unsere ‚Mutti‘ war ja schon schlimm, hat sich ja fast schon aufgeführt wie eine allwissende Imperatorin. Seither haben wir diese ungebremsten Flüchtlingsströme. Merkels ‚wir schaffen das‘ ist da eben keine Antwort gewesen - und die Ampel kriegt das doch jetzt auch nicht gebacken. Ganz im Gegenteil, die produziert dazu noch ihr eigenes Chaos bei der Energiewende.“

Karin und Hannes werfen sich einen leicht irritierten Blick zu. Da wird die Diskussion, die sich womöglich gerade anbahnt, durch das Klingeln an der Haustür unterbrochen. Konni, der vierte ihrer Runde ist eingetroffen. Hannes geht zur Haustür. Vielleicht ist das ganz gut, denkt er bei sich, dass der Konni genau jetzt geklingelt hat. Elke lässt da doch merkwürdige Töne anklingen. Ein weitergehendes Gespräch könnte sich als schwierig erweisen; und eigentlich hat er darauf wenig Lust. Kurze Begrüßungsworte über den Flur. Karin bringt die beiden anderen Tassen und Zucker und Milch an den Tisch. Konni legt Wert auf die Feststellung, immer noch pünktlich zu sein – trotz ungewohnt starken Autoverkehrs, Dann sitzen sie alle vier beisammen. Hannes schenkt den Kaffee ein und greift dann nach der Zeitung, um sie hinter sich auf die Fensterbank zu legen. Ehe dann aber einer von ihnen rasch zum Kartenspiel greifen könnte, kommt Karin noch einmal auf das Schlagzeilen-Thema zurück:

„Also du kannst die Zeitung jetzt ja beiseitelegen, aber das Thema doch so einfach nicht,“ sagt sie. Und an Konni gewandt fährt sie fort: „Wir haben nämlich eben kurz über den Aufruf zu der Demonstration gegen rechts gesprochen, und ein paar Worte möchte ich dazu doch noch sagen, auch wenn wir hier ja zu unserer DoKo-Runde zusammenkommen und kaum mal ernstlich über Politik diskutieren. Elke hat zu dem Thema eben, ehe du gekommen bist, gemeint, sie sei natürlich, wie wir alle gegen die Rechten. Aber bei so einer Demo würde sie dann womöglich letzten Endes auch die Regierungspolitik dagegen verteidigen – und damit tue sie sich sehr schwer. Gibt es auch sicher gute Gründe für, aber bei diesem Demo-Aufruf geht es doch um die Verteidigung der Demokratie, nicht einer bestimmten Politik. Und ich finde, da könnte man sich angesichts dieses scheinbar ungebrochenen Aufstiegs der Rechten, und dann dieses jüngsten wirklichen Skandals, schon mal zur Teilnahme aufrufen.“

Konni, den sie dabei die ganze Zeit ansieht, fühlt sich angesprochen. Etwas zögerlich erklärt er schließlich: „Also wir kommen hier ja eigentlich nur zum Kartenspiel zusammen. Hast du ja eben selbst gesagt. Wir wollen ein Bisschen Ablenkung haben. Und was mich anbelangt, ich bin in Sachen Politik ja doch eher sehr zurückhaltend; wahrscheinlich mehr als du Karin. Ich habe zwar ein Berufsleben lang in einem

öffentlichen Unternehmen gearbeitet, aber ich bin da mit den Finanzen beschäftigt gewesen, nicht mit der Unternehmenspolitik. Um die hat es zwar, zum Beispiel, in Sachen Energieversorgung, immer öffentlichen Streit gegeben, vor allem in Sachen Nutzung der Kernenergie. Aus dem Streit habe ich mich aber rausgehalten. Außerdem hat sich das ja nun erledigt. Ich denke, du hast da als einzelner Bürger sowieso kaum Einfluss. Gut, du kannst wählen gehen. Tu ich ja auch. Aber Demos sind nicht mein Ding, sind es nie wirklich gewesen, auch nicht zu meiner Studienzeit damals. Im Übrigen glaube ich sowieso nicht, dass diese Demos jetzt wirklich viel verändern werden. Politisch sieht es ja ziemlich beschissen aus auf der Welt, und dieser Rechtspopulismus ist ja ein allgemeiner Trend. Das ist wirklich ein Problem der Politik. Die muss das anpacken. Wir ändern da kaum etwas dran, wenn wir jetzt ein, zwei Mal demonstrieren gehen.“

Hannes nickt bedächtig. „Sicher, als einzelne ändern wir alle nichts – und 68 damals, das war heftig, aber auch schnell wieder vorbei. Und auch wenn die Veranstalter jetzt vielleicht für ein Dutzend Demonstrationen richtig viele Leute auf die Beine bringen, dann sind das vielleicht ein paar Hunderttausende. Ob das große Wirkungen hat, ist dann immer noch sehr die Frage. In Israel sind im letzten Spätsommer gegen die rechtsnationalistische Regierung Millionen bei Demonstrationen auf den Beinen gewesen, also wochenlang bald die Hälfte ihrer Bevölkerung. Und hat das die Regierung Netanjahu irgendwie bewegt? Dann kam der Terror der Hamas und der Krieg gegen sie, und nun scheint das politische Elend dort noch schlimmer weiterzugehen. Der zieht sein Ding stur durch, will um jeden Preis im Amt bleiben. Und als Deutscher, finde ich, ist es sowie so ganz schwierig, dazu was Kritisches zu sagen – jedenfalls öffentlich.“

Bei diesen Demo-Aufrufen geht es nun also um die Rechten hier. Und da denke ich schon: wenn der Trend so ist, wie hierzulande, muss man klarmachen, dass unsere Demokratie gefährdet ist. Kann schon sein, dass diese Demos ziemlich wirkungslos bleiben; aber vielleicht entwickelt sich ja aus ersten Demonstrationen heraus doch was. Ich werde hier jedenfalls hingehen. Aber ich würde dir nicht widersprechen Konni: deren Nutzen kann man auch skeptisch einschätzen. Und dann ist das eben nicht jedermanns Sache. Wir müssen da nicht verbissen drüber streiten.“ Fast demonstrativ nimmt er die Spielkarten in die Hand, so als wolle er sie jetzt mischen.

Genau das sieht nun aber Elke anders: „Okay, aber Karin hat diese Diskussion nun schon zum zweiten Mal angefangen. Da will ich dann doch noch was dazu sagen, ehe ich hier für euch womöglich in der Ecke derjenigen stehe, die da 'ne komische Meinung haben, die von der der Rechten vielleicht gar nicht so weit weg ist. Mir ist ja nicht entgangen, welchen Blick ihr beiden – sie blickt auf Karin und Hannes – euch vorhin zugeworfen habt.“ Dann holt sie noch einmal tief Luft, trinkt einen Schluck Kaffee, ehe sie ihr Statement loslässt:

„Also, der Aufschwung der Rechten hat ja erst richtig begonnen, nachdem die Merkel die Grenzen geöffnet hat. Klar, das Elend in Syrien oder in Afrika ist schlimm. Ich

verstehe, dass die Menschen da weg wollen, ebenso wie jetzt aus der Ukraine, aber man muss das dann doch regulieren. Und da kommen dann noch, ganz anders als in der Ukraine, die riesigen kulturellen und religiösen Unterschiede hinzu. Ich finde, da kannst Du nicht so einfach sagen, ‚der Islam gehört zu Deutschland‘. Naja und mit der Ampel geht das genau so weiter. Die wollen das Flüchtlingsproblem menschenfreundlich lösen, und sie tun im Grunde genommen nichts – und sehen zu, wie die Rechten noch mehr Zulauf bekommen. Aber zugleich produzieren sie auch noch dort neue Probleme, wo man auf sie als Problemlöser gesetzt hat.“

„Na da bin ich jetzt aber gespannt,“ wirft nun Hannes ein. „Klar machen die Fehler. Die öffentliche Kommunikation, die sie veranstalten, ist oft wirklich schlecht. Vor allem aber sind sie zerstritten über die reine Lehre in der Ökonomie. War eben von Anfang an ein schwieriges Bündnis, diese Koalition. Man darf aber auch nicht vergessen, dass sie die Folgen vieler Fehler am Hals haben, die vorher jahrzehntelang gemacht worden sind – von den Konservativen, aber auch in der großen Koalition.“

„Also gut, an der Merkel habe ich ja eben schon kein gutes Haar gelassen“, unterbricht ihn Elke, „und sicher hat die auch in der Umweltpolitik Fehler gemacht. Aber so wie die Klimakrise heute beschworen wird, sodass man selbst gleich als Klimaleugner hingestellt wird, wenn man das entspannter sieht, das ist doch ein Unding. Die Greta Thunberg hat das doch geradezu hysterisch aufgebauscht. Und jetzt bei Israels Krieg gegen die Hamas liegt sie ja auch wieder falsch mit ihrer völlig einseitigen Sicht der Dinge. Und das Umsteuern aus ökologischen Gründen, so wie es jetzt gefordert wird, muss doch unsere Wettbewerbsfähigkeit schwächen, nachdem schon die Corona-Politik den Mittelstand geschwächt hat. Da konnte man ja fast meinen, dass die Pandemie ganz willkommen gewesen ist, um die Monopolstellung der großen Konzerne weiter zu stärken. Und dass diese Politik damals wissenschaftlich solide fundiert gewesen ist, kann man ja wohl auch nicht sagen. Und wenn man sich dann den Heizungsenergiegesetzentwurf heute ansieht. Das ist doch fast nicht mehr zu fassen.“

Sie hat sich nun fast in Rage geredet, holt noch einmal tief Luft, schiebt dann aber, vielleicht als Versuch, einer womöglich zunehmend aufgeheizten Atmosphäre entgegenzuwirken, nach: „Im Übrigen finde ich, dass man davon ausgehen sollte, dass die Menschheit ihre Probleme schon lösen wird. Das ist schließlich noch immer so gewesen.“

Die drei anderen schweigen. In Elke hingegen brodelt es innerlich, vielleicht auch gerade wegen dieses kurzen Schweigens in ihrer Runde. Man sieht das ihrem nun ganz leicht geröteten Gesicht an. Schließlich schimpft sie noch einmal los: „Aber um noch einmal auf den Ausgangspunkt dieser Diskussion zu kommen, also die Demo gegen rechts. Ganz ehrlich, schon seit der Corona-Zeit kann ich den großen Konsens aller anderen Parteien da kaum ertragen. Das musste doch zu denken geben, dieses ‚ich kenne keine Parteien mehr!‘ Und leider hat die AFD das dann auch wieder mal genutzt. Zum Glück versuchen inzwischen ja auch einige, die Auswirkungen,

die die Corona-Politik auf unseren demokratischen Rechtsstaat, gehabt hat, wirklich kritisch zu beleuchten. Dass CDU-SPD-FDP-GRÜNE-LINKE die AfD da, wie soll ich sagen, geradezu überholt haben, und dass die BSW heute in Vielem von den Rechten kaum zu unterscheiden ist, das ist doch irre - geradezu ein Treppenwitz der Geschichte.“

Abrupt bricht sie ihre kleine Tirade ab. Die anderen schweigen. Vielleicht sind sie einen kurzen Augenblick lang wirklich etwas sprachlos. Konni versucht dann die Pause, die so entsteht, vermittelnd oder beruhigend zu nutzen: „Okay, du hast jetzt mal Luft abgelassen. Aber dass du eine Impfgegnerin bist und die Coronapolitik immer kritisch gesehen hast, wissen wir doch. Lass uns also nicht auch noch in das Thema einsteigen. Ich hab allerdings immer ein wenig gedacht, dass dein Ärger über Corona vor allem daher gekommen ist, dass wir damals unsere Doppelkopfrunde ‘ne ganze Weile lang haben aussetzen müssen. Also klar ist nun jedenfalls, dass wir beide nicht zu der Demo gegen rechts gehen werden – aus welchen unterschiedlichen Gründen auch immer. Ihr beide dagegen“, er blickt auf Karin und Hannes, „werdet das vermutlich tun. Ist auch okay, finde ich. Jetzt jedenfalls sollten wir das alles hier nicht weiter vertiefen. Hannes, du hattest doch eben schon die Karten in der Hand. Ich finde wir sollten jetzt mit unserem DoKo anfangen. Schieb der Karin mal den Zettel und den Kuli zum Aufschreiben rüber.“

Hannes greift tatsächlich zu den Karten, aber Karin wirkt irgendwie noch ein wenig verschnupft. Sie schnappt sich zwar den Zettel, schreibt oben ihre Namen drauf und zieht die senkrechten Linien dazwischen, aber sie hat doch noch sehr die trennenden Linien zwischen ihnen im Kopf, die eben gerade sichtbar geworden sind. „Also ich hätte nicht gedacht, dass es hier unter uns so unterschiedliche Positionen gibt“, murt sie leise. Mindestens das letzte Wort will sie noch haben. Also fährt sie lauter fort. „Gut, ich denke ja auch, es ist besser unsere Meinungsverschiedenheiten hier nicht weiter zu erörtern. kommt vermutlich ohnehin nicht allzu viel bei heraus. Aber ich möchte schon noch mal deutlich sagen, dass die mich so überrascht haben. Aber gut, erst mal ist das jetzt so. Vielleicht sollten wir beide aber bei anderer Gelegenheit noch mal weiterreden, Elke.“

„Sinnvoller Vorschlag“, bekräftigt Hannes sofort, und schiebt den Kartenstapel zum Abheben herüber. „Mir ist eben auch erstmals aufgegangen, dass wir wohl doch größere Meinungsunterschiede untereinander haben, als ich bislang gedacht hätte. Ich hätte Dich“, und dabei blickt er Elke an, „aufgrund einiger früherer Bemerkungen, als wir vor nun ja schon einigen Jahren mit dieser DoKo-Runde begonnen haben, eher als jemanden eingeschätzt, der vom Beruf als Lehrerin her ‘ne gewisse Nähe zur GEW haben könnte und vielleicht ein kritisch-distanziertes Verhältnis zur Bildungspolitik, nicht nur der CDU sondern auch der Sozialdemokraten. Aber die Bildungspolitik der Union musst du doch als frühere Gesamtschullehrerin noch viel kritischer sehen. Na ja und da ist der Einheitsbrei da eben zum Schluss schon merkwürdig gewesen.“ Dann bricht er ab. Elkes leicht ärgerlicher Blick zurück ist ihm nicht entgangen. Fühlt sie sich gleich wieder kritisiert? „Was meinst du denn, weshalb ich den Einheitsbrei

bei Corona so scharf kritisiert habe“, wirft sie jetzt noch einmal ein. „Gerade deshalb, weil das bei anderen Themen früher wenigstens ein Bisschen anders gewesen ist. Aber okay, ich will das nun auch nicht weiter vertiefen.“

Er beginnt die Karten auszuteilen und schiebt nach kurzem Überlegen nach: „Also jetzt fangen wir mal mit unserem Spaßvergnügen an. Das eint uns ja alle, auch wenn die Karten dabei unterschiedlich zwischen uns verteilt sind – aber hoffentlich immer wieder neu und anders.“ Er versucht ein Lächeln aufzusetzen. Halbwegs gelingt ihm das auch. Irgendwie aber ist die Stimmung eine andere als sonst. Der überraschende Disput eben lässt sich nicht so einfach wegwischen. Allenfalls haben sie ihn jetzt ein- oder ausgeklammert - und das auch nicht wirklich. Seine eigene Bemerkung zu den nun immer wieder neu gemischten Karten zum Beispiel; war die nicht ein klein wenig doppeldeutig. Und waren Karin und Elke wirklich ganz bei der Sache? Oder waren sie mit ihren Gedanken noch woanders, eben doch noch bei ihrem Streit. Die gewohnte lockere Fröhlichkeit ist jedenfalls irgendwie weg. Naja, immerhin, sie begannen jetzt mit ihrem Kartenspiel.

„Sag mal, warum stichst Du das Pik As so niedrig? Konni hat doch gerade einen Pik-Fehl abgeworfen.“ Zwei Spiele später lässt Karin diese Bemerkung fallen. Hannes hätte das sonst auch nie riskiert. Genau genommen war das ein einfacher Fehler, der ihm sonst nie unterlief. Aber von Karin gab es eigentlich auch nie eine solche kleine spitze Bemerkung. Also war auch er selbst nicht richtig bei der Sache – und die Atmosphäre war wirklich ein wenig angespannt. „Hast Recht,“ erwidert er deshalb reumütig. „War schlicht blöd von mir. Aber es ist ja noch nicht raus, wer mit wem spielt. Vielleicht habe ich ja Glück gehabt und mein Partner hat den Stich.“

So langsam, nach den beiden ersten Runden, lockert sich die Spannung. Elke freut sich über ein gelungenes Solo, Konni und Karin strahlen, dass sie - „mit diesen Karten eben“ stellt Karin ungläubig fest“ das letzte Spiel noch knapp gewonnen haben. „Naja, die waren eben zwischen Hannes und mir denkbar günstig für Euch verteilt“, erwidert Elke mit einem schiefen Grinsen. „Ist egal“, schiebt Hannes nach. „Das nächste Spiel läuft schon wieder anders; und eigentlich habe ich bislang keine schlechten Karten.“

### III.

Der Nachmittag beginnt allmählich, sich wieder in den gewohnten Bahnen zu bewegen. Die ersten von ihnen wechseln nach dem Kaffee zum ersten Bier. Die Stimmung hellt sich auf. Dies Spiel macht eben allen Vieren Spass. Die Gesprächsthemen wechseln, werden aber nicht weiter vertieft, weil alle sich eher auf ihr Spiel konzentrieren. Es gibt zwar ein, zwei Mal eine Bemerkung, die geeignet sein könnte, sie wieder in ihre heftige Kontroverse hineinrutschen zulassen. Aber irgendwie gelingt es ihnen auch, solche Gefahrenstellen zu umschiffen. Ehe wirklich noch einmal eine ernstliche Diskussion aufkommen kann, zu welchem Thema auch immer, spielt einer

von ihnen seine nächste Karte aus und fordert alle auf, doch wieder etwas konzentrierter bei der Sache zu sein. Die etwas heikle Kontroverse vom Beginn dieser DoKo-Runde scheint so bald fast schon wie weggespielt. Die knapp zwei Stunden bis es ans Mettbrötchen-Essen geht, sind rasch vorbei. Alle machen sich nun daran, den Tisch zu decken, das Mett, Butter, eingelegte Gürkchen und frisch geschnittene Zwiebeln herbeizuschaffen, beim Bier für Nachschub zu sorgen. Schließlich sitzen sie wieder entspannt zusammen. Erst beim Essen lebt das Gespräch zwischen ihnen neu auf.

„Sag mal“, Karin blickt Konni neugierig an, „Was ist denn nach deinem goldenen Sportabzeichen im Herbst aus deiner Idee geworden, eine neue Freundin zu suchen. Sind ja über den Jahreswechsel schon fünf Wochen vergangen, seit wir zuletzt gespielt haben. Hast du schon ein Date gehabt? Immerhin hast du zu Beginn dieses Jahres ja deine Ayurveda-Tour nach Indien sausen lassen.“

Konni reagiert ganz entspannt. „Das hatte ja schon auch andere Gründe, dass ich die drei Wochen Indien dieses Mal drangegeben habe, obwohl mir die gesundheitlich immer gut getan haben. Ich hab euch doch erzählt, dass bei mir im Haus einiges zu machen ist, auch ohne Handwerker, und dass ich für die Einliegerwohnung einen neuen Mieter gesucht habe. Aber das läuft. Und was Deine Frage anbelangt, bin ich eigentlich ganz zuversichtlich, dass ich mein Leben zukünftig nicht als Single fristen muss.“

Elke lacht: „Naja nach vielen Jahren Ehe soll das bisweilen ja gar nicht die schlechteste Option sein. Kannst du ja mal Hannes fragen“. Schnell blickt sie zu dem hinüber. Das war doch hoffentlich keine allzu spitze Bemerkung, denkt sie erschrocken bei sich. aber der verzieht keine Miene. Beruhigt fährt sie fort. „Andererseits bei mir und meinem Otto läuft das ja noch immer gut, mal abgesehen davon, dass der zum DoKo keine Lust hat. Das wird bei dir ja so ähnlich sein Karin.“ Die nickt, kann sich dann aber eine weitere Bemerkung nicht verkneifen:

„Schon richtig“ meint sie dann, „aber wenn ich jetzt alleine leben würde, kann uns ja in unserem Alter passieren, dass unseren Partner das Zeitliche segnet, dann würde ich mir schwerlich einen neuen Freund suchen. Ich glaube, das ist eher bei euch Männern so.“ „Also mich kannst Du da aber nicht auf dem Schirm haben,“ wendet Hannes nun sofort ein. „Ich handhabe das schließlich schon so, wie du das gerade erst ankündigst.“

Ihr Gespräch plätschert so dahin, auch mal kurz unterbrochen von gefräßigem Schweigen. Dann setzt Konni neu an: „Elke du hast mich ja eben nicht richtig ausreden lassen. Aber ich hätte heute eine ganz andere Frage an euch als die, die Karin mir vorhin gestellt hat. Bei mir ist Geld frei geworden, und ich überlege gerade wie und vor allem für wie lange ich das jetzt anlegen soll. Was meint ihr, für zehn oder zwanzig Jahre?“

Aus Karin platzt es daraufhin fast heraus: „Ja gut, du bist doch schon bald Achtzig. Wenn du, so gesund und durchtrainiert wie du bist, damit rechnest, dass du Hundert werden wirst, dann natürlich für zwanzig Jahre!“ Der leicht Bespöttelte reagiert humorvoll: „Warum sollen wir alle nicht so alt werden? Aber wichtiger als eine kluge Geldanlage ist es dann für mich, wieder mit ‘ner Freundin zusammen zu sein. Vor allem dann, wenn die nächste Pandemie kommen sollte, stelle ich mir das anders ziemlich schlimm vor. Du Elke, hast die Kontaktbeschränkungen vor drei Jahren ja selbst mir deinem Otto zusammen kaum ausgehalten.“ Dann hält er etwas erschrocken inne. Hat er jetzt das falsche Stichwort gegeben?

Aber es ist zu spät. Vor zwei Stunden hat er Elke beim Corona-Thema ja noch so eben ausbremsen können, aber nun hat er das selbst wieder aufgebracht – und sie steigt auch sofort ein: Also ,ne Weile lang haben Otto und ich das schon ausgehalten. Dass ihr drei das Kontaktverbot damals allerdings so konsequent und so lange mitgemacht habt, haben wir aber beide nicht verstanden. Also ganz ehrlich. mich hat das damals schon geradezu erschüttert, dass ihr alle euch so habt einschüchtern und kirre machen lassen von der Panik- und Angstmacherei der Regierung.“

Sie guckt leicht herausfordernd in Die Runde und fährt dann fort: „Ich habe nicht verstehen können, wie man bei all den veröffentlichten Zahlen, die zum Teil ja selbst noch den Stempel der Irreführerei getragen haben, nicht erkennen konnte, dass dieses Virus nicht bedrohlicher gewesen ist als alle Grippe- und Influenzaviren vorher. Die Grippewelle 17/18 hat mehr Tote gefordert, und alles war normal.“ Und nach kurzem Luftholen fährt sie fort: „Also Corona war schon krankmachend, klar, aber es war kein Killervirus, und es hat ernsthaft auch nur eine besonders geschwächte Gruppe getroffen. Wie immer eben, der natürliche Kampf des Lebens mit dem Tod.“

Die drei anderen kauen ihre Mettbrötchen. Hannes unternimmt einen schwachen dämpfenden Versuch. „Willst du jetzt wirklich neu in die Diskussion einsteigen?“, fragt er lahm. Aber Elke ist jetzt richtig in Fahrt gekommen: „Also bitte nicht falsch verstehen. Natürlich mussten diese Menschen geschützt werden, aber freiwillig und nicht um jeden Preis. Keiner sollte alleine sterben, im Krankenhaus bei Krebs, Stufe drei. Meinetwegen konnte man ja auch Tests machen, was immer da gemessen wurde. Norditalien oder New York sind damals ja als Beispiele für die verheerenden Folgen von Covid 19 angeführt worden. Aber Italien war doch ein bedauernswerter Sonderfall. Da sind die Krankenhäuser doch am Ende gewesen durch politische Schlamperei und dadurch, dass das Gesundheitssystem totgespart worden ist – oder weil das Gesundheitssystem, wie in den USA, zwar High-Tech ist, aber eben nur für die Reichen.“

Karin fühlt sich nun wieder herausgefordert und nutzt die kleine Pause, die Elke jetzt einlegt. „Ist ja irgendwie komisch, dass wir das damals nie ernsthaft diskutiert haben. Vielleicht weil wir froh waren, wieder zu unseren Routinen und kleinen Alltagsvergügen zurückzukehren. Aber was du da eben gesagt hast, ist wirklich heftig. Ich hätte zu Anfang der Pandemie wirklich nicht gerne politisch verantwortlich handeln

mögen. In China haben sie die WHO nicht rein gelassen und einen völligen Lock down verhängt. In Norditalien war das damals, nach diesem Fußballspiel in Bergamo, oder wo das war, wirklich katastrophal. Wie das Virus übertragen wurde, war da ja auch noch nicht richtig klar. Und keiner wusste genau, welche Gefahren in dem Virus wirklich drin steckten. Schließlich läuft die Wissenschaft der Entwicklung ja immer hinterher. Dafür aber lagen die Virologen damals gar nicht so schlecht. Jedenfalls aber musste man damals doch vorsichtig sein.“

„Also lass mich doch mal ausreden“, setzt Elke nach. „Die erzwungenermaßen flächendeckend durchgesetzten Impfungen sind ja auch von manchen Ärzten als Gefahr angesehen worden. Und die Folgen von Long Covid werden heute ja nicht nur bei vorher Erkrankten beobachtet, sondern auch nach Impfungen. Ihr habt damals unsere DoKo-Runde einfach abgesetzt. Stimmt, wir haben das nie ernsthaft diskutiert. War ja auch heikel. Ich habe schon gemerkt, dass ich in unserer Runde in einer Minderheitenposition gewesen bin – wie heute vielleicht auch. Und ihr habt gesagt, dass ihr Euch breit informiert habt. Ich hoffe mal, dass das nicht hieß, dass nur der Drosten bei Euch Gehör gefunden hat. Es hat doch auch ‘ne große Zahl von renommierten Virologen, Ärzten, Fachleuten, auch Psychologen und Soziologen gegeben, die sich kritisch zu Wort gemeldet haben. Ich kann die Namen gar nicht alle nennen. Aber es gab da gute Übersichten im Internet. Hat man nur mal googeln müssen. Und es hat sich ja gezeigt, dass der durch die Coronahysterie veranlasste Lock down wirklich ganz schlimme Folgen gehabt hat. Also das sind damals Grundrechtsverletzungen durch die Bundes- und einzelne Landesregierungen gewesen, gegen die zu Recht geklagt worden ist.“

Sie blickt ein wenig herausfordernd in die Runde. Dann fällt ihr ein weiteres Argument ein. Das könnte in ihrer Runde hier vielleicht hilfreich sein. „Sogar auf den Nachdenkseiten von Albrecht Müller haben sich damals gute kritische Beiträge gefunden. Der gelassenen Stimmung, die sich bei den gut situierten Pensionären etc. damals eingestellt hat, sind da in einem Aufsatz die Stimmung und die Ängste der Menschen gegenübergestellt worden, die nicht so gut abgesichert sind. Wie bei allen früheren politischen Entscheidungen unserer großartigen Kanzlerin sind es die einfachen, armen Leute gewesen, die die Nachteile ertragen mussten, nicht wir in den kleinen Eigenheimen mit guter Rente oder die Anywheres mit ihrem finanziell gut abgesichertem Lebensstil. Und in der sogenannten Flüchtlingsgeschichte ist das genauso gewesen.“

Damit ist die Luft erst einmal raus. Die anderen bemühen sich um knappe relativierende Einwände: Sie wollten jetzt doch wirklich keine neue heftige Diskussion. Elkes grundsätzliche Impfgegnerschaft würden sie zwar nicht teilen, aber doch akzeptieren. Es gebe auch Punkte, in denen man sich einig werden könne. Das betonen sie alle drei. Aber so einfach hätten die Dinge eben auch nicht gelegen. Das Gesundheitssystem sei sicherlich kaputtgespart worden, aber so ziemlich überall in Europa, auch hier in Deutschland, merkt Hannes an. Im Nachhinein sei es auch relativ leicht, die einen oder anderen Maßnahmen, etwa die geschlossenen Schulen, als falsch zu be-

urteilen. Aber dass in so einer Lage auch Fehlentscheidungen getroffen würden, könne doch nicht wirklich überraschen. Auch die grundlegende Kritik an den führenden Köpfen im Wissenschaftssystem unter Verweis auf andere Experten im Internet sei heikel, fügt Karin hinzu. Die, die da ihre Führungspositionen gehabt hätten, könne man doch nicht einfach alle für dumm oder gar korrupt erklären, so wie sie das von anderer Seite gelegentlich gehört habe.

Bei allen diesen Argumenten scheinen sich die drei ziemlich einig zu sein. Sie werden von ihnen knapp in die Runde geworfen, manchmal auch verknüpft mit der Bitte, nicht mit fast absoluten Wahrheitsansprüchen aufzutreten. Genau dabei rutscht Hannes die zusätzliche Bemerkung heraus, dass Elke die Merkel - schon vorhin, und eben wieder - zu schlicht und zu apodiktisch derart übel hingestellt habe. Die sähen sie ja alle vier äußerst kritisch. Nur sei die Wirklichkeit wie immer komplizierter.

Das bringt Elke neu in Fahrt: „Ich bin weit davon entfernt, alles zu vereinfachen, und ich werde nie den Anspruch erheben, alles besser zu wissen. Aber die vielen Kritiker sind doch nicht alle Spinner gewesen. Da sind schon tiefe Gräben durchs Land gezogen worden. Ich habe darunter sehr gelitten. Nach meiner Meinung sind der offenen Diskurs, die demokratische Grundhaltung, das Recht auf freie Meinungsäußerung, die körperliche Unversehrtheit und das Selbstbestimmungsrecht der Bürger bedroht worden. Und ich beharre darauf: Von dem Virus ist keine besondere Gefahr ausgegangen. Der Lock down ist deshalb unverantwortlich gewesen, übertrieben und unangemessen. Die Gängelei der Bevölkerung hat mich angewidert, und ich habe nicht verstanden, wie man das so unwidersprochen, teilweise freudig hinnehmen konnte.“

Und, weil ihr meine Bemerkung vorhin zu unserer früheren großartigen Kanzlerin nochmal angesprochen habt, das ist in der sogenannten Flüchtlingskrise ebenso gewesen. Die hat nicht nachgedacht, den bequemen Weg gesucht, die Grenzen aufgemacht – und vor allem die, die es hierzulande ohnehin schon schwer haben, sind so von einer geradezu schlafwandlerischen Politik enttäuscht und verunsichert worden. Und heute beim Ukraine-Krieg und der Politik der Ampel bin ich mir da auch nicht sicher. Da sind doch auf beiden Seiten, also auch bei den Amerikanern geopolitische Interessen im Spiel – und potentiell hat das eine gefährliche Dynamik.“

Der Beschwichtigungsversuch erweist sich so als ziemlich hilflos, jedenfalls aus Hannes Sicht. Der hat gerade den letzten Bissen von seinem Mettbrötchen zerkaut, nimmt einen Schluck Bier hinterher und setzt dann zum Versuch einer Richtigstellung an:

„Also die Merkel hat sich bei der Flüchtlingsfrage als vom Parlament gewählte Kanzlerin – ob sie uns nun recht gewesen ist oder nicht – im Rahmen ihrer Richtlinienkompetenz bewegt. Und die oft aufgestellte Behauptung, dass damals eine Öffnung der Grenzen wider Recht und Gesetz erfolgt sei, ist doch einfach falsch. Selbstverständlich sind damals im Rahmen geltenden Asylrechts Identitäten geprüft worden,

was angesichts der damals im Herbst krisenhaft zugespitzten Situation allerdings schwierig und vermutlich nicht immer sicher möglich war. Und hast du dir eigentlich mal überlegt, was passiert wäre, wenn man die Flüchtlinge aus Ungarn nicht hätte weiterziehen lassen?

Aber unser Asylrecht, wie zurechtgestutzt im Rahmen der EU auch immer, gilt ja weiter. Und bei all dem geht es ja noch um halbwegs überschaubare Flüchtlingszahlen – verglichen mit den Flüchtlingsströmen in Afrika selbst. Und wie soll man denn ethisch den Umstand beurteilen, dass seinerzeit von den ca. 5000 elternlosen Kindern, die in den Flüchtlingslagern auf Lesbos unter unmenschlichen Bedingungen dahinvegetieren mussten, nach drei Wochen Corona noch nicht einmal die vorgesehenen, ziemlich kümmerlichen 1500 nach Europa hereingeholt worden sind? Und wenn die Klimakrise sich weiter verschärft, so wie das die Berichte der Uno voraussagen, dann ist alles das, was wir heute erleben, sowieso nur das Vorspiel zu Schlimmerem. Ich hab damals keine Lösung gewusst – und ich sehe auch heute keine zufriedenstellende, aber die vorgeblichen Patentlösungen der Rechten sollte man wirklich anprangern.“

Er legt eine kurze Pause ein, eher er fortfährt: „Ich weiß auch, dass die sogenannte Flüchtlingskrise den Rechten ungeheuer Auftrieb gegeben hat – fast überall in Europa. Ich gebe aber mal zu bedenken. 1939 haben so ungefähr 500.000 Deutsche Bürger irgendwo in der Welt Asyl gesucht und schlecht und recht gefunden. Man sollte das ruhig im Kopf behalten. Geschichte vergeht nicht einfach, wie man ja an der AFD sieht - und die ist da nur ein Beispiel.“ Und nach einem kurzen Luftholen fährt er fort: „Also unsere Bundesrepublik ist aus meiner Sicht eine vergleichsweise immer noch leidlich gut funktionierende parlamentarische Demokratie, trotz aller Kritik, die man am herrschenden Politikbetrieb äußern kann. Hier gelten noch gesicherte Rechtsverhältnisse und es ist schon noch möglich, dass Argumente doch noch zählen. Sie können öffentlich geäußert werden, ebenso wie Polemiken, die eher Verwirrung stiften. Unsere Politiker mögen ja oft nur von Wahl zu Wahl denken, allzu machtpolitisch handeln, einem vielleicht auch wie Schlafwandler vorkommen, aber manche können in Krisenzeiten doch noch überraschend nachdenklich werden. Insofern sind Krisen auch immer wieder Chancen, auch wenn die, wie zum Beispiel bei der Weltfinanzkrise, kaum wirklich genutzt werden. Ob das heute gelingt, halte ich aber immerhin für offen.“

„Wow, das war jetzt aber auch ein richtiger Rundumschlag“ versucht nun Karin das plötzlich eingetretene Schweigen zu durchbrechen und die Stimmung wieder aufzulockern. „Das erinnert mich ja fast schon an meinen Volker. Also wir landen heute offenbar immer wieder bei Themen, die bei unserer DoKo-Runde gerade keine große Rolle spielen sollen. Weiß auch nicht wie das kommt.“

„Naja“, wirft nun Konni ein, „wenn ich das richtig mitbekommen habe, als ich heut hier angekommen bin, dann hast Du ja mit der Diskussion über die Demo gegen rechts begonnen. Und dann hat das irgendwie diese Dynamik bekommen. Jetzt ist die

Stimmung eben aufgeheizt – und vielleicht auch gereizt. Also lasst uns doch erst mal den Tisch abräumen, und dann schauen wir mal, ob wir heute Abend noch viel Lust haben, weiter zu machen. Elke, du wirkst ein wenig genervt, weil du hier etwas alleine stehst. Und nach Karin vorhin hast du dich jetzt richtig reingehängt, Hannes. Und scheinbar geht das nun wieder Karin ein klein wenig auf den Zahn. Ich bin offenbar der einzige, der sich hier nicht so echauffiert. Also, ehrlich gesagt, wir hatten schon angenehmere DoKo-Runden.“

Sie räumen also den Tisch ab. Elke verschwindet kurz ‚für kleine Mädchen‘. Die drei anderen stehen, mit ihren Bieren in der Hand irgendwie zwischen Küche und großem Tisch und sehen sich fragend an. Ein wenig herrscht Ratlosigkeit. Dann kommt Elke zurück, wirft einen Blick in die Runde und meint schließlich, sie wisse auch nicht so recht. Die Stimmung sei heute Abend irgendwie kaputt. Vielleicht sollten sie diesen Spielabend lieber abbrechen. Sie könnten dann ja alle noch einmal über diesen etwas schwierig verlaufenen ‚Gedankenaustausch‘ nachdenken. Ob Karin und sie sich, entsprechend dem von der am Nachmittag gemachten Vorschlag noch mal gesondert unterhalten sollten, da sei sie sich nicht so sicher. irgendwie habe sie sich hier ja den anderen dreien allein gegenübergesehen. Na gut, Heiko habe sich ziemlich zurückgehalten, aber irgendwie sei ihr das so vorgekommen.

Die vier brauchen nicht lange, um sich entsprechend diesem Vorschlag zu einigen. Karin macht Hannes allerdings darauf aufmerksam, dass sie gerne noch bleiben würde, bis ihr Sohn sie abholen komme. Mit Öffentlichen sei das von ihm aus schwierig zu ihr nach Hause zu kommen, und ihren Stephan habe sie sich eben zu der üblichen Zeit bestellt. Das sei überhaupt kein Problem, meint Hannes. Sie könnten ja noch gemeinsam ein weiteres Bier trinken, und langweilig werde es ihnen schon nicht werden. Also freundlicher Abschied der beiden anderen – unbeschadet der nun etwas betretenen Stimmung.

#### IV.

„Tja, ist das nun etwas aus dem Ruder gelaufen, oder war das eigentlich gar nicht so verkehrt,“ beginnt Hannes das Gespräch, nachdem er und Karin sich wieder an den nun halbverwaisten Tisch ihrer DoKo-Runde gesetzt haben. „Da muss ich erst noch drüber nachdenken“, erwidert Karin nach kurzem Zögern. „Jedenfalls hat mich Elke schon sehr überrascht – und es war nicht leicht, ein leidenschaftliche und wilde Diskussion zu vermeiden. Ich hatte das gleiche Bild von ihr im Kopf wie Du: Heute Gewerkschafterin und SPD, früher irgendwie wohl 68erin. ich meine mich zu erinnern, dass der Volker noch kurz mit uns am Tisch gesessen hat, als wir uns, so vielleicht vor acht Jahren, zum ersten Mal bei uns getroffen haben, beim anfänglichen Kaffeetrinken. Und da sind die beiden auf einen früheren Wissenschaftlerkollegen von ihm zu sprechen gekommen. Elke hat gesagt, dass sie mit dem mal, zusammen mit anderen, in einer WG gewohnt habe. Die Welt ist eben klein. Und da hat sie dann so eine kritische Bemerkung fallen lassen, ‚der alte Kommunist‘ oder so ähnlich. Volker hat mir später gesagt, das sei keine so ganz verkehrte Einschätzung gewesen. Also

ich habe die Elke damals so locker in unserem Spektrum eingeordnet, mehr als den Konni. Ich war mir also sicher, dass das von mir ein guter Vorschlag war. Also, dass Konni der ja ein netter Kerl ist, den Arsch nicht hochkriegen würde, damit habe ich ja schon gerechnet. Aber das wäre ja auch ganz unkompliziert gewesen. Aber die Elke, wie soll ich sagen, als Querdenkerin, das hat mich ziemlich überrascht.“

„Also ich war nicht ganz so perplex. Du wirst Dich erinnern, das war noch vor Corona, dass wir ein, zwei Mal das Problem hatten, dass Konni verhindert war. Einmal glaube ich, weil er seine Ayurveda-Reise gemacht hat. Und da ist auf Elkes Vorschlag dieser frühere Kollege von ihr, wie sie pensionierter Studienrat, eingesprungen. Mit dem hat es damals auch eine kurze, ziemlich merkwürdige Diskussion zu der Flüchtlingskrise gegeben – und auch über den Islam. Vor allem dazu hat der sich äußerst kritisch geäußert. Hat über diese Sylvester-Nacht in Köln geschimpft, über die Frauenfeindlichkeit der Muslime und so weiter. Elke hat sich da zurückgehalten, vielleicht weil sie den in unsere Runde gebracht hatte. Aber ich hatte damals schon den Eindruck, dass sie nicht so ganz anderer Meinung gewesen ist als ihr früherer Kollege.“

Er macht eine kurze Pause, und Karin ergänzt: „Stimmt, ich erinnere mich. Der hat damals ziemlich energisch betont, dass er den Islam für eine sehr fundamentalistische Religion halte, ganz anders als das Christentum. Hast du damals diplomatischer aufgefangen als heute. Hast erst gesagt, dass der Schopenhauer auch die Religion des Islam am wenigsten gemocht habe. aber dann hast du eingewandt, dass dir die Evangelikalen in den USA nicht weniger fundamentalistisch vorkämen und dass die Unterschiede zum Christentum hier bei uns ja vielleicht mehr mit der europäischen Aufklärung zu tun hätten als mit dem Christentum selbst. Dass eben diese Aufklärung ihrerseits einige Impulse islamischen Gelehrten verdanke, die bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts in Granada gewirkt hätten, hast du dann noch hinzugefügt. Aber das war nur ein kurzes Gespräch, in keiner Weise so wie heute, und auf Elke habe ich da nicht so geachtet. Ich bin eigentlich ganz froh gewesen, dass wir mit diesem Typen nur ein, zwei Mal gespielt haben. Also DoKo war okay, aber der war mir nicht sonderlich sympathisch – und mit dem konnte man ja auch nicht geld in die gemeinsamer Kasse einspielen.“

Die beiden schweigen sich eine Weile an. Dann setzt Hannes neu an: „DoKo ist hoffentlich auch in unserer Runde weiterhin das gewohnte Vergnügen. Aber ich bin nicht sicher ob die heftige Kontroverse mit Angelika heute da nicht Nachwirkungen hat. Damals war das nur ein ziemlich kurzer Wortwechsel. Außerdem war klar, dass Elkes früherer Kollege da nur mal kurz als Lückenfüller aufgetaucht ist. Je länger ich aber über unsere heutige Debatte nachdenke, desto eher denke ich, dass die in unserer Runde was verändern könnte. Da waren heute doch einige Schärfen drin.“

Nach einer kurzen Pause fährt er fort: „Nach der ersten Diskussionsrunde heute Nachmittag hast Du ja noch vorgeschlagen, dich mal mit Elke zusammzusetzen um die strittigen Punkte vielleicht zu klären. War an der Stelle auch ganz gut. Da sind

wir dann ja zum Spielen gekommen. Aber so wie das beim Mettbrötchen-Essen zu Corona weitergegangen ist, denkst du jetzt immer noch, dass so ein Gespräch was bringt. Da hat sie doch nochmal massiver solche Querdenkerthesen vertreten – und zwar ziemlich selbstsicher und von sich überzeugt. Sonst hätte ich mich zu meinem Rundumschlag, wie du das genannt hast, doch auch nicht herausgefordert gesehen.“

Karin blickt grübelnd vor sich hin. „Ganz ehrlich, ich weiß es nicht. Vielleicht unternehme ich einen Versuch. Andererseits: das wird schwierig. Über meinen Sohn und das, was der so erzählt, wenn er mal zu Besuch kommt, also an klaren eigenen Auffassungen oder zu solchen, mit denen er offenbar einiges anfangen kann, weiß ich ganz gut, dass es nahezu unmöglich ist, mit Leuten zu diskutieren, die für diese sogenannten Verschwörungstheorien auch nur anfällig sind. Da kannst du nur versuchen, geduldig zuzuhören und Fragen zu stellen, die vielleicht zu etwas Nachdenklichkeit anregen. Volker kann das leidlich gut, obwohl, manchmal schreien er und Stephan sich dann auch an. Es kann also sein, dass ein bilaterales Gespräch zwischen Elke und mir die Lage eher verschlimmbessert. Vielleicht ist das Ausklammern solcher Kontroversen bei unseren DoKo-Runden die bessere Lösung. Die Frage ist dann nur, wie gut uns das nach dem heutigen Tag gelingt.“

Ihr Gespräch plätschert noch eine Weile vor sich hin, aber sie finden keine wirklich neuen Gesichtspunkte zur Beurteilung dieses merkwürdigen Nachmittags. Zu den Nachrichten der Tagesschau schalten sie kurz die Glotze ein. Es gibt nichts überraschend Neues auf der Welt, aber auch nichts was irgendwie aufmunternd klänge. Schließlich trifft Stephan ein. Karin schnappt sich ihre Tasche und ihre Jacke, und die beiden verabschieden sich.

„Na, wie üblich?“ fragt Stephan, als sie im Auto sitzen. „Ganz im Gegenteil“ lautet Karins Antwort. „Wir hatten heute zur Abwechslung mal heftige politische Kontroversen. Die Elke hat sich als richtiggehende Querdenkerin geoutet. In Sachen Corona hättet ihr als Impfgegner vermutlich große Gemeinsamkeiten entdeckt. Und das hätte dann wohl auch im Hinblick auf Elkes Kritik an der Corona-Politik gegolten.“ „Schau an“, wirft Stephan ein, „dann gibt es ja sogar unter deinen Freunden und unter euch Alten ein paar vernünftigeren Menschen.“

Karin unterbricht ihn sofort: „Als jetzt fang um Himmels Willen nicht auch noch mit dem Thema an. Für heute habe ich genug. Und wenn Du uns besuchst, kommt es ja wirklich oft genug aufs Tapet. Erzähl mir lieber, ob du alles erledigen konntest wie geplant.“ „Klaro“ ist die Antwort. „Das Angebot aus der Kleinanzeige bei ebay ist okay gewesen. Ich hab das Gerät abgeholt und auch schon zu Hause installiert. Und wie du siehst, habe ich es auch geschafft dich pünktlich abzuholen. Nochmal danke, dass ich euer Auto haben konnte.“

Der Weg zu Karin nach Hause ist nicht allzu weit. Stephan kommt nicht mehr mit ins Haus, sagt sich aber für den nächsten Sonntag zum Mittagessen an. Er wohnt fußläufig in der Nähe. Als Karin aus dem Windfang ins Wohnzimmer tritt, läuft sie Volker fast in die Arme. Der hat sich gerade ein zweites Glas Rotwein aus der Küche geholt

und ist eigentlich auf dem Weg nach oben. Er hält kurz inne und will gerade dazu ansetzen, sie zu fragen, wie ihre Doppelkopfrunde gelaufen sei, da beginnt sie sofort das Gespräch: „Du glaubst nicht was heute los gewesen ist. Bleib doch noch mal ein wenig hier unten. Das muss ich jetzt los werden.“

Sie setzen sich im Wohnzimmer bequem hin, und Karin erzählt möglichst knapp, kann dazu ja gut an das Resümee anknüpfen, das sie vorhin gemeinsam mit Hannes schon gezogen hat. Sie vergisst auch nicht zu erwähnen, dass sie Stephan auf der Rückfahrt noch so gerade eben daran hat hindern können, ihr noch einmal in Kurzfassung die gleichen Argumente aufzutischen, die Elke am Nachmittag so alle losgelassen hat.

„Was musst du das alles Stephan auch gleich brühwarm erzählen? Hier weichst du solchen Gesprächen mit ihm doch meist aus und überlässt sie mir,“ meint er. „Aber das finde ich schon interessant, dass du so eine Debatte heute ausführlich geführt hast, womöglich nachdem du sie erst selbst richtig losgetreten hast. Dass du denen vorschlagen willst, zusammen zu der Demo gegen rechts zu gehen, hast du heute Morgen ja gesagt.“

„Sicher,“ erwidert sie, „aber wer rechnet denn auch damit dass die Elke solch verqueren Ansichten vertritt. Du hast sie doch damals auch ganz kurz kennengelernt. Da haben wir sie doch beide nicht nur für sympathisch gehalten, sondern auch für ganz vernünftig. Dass da sowas passieren würde, habe ich wirklich nicht erwartet.“ „Na dann seht mal zu, wie ihr das wieder eingefangen kriegt, euch liegt doch allen sehr an eurer DoKO-Runde“, kommentiert Volker trocken.

„Das weiß ich jetzt auch noch nicht, ob und wie das klappen kann,“ lautet ihre Antwort. „Aber ich hoffe, wir kriegen das hin. Anders als du möchte ich eben etwas mehr nette kleine Abwechslungen haben. Dich zu einem Kinobesuch, einem Ausflug oder abends zu einem guten Essen zu bewegen, kostet ja schon immer einige Mühe. Bleiben dann die gemeinsamen Urlaube, und die muss dann auch ich organisieren. Du hast ja vermutlich auch heute Abend wieder an Deinem Rechner gesessen und irgendeinen Text geschrieben. Erst über dein Erwerbsleben hinaus an deinen wissenschaftlichen Themen weiterarbeiten, und jetzt politische Aufsätze schreiben. also mit solcher Verbissenheit weiterzumachen, das kann ich auch nicht richtig nachvollziehen.“

„Das müssen wir jetzt aber nicht wieder aufwärmen,“ wirft er sogleich ein. „Haben wir doch rauf und runter diskutiert. Deine große Distanz zu dem Wissenschaftsbetrieb kann ich ja nachvollziehen, sehe ich ja auch ähnlich, was den sozialwissenschaftlichen Mainstream angeht. Und auch deine Zweifel am fortgesetzten politischen Engagement kann ich irgendwie akzeptieren. Da bleibt dann der empörte Protest wie jetzt. Aber ich kann es eben nicht lassen, auch wenn ich weiß, dass das, was ich da immer noch tue, vermutlich wenig bringt – außer für mich selbst“, fügt er nach kurzer Pause hinzu, „aber das ist ja auch schon was.“

Dann blickt er eine Weile nachdenklich vor sich hin. Gerade als sie Anstalten macht, das Gespräch zu beenden, setzt er noch einmal an: „Also vielleicht noch einmal zu der Elke. Ich habe vor, na bald schon zehn Jahren, mal gelesen, dass wir hier in Mitteleuropa sozusagen in einem globalisierten Erregungstheater sitzen, in dem uns das Elend der Welt sozusagen stetig in Jetztzeit vor Augen geführt wird. Zum Fernsehen komme dann aber eine gewisse Fernethik hinzu. Wir lassen das alles nicht wirklich an uns heran. Bei eurer Doko-Partnerin, und leider auch bei unserem Sohn, geht es nun erstens auch um Themen, die uns unmittelbar betreffen. Vielleicht aber kann man da vor allem beobachten, wie aus dem Erregungstheater ein Verwirrungstheater wird. In unseren Zeiten in denen die alten Medien ihre Deutungshoheit verloren haben, in denen vor allem viele Junge sich vornehmlich oder gar ausschließlich über das Internet, YouTube oder die sozialen Medien informieren, kann das eben zu Ergebnissen führen, wie wir sie auch bei Stephan beobachten.“

Er macht eine kurze Pause und schiebt dann nach: „Wir fragen uns ja manchmal, ob wir da bei Stephan was falsch gemacht haben. Ich denke immer mehr, es ist unser sogenannter Fortschritt – und es kommt dann darauf an, was jeder da aus sich selbst macht. Ist manchmal schwer auszuhalten. Im Kleinen versuche ich eben mit ihm im Gespräch zu bleiben – und für mich selbst lese und schreibe ich dann eben. Wie ihr das in eurer DoKO-Runde jetzt gebacken kriegt, dazu werdet ihr euch selbst was einfallen lassen müssen. Kann ich wenig zu sagen.“

Nun blickt Karin nachdenklich vor sich hin. Dann steht sie auf. Die beiden setzen ihr eher kurzes Gespräch nicht weiter fort. Sie verständigen sich noch kurz für ihre Planungen für den kommenden Tag. Dann geht jeder in sein Schlaf-Arbeitszimmer. Karin liest noch ein wenig, ehe sie einzuschlafen versucht. Volker setzt sich an seinen Schreibtisch.

## V.

Karins Bericht und ihr kurzes Gespräch haben ihn nachdenklich gemacht. Aber dabei geht es nicht um die Einschätzung die er zuletzt gerade zu formulieren versucht hat. Vielmehr grübelt er darüber, ob er sich von den Vieren in ihrer Doppelkopfrunde so deutlich unterscheidet, wie Karin das vorhin angedeutet hat, was denn sein Schreiben eigentlich bewirken kann, und ob es nicht so ist, dass er sich aus früherem politischen Engagement doch auch ziemlich zurückgezogen hat. Was tut er selbst eigentlich noch, um der Maxime des von ihm so verehrten Albert Camus zu entsprechen, also *der Gegenwart alles (zu) geben*?

Heute am späteren Nachmittag hat er sich ja durchaus nicht mit seinen nachberuflichen Interessen beschäftigt. Vielmehr hat er sich ein Fußballspiel der Frauennationalmannschaft angeschaut. Er hat also nicht weiter das Buch durchgearbeitet, mit dessen Lektüre er fast durch ist, zu dem er auch schon einige Notizen gemacht hat und das ihn wirklich fesselt. Er hat vielmehr auch das Bedürfnis gehabt, sich von dem Irrsinn dieser Welt abzulenken, der darin seines Erachtens höchst treffend analysiert

worden ist – und eben dieses Bedürfnis hat er in den letzten beiden Jahren zunehmend an sich beobachtet. Er müsste nur in seinem Tagebuch nachlesen, dann würde er das bestätigt finden.

Nun sitzt er wieder an seinem Schreibtisch. Das noch einmal aufgefüllte Weinglas steht vor ihm. Den Rechner hat er nicht neu hochgefahren. Er blickt nachdenklich aus dem Fenster auf den lichtverschmutzten Abendhimmel. Einige wenige Sterne leuchten schwach. Ein Flieger zieht seine Bahn. Er lässt seine Gedanken schweifen.

Gut, sie sind alle alt geworden. Er merkt, dass er, wie man so schön sagt, kürzer treten muss. Alte Kontakte sind zudem ausgedünnt. aber er hat das politische Zusammenhandeln mit anderen im Grunde auch von sich aus zunehmend eingeschränkt. Übrig geblieben sind ein paar Onlinetreffen oder auch mal die Teilnahme an einer Onlinekonferenz. Politische Aufsätze hat er in den beiden letzten Jahren auch nicht mehr geschrieben - und die Gründe dafür sind, wenn er ehrlich vor sich selbst ist, nicht alle wirklich gut. Sicher ein guter Artikel setzte intensive Recherchearbeit voraus, und er ist ja nicht mehr wirklich im Geschäft. Also ist die wirklich aufwendiger als früher und mithin schwierig. Vor jedem solchen Artikel liegt im Grunde ein handfestes, selbstdefiniertes Projekt. Aber zuletzt ist es auch einfach müde geworden.

Er bemüht sich weiter, sich nicht dumm machen zu lassen von den Polit-Talks in der Glotze, von der Kurzatmigkeit und oft auch Oberflächlichkeit der Argumentation vieler Berufspolitiker, oder gar von dem Verwirrungstheater, von dem er vorhin gesprochen hat. Er versucht eine ordentliche Mischung von Informationen aus alten und neuen Medien hinzubekommen. Aber die weiter anwachsende Informationsflut ist einfach ein Problem. Er ist sich zunehmend bewusst geworden, dass er sie nur selektiv verarbeiten kann. Und sein Raster zu deren Verarbeitung ist ja durchaus nicht selbstverständlich – und er neigt schon mal eher dazu, das eine oder andere auszublenden, was ihn früher sicherlich stärker interessiert hätte. Er ist also vielleicht kein Schlafwandler, aber er lässt sich inzwischen doch eher als früher auch mal ein wenig resigniert treiben.

Manchmal hat er sich sogar bei dem Gedanken ertappt, dass das immer noch besser sei, als das scheinbar gänzlich unbeirrte oder gar höchst selbstüberzeugte Weitermachen so mancher Berufspolitiker - verbissen in ihre Arbeit, oder, schlimmer noch, besessen von der Macht. Und wenn er da an die großen Autokraten oder Diktatoren denkt, das sind allzu oft auch alte Männer. Die hängen typischen Männerphantasien nach, die aus der Vergangenheit kommen. Sie hegen Träume von imperialer Macht; und manchmal hängen sie denen dann ein antiimperialistisches Mäntelchen um.

An die beiden Kandidaten bei der nächsten Präsidentschaftswahl in den USA mag er dann schon gar nicht denken. Der eine mag redlich und davon überzeugt sein, ganz in der Tradition einer alten Demokratie zu stehen, ohne zu bemerken, oder sich selbst einzugestehen, dass die schon längst zu einer Oligarchie geworden ist. Der andere wird davon träumen, daraus zur Bewahrung der darin kaum mehr versteckten, zutiefst herrschaftlichen Verhältnisse eine Autokratie, wenn nicht eine Diktatur zu

machen. Thomas Jeffersons Satz, dass die neuen Eliten zu reißenden Wölfen werden, wenn das Volk sich nicht selbst um die öffentlichen Angelegenheiten kümmere, musste einem da in den Sinn kommen. Aber wen gab es, der dem Volk, genauer genommen der Idee, die Jefferson davon gehabt haben mochte, im Blick nach vorne realistische Perspektiven zur Gestaltung besserer Verhältnisse anbieten könnte. Die Wahlmaschinerien in den USA, die gesammelten Daten über das Wahlvolk und die Algorithmen, die dann die richtigen Themen und Worte für gezielt ausgewählte Wählergruppen fanden, das alles war doch eher auf Manipulation angelegt. Die angeblich so mündigen Bürger wurden mit allen Finessen umworben, nicht aber aufgeklärt.

Aber wie ist auf der anderen Seite mit den jungen Revolutionären der Vergangenheit gewesen.? Galten da nicht immer wieder Nietzsches Worte, dass wer mit Ungeheuern kämpfe, zusehen möge, dass er dabei nicht selbst zum Ungeheuer wird? Ihm fielen da so einige Namen ein. Und trotzdem war ein Gegner der agnostischen Haltung dieses bedeutenden Philosophen. Also würde er weiterschreiben, sein verbliebenes, eher bescheidenes intellektuelles Engagement im Zusammenhandeln mit anderen nicht ganz aufgeben - trotz zahlreicher Erfahrungen eines erfolgreichen Scheiterns in seinem Wissenschaftlerleben und bei seinen eher bescheidenen Bemühungen als politisch engagierter Intellektueller. Es das keinesfalls eine Option, sich ganz auf eine melancholisch resignierte Beobachterrolle zurückzuziehen.

Am schmerzlichsten sind seine Erfahrungen des Scheiterns bei den Menschen gewesen, die ihm besonders nahe standen Doch gerade in seinem Nahbereich ist ihm sehr klar geworden, dass letztlich jeder sein eigenes Leben führt. Das mochte ja geprägt sein, erst durch das Elternhaus, dann durch die Gesellschaft, heute eben eine, für die Züge dieses Verwirrungstheaters kennzeichnend waren. Im Blick auf das Buch das er gerade las, waren es aber auch so etwas wie Grundkonstanten unserer Anthropologie, denen man da begegnete, auch bei sich selbst. Der Firnis unserer sozialen Evolution war, im Licht der über drei Milliarden Jahre biologischer Evolution, aus der sie hervorgegangen ist, verdammt dünn – und augenscheinlich rissig.

Er trinkt den letzten Schluck Wein aus seinem Glas. Er spürt eine große Müdigkeit. Zugleich ist er sich sicher, dass er nun nur schwerlich würde einschlafen können. Aber er kommt jetzt mit seinen Gedanken nicht mehr weiter. An seinen Rechner, den er eigentlich neu hat hochfahren wollen, wird er sich nicht mehr setzen. Also will er zu Bett gehen. Auf seinem Schreibtisch liegt der Ausdruck der Notiz, mit der er heute am frühen Nachmittag, vor dem ablenkenden Fußballspiel, seine jüngste Buchlektüre abgeschlossen hat:

„Der Autor hat eine Analyse vom Anfang und vom Ende der menschlichen Herrschaft über die Natur vorgelegt. Darin zeigt er, dass das unsere Welt umwälzende Wissenschaftsverständnis unserer Moderne sich aus der Tradition des Denkens der Aufklärung heraus entwickelt. Die vergessene radikale Aufklärung hat in ihren Anfängen versucht, unsere Welt und uns selbst innerhalb der Natur zu denken. Aber schon ihr Denken, erst Recht das der Späteren, die auf Kanonisierung der Ideen der frühen Aufklärung aus waren, war immer wieder darum bemüht, seinen Frieden mit der

Theologie zu schließen. Es hat so Annahmen religiösen Denkens in säkularisierter Form gegen den eigenen Anspruch auf empirisch gesicherte Erkenntnisse weiter mit sich geführt. Der Blick auf die heute erreichten Ergebnisse und die weiteren Perspektiven unserer Moderne folgt also, immer noch weithin ungebrochen, einem Fortschrittsglauben, der nichts anderes ist als eine säkularisierte Form religiöser Erlösungsvorstellungen. Dieser, unser Blick sperrt sich mit aller Kraft dagegen, an Stelle dieser uns so selbstverständlichen Vorstellung einen von uns Menschen selbst *los-gelassenen Verzehrungsprozess* zu erkennen, der uns nun an den Rand eines Abgrunds geführt hat. Er führt uns diese Entwicklung als folgerichtiges Ergebnis unseres idealistischen Menschenbildes vor Augen, das nicht wahrhaben will, dass wir im Ergebnis einer mehr als drei Milliarden Jahre andauernden biologischen Evolution nichts anderes sind, als besonders intelligente Tiere.

Nach Lektüre dieses Buches kann man kaum von der Hand weisen, dass des Autors scharfe Analyse einer Entwicklung, für die man nur den Begriff der Dystopie bemühen kann, ungleich eindringlicher ist als alle seine Anstrengungen, dagegen die Ansatzpunkte klarer zu fassen, die zu einem neuen konstruktiven Handeln führen könnten, das immerhin dazu verhelfen sollte, unsere Lage ein wenig zu verbessern. Der Autor bewegt sich also letztlich in einer guten Camusianischen Tradition, ist dicht bei dessen Forderung der Gegenwart alles zu geben, um sie immerhin stetig ein wenig zu verbessern. Gleichwohl kommen einem nach der Lektüre eher solche Sätze wie der von Friedrich Nietzsches in den Sinn als der von Camus. So der, dass dann wenn du lange in einen Abgrund blickst, der Abgrund am Ende auch in dich hineinblickt. Es ist kein Zufall, dass im Schlusskapitel des Buchs, höchst ernüchternde Sätze zu finden sind.

Der große Skeptiker Stanislaw Lem hat seine literarische Figur des Golem, eine künstliche Intelligenz, die die menschliche hinter sich lässt, über unser überwältigendes Verlangen nach Engeln und Erlösung reden lassen – und Camus, der sich für eben solche Träume von transzendenten Welten als ganz unbegabt bezeichnet hat, kommen ihm in den Kopf. Der hat also sehr genau gewusst, dass er bei seinen Mitmenschen mit dieser Sehnsucht nach dem Absoluten rechnen musste. Der Autor des Buches, dessen Lektüre er vorhin wegen des Fußballspiels unterbrochen hat, geht dem der nach. Nur, weiter gedacht, welchen Anteil an der Imagination unserer Welt und unserer Traumwelten haben genetische Anlagen in uns? dereinst, oder schon recht bald, hinweggehen wird.

Er steht in seinem Schlafzimmer, will sich schlafen legen. draußen hört zwei fast klagend klingende, wechselseitig drohend maunzende Kater. Kluge Tiere die Katzen, aber noch ganz instinktgetrieben. Diese zwei streiten um ihre Reviere. Nachdenklich blickt er nach draußen in die Dunkelheit, kann sie nicht entdecken. Der Tag hat heute Vormittag fast schon, im Grunde viel zu früh im Jahr, den Frühling angekündigt. Später dann ist der Himmel wolkenverhangen gewesen. Nur die Straßenlaterne vor dem Haus schräg gegenüber verbreitet ein schwaches Licht. Vielleicht gab es auch ein wenig Nieselregen. Unklar, was er sprießen lassen würde.

## **Verzockt**

**Aufgebrochen** sind wir mit Träumen  
von einer besseren Welt dereinst  
nahm ihren Lauf wie immer schon

**Beruf** und Arbeit prägten unser Leben  
sind dabei nicht wirklich reich geworden  
aber doch ganz gut zu Recht gekommen

**Chimären** sind wir nach geeilt vom Glück  
haben uns am Ende leidlich eingerichtet  
in dieser Welt die halt so ist wie sie ist

**Die** kommt zu uns als Flut von Nachrichten  
im Erregungstheater an jedem neuen Tag  
rauschen vorbei werden verdrängt von uns

**Etwas** abgelenkt vom Elend dieser Welt  
werden wir gerne wird besser irgendwann  
und irgendwie das war noch immer so

**Fatal** jedoch dass unsere Verwirrung wächst  
Zweifel größer werden an diesem Politikbetrieb  
unsere Anfangsträume irrlichtern wie noch nie

**Glauben** nun faked News und kaum mehr  
den Machern schlafwandlerisch wie sie stolpern  
wir hinterher im losgelassenen Lauf der Welt

**Ha** das Upper-Ten-Glitzerspiel sehen wir  
selbstredend kritisch schimpfen wir darüber  
und schauen dass wir selbst dann irgendwie

**Immerhin** unsere Schäfchen ins Trockne  
bringen können träumen lenken uns ab warten  
dass wir in unseren nächsten Urlaub fliegen

**Ja** so wird's wohl weitergehen noch eine Weile  
in diesem großen Spiel des Lebens auf dessen  
Märkten Sorgen wachsen und Unsicherheit

**Könnte** womöglich schief gehen weiß aber keiner  
lassen den Dingen einfach ihren Lauf solange es  
uns gut geht folgerichtig hören wird damit nicht auf...

**Zocken** im Großen im Kleinen voller Leidenschaft  
wollen unseren Spaß an diesem bisschen Leben  
machen ein schillerndes Casino-Spiel daraus

Bis wir ausgezockt haben Schluss und aus!

*Der Schriftsteller (...) ist ein Mann, allein, oft in der traurigen Rolle der Cassandra unter den Trojanern, er ahnt immer, wo die ewige Bastille steht und wie sie sich tarnt, und seine bloße, seine unzeitgemäße, seine ungesicherte, seine täglich erkämpfte vogelfreie Existenz zersetzt doch allmählich jede Mauer.*

*Wolfgang Koeppen*

*Wahrhaftig, diese Nachwelt wäre sehr undankbar, wenn sie mich ganz vergessen würde – mich, der ich mich so oft an sie erinnert habe. (...) Die Nachwelt beginnt erst in dem Augenblick, wenn wir nicht mehr sind; aber bereits lange zuvor spricht sie zu uns; glücklich ist, wer ihr Wort tief im Herzen bewahrt hat.*

*Denis Diderot*

*Das Morgen ist im Heute bereits gegenwärtig. Die Zeit vergeht nicht von der Vergangenheit her, sondern von der Zukunft ausgehend.*

*Pierre Lepape*

## **Nur Cassandra unter den Trojanern?**

### **I.**

Harald ist erschöpft. Eine solche ganztägige Veranstaltung ist er nicht mehr gewohnt. Und dann noch eine mit einem derart vollgepackten Programm. Ein Vortrag ist auf den nächsten gefolgt. Die Zeit für Diskussionen ist denkbar knapp bemessen gewesen, die Mittagspause eigentlich zu kurz. Ganz wenig Spielraum für das Wichtigste, die Gespräche am Rande. Doch eigentlich hätte er genau damit rechnen sollen. Schließlich hatte ja Wolfgang diese Tagung auf die Beine gestellt – ebenso wie früher immer schon. Nur gut, dass sein eigener Beitrag fast gleich zu Beginn platziert gewesen ist. Am späten Nachmittag hätte er seinen kurzen Vortrag vermutlich nicht einmal mehr vernünftig ablesen können. So ist es immerhin noch ein halbwegs frei vorgetragenes Referat geworden. Aber auch darin war er nicht mehr wirklich geübt. Sein letzter größerer wissenschaftlicher Vortrag lag ja auch schon etwa fünf Jahre zurück. Sicher, er hatte noch seine Routinen. Aber schon lange hat er nicht so deutlich verspürt wie an diesem Abend, dass er alt geworden ist.

Immerhin, für den Rückweg nach Hause hat er nur zwanzig Minuten benötigt. Mit einer Flasche Wein, einem Stück von dem Braten, der von seinem gestrigen Mittagessen übrig geblieben ist, sitzt er nun an seinem Schreibtisch. Er isst das kalte Stück Fleisch, trinkt ein wenig Wein und denkt nach. Auch wenn er geschafft ist, ein paar Stichpunkte will er wenigstens noch festhalten. Das ist bei ihm gute alte Übung. Außerdem ist er jetzt noch viel zu aufgekratzt – und im Übrigen ja sowieso eine Eule und ein Nachtarbeiter. Vielleicht schreibt er morgen auch noch ein Gedächtnisprotokoll. Schließlich ist ihm diese Tagung besonders wichtig, ja er hat selbst einen wesentlichen Impuls dazu gegeben, dass Wolfgang sie organisiert hat. Mindestens per

Email werden sie sich auch noch über das Ergebnis austauschen. Aber er fährt den Rechner noch nicht hoch. Er denkt nach.

Bei Wolfgangs Geburtstag hat er von einer Veranstaltung ihres früheren Instituts berichtet. Auf ihr sah er sich mit dessen heutiger Wirklichkeit konfrontiert. Die jetzige Geschäftsführung, eingebunden in die Zwänge des Wissenschaftsbetriebs, hat ihre Erfolgsgeschichte der letzten zehn Jahre präsentiert. Sie hat das alte Institutsprofil noch immer vor sich hergetragen. Das stand für Arbeitsforschung; für Praxis- und Politiknähe, die Verankerung in wichtigen Bereichen außerhalb der Universität. Tatsächlich aber hatten sie in den letzten Jahren dem allgemein vorherrschenden Weg der Forschung zurück an die Universitäten folgen müssen. Im Grunde kämpften sie jetzt um einen anerkannten Platz innerhalb des Mainstreams sozialwissenschaftlicher Forschung. Vor allem ging es der jetzigen Geschäftsführung um ein spezifisch neues Profil, um mehr Anerkennung im Kernbereich akademischer Debatten. Als Universitätsinstitut und Teil einer sozialwissenschaftlichen Fakultät an einer technischen Universität, kam es nun ja auch darauf an, das eigene akademische Profil zu schärfen. Hohe Drittmittelanteile im Budget blieben als Erfolgsausweis wichtig. Nicht zuletzt dafür hatte das Institut einen Preis erhalten, dessen Verleihung Anlass für die Tagung gewesen ist. Vor allem aber ist es den Veranstaltern darum gegangen, Leistungen auf dem Feld einer innovativen Erneuerung von Wirtschaft und Gesellschaft zu präsentieren. Mit der früheren Arbeitsforschung hatte das nur noch wenig zu tun. Praxis- und Politiknähe dienten weiter als ‚Aushängeschild‘, Vorrang hatte längst Anderes. Die alten Prioritäten. – noch dazu mit dem früher so immens hohen Anspruch, nach Kräften ‚gegen den Strom‘ zu arbeiten – akademisch wie politisch – konnten und sollten kaum mehr verfolgt werden.

Hörte man genau zu, war der Wechsel der Leitorientierung unverkennbar. Im Kern ging es nun um soziale Innovationen als *neue soziale Praktiken, die die großen gesellschaftlichen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts adressierten* - so der Tenor des Vortrags des Institutsdirektors. Weltweit fände man da viele Beispiele. In einem EU-geförderten Projekt sei man dem nachgegangen. Wichtig seien Infrastrukturen für soziale Innovation wie Transferstellen, Gründerinitiativen, strategische Allianzen, Zentren sozialer Innovation. *Für ein lernendes Ökosystem komme es darauf an, Knoten im Netz besser zusammenzubringen*, das war eine weitere Worthülse dieser Art. Einen auch nur kleinen bedauernden Hinweis darauf, dass im örtlichen Innovationsknoten die für die Gewerkschaften wichtige Kooperationstelle Wissenschaft-Arbeitswelt gerade gestrichen worden ist, hat er sich verkniffen. Auf konkrete Beispiele, wie strategische Allianzen zustande gekommen sind und um welche Innovationen es dabei ging, ob und inwiefern sie ökologisch richtungsweisend sein könnten, ist er an keiner Stelle seines Vortrags zu sprechen gekommen. Zur Arbeitsforschung, mit der Wolfgang und er über dreißig Jahre hinweg die Geschichte des Instituts mitgeprägt hatten, hat er kein Wort verloren. Seine Vorgänger als Institutsdirektoren hat er ungenannt gelassen.

Dem Oberbürgermeister der Stadt ist es so vorbehalten geblieben, die 75 jährige Erfolgsgeschichte des Instituts mit sicherlich recht unterschiedlichen Phasen immerhin zu erwähnen. Er hat auf die ‚Zeitenwende‘ mit ihren vielfältigen, einander überlagernden Krisen hingewiesen, daraus Anforderungen an eine kritische Sozialforschung heute abgeleitet: Wir lebten in einer derzeit ein wenig ratlosen Gesellschaft, es sei dringlich, nicht nur über Instrumente sondern auch über Ziele zu sprechen. Die Sozialwissenschaften könnten und sollten da Orientierung geben. Aber das Institut heute folgte eher dem Selbstlauf der Zeit. Nur der Rektor der Universität, ein Quantenphysiker, hat sich später pointiert zu den Herausforderungen des Klimawandels geäußert, die Akquisestärke des Instituts gelobt, im Übrigen jedoch betont, dass die Sozialwissenschaften eben nicht seine Disziplin seien.

Daraus, dass die beiden so nicht nur einen Bruch, sondern auch eine Ignoranz gegenüber der Geschichte ‚ihres‘ Instituts erkennen mussten, ist ihre Idee zu ihrer Tagung heute entstanden. Wolfgang hat deren Organisation in die Hand genommen. Er hätte den Akzent auf einen durchaus auch selbstkritischen Rückblick im Kontrast zu heute legen können, auf die Erfolge und Grenzen des von ihnen langjährig verfolgten Ansatzes; danach dann auf Möglichkeiten zu seiner Fortsetzung im Blick auf neue Herausforderungen heute. Ihm ist es jedoch darum gegangen, das alte Profil „ihres“ früheren Instituts in Erinnerung zu rufen und von Neuem stark zu machen. Immerhin ein wenig Selbstkritik hat er, Harald, in seinem Beitrag über das erste Jahrzehnt ‚ihres‘ Instituts unterbringen können. Ein daraus folgender Blick auch auf das, was sie selbst im Weiteren aus ihren frühen Ansätzen gemacht haben, war im Tagungsablauf nicht vorgesehen. Ohnehin hatte die neue Institutsleitung nur Grüße übermittelt, sich aber nicht an einer Tagung beteiligt, auf der es um Perspektiven aus alter arbeitsforscherischer Tradition heraus gehen sollte - aus Wolfgangs Sicht ums Weitermachen.

Aus Haralds Blickwinkel, hätte beides sein Recht gehabt, der selbstkritische Blick zurück auf frühere wissenschaftliche Ansprüche und der nach vorne. Am alten Institut hat es beides einmal gegeben – jedenfalls nach seinem Verständnis und in den besten Jahren der Institutsgeschichte. Der letzte frühere Institutsdirektor hatte sehr zäh daran gearbeitet, wohlfundierte Forschung und große Praxisnähe eng miteinander zu verknüpfen. Er ist daran gescheitert - letztlich, weil er sich selbst zu allererst als ‚Macher mit persönlichen hoch ambitionierten Anspruch verstanden hat. Zuletzt hat er allein noch seinen Blick gelten lassen. Aus zäher Beharrlichkeit ist Sturheit geworden. Produktive Fragen, auch Zweifel anderer wurden kaum mehr zugelassen – sicherlich auch aufgrund eines wachsenden Drucks von außen. Neuen Herausforderungen ist man so kaum gerecht geworden. Er, Harald hatte damals eher zu denen gehört, die immer wieder zuerst neu verstehen wollten - auch verstehen, woran es liegen mochte, dass das mit dem Machen in ihrem Sinne stetig schwieriger wurde.

Für solche Fragen hätte er auch heute gerne Raum gehabt. Doch dafür ist kaum Platz geblieben. Am Ende hat er darauf verzichtet, die kurze Abschlussdiskussion zu nutzen, seine Fragen immerhin noch anzureißen. Zum einen war er selbst da schon ziemlich platt. Zum anderen hatten zuletzt zwei Jüngere ihre Vorträge gehalten. Sie

waren erst in den letzten Jahren ‚ihres‘ früheren Instituts dort eingestiegen, dann weitergezogen. Nun versuchten sie anderenorts, arbeitspolitische Initiativen praktisch neu anzustoßen. Es ging ihnen um die Herausforderungen, denen sie sich ganz praktisch gegenüberstehen, um Erwartungen an die Arbeitsforschung anderer, die sie deshalb hatten. Am Schluss der Tagung konnte es da aus Haralds Sicht nur noch darum gehen, sie zu ermutigen, nicht aber darum, eine Grundsatzdiskussion neu anzureißen.

Vielleicht ist es auch dieser Tagungszuschnitt, der ihn so erschöpft hat, denkt er jetzt. Jedenfalls ist er damit unzufrieden. Er ist müde. Ganz sicher aber kann er noch nicht schlafen. Nachdenklich versucht er, seine Gedanken zu ordnen. Im Grunde scheint es ihm nicht länger aussichtsreich, vertraute wissenschaftliche Zugänge zur sozialen Wirklichkeit zu verteidigen, sie weiter zu verfolgen wie bisher. Darauf aber ist diese Tagung angelegt gewesen. Manches war sicher informativ, sogar spannend. Ihn jedoch reizt das kaum mehr. Gewiss, den Versuchen, nunmehr im Mainstream wissenschaftlicher Debatten mit zu schwimmen und sich zu behaupten, kann er erst recht nichts abgewinnen. Die gegenwärtigen Spielräume, anders zu verfahren, mögen ziemlich klein geworden sein. Aber ‚Weichspülprogramme‘ im Angesicht wachsender Krisendrohungen, kann es das sein? Zudem hat er längst andere, große Zweifel. Arbeitspolitik als der zentrale Hebel gesellschaftlicher Veränderung, die immer noch abhängig Beschäftigten als deren zentraler Akteur, das steht aus seiner Sicht in Frage. Sein eigenes Lebensprojekt, untrennbar eng verknüpft mit solchen Hypothesen und mit ‚seinem‘ alten Institut, sieht er heute als gescheitert an, erfolgreich gescheitert allenfalls.

Längst schon ist er auf einem anderen Weg: weg vom Kern langjährigen wissenschaftlichen und (arbeits)politischen Engagements. Politischen Herausforderungen der Zeit hat er sich zuletzt deutlich anders und neu weiter ausholend zugewandt. Vor allem aber hat er sich von Neuem grundlegend mit philosophischen Fragen auseinandergesetzt. Literarischen Philosophen und philosophischen Literaten sind für ihn wichtig geworden. Ein wenig hat er sogar damit begonnen selbst auch literarisch zu schreiben. Nun sitzt er grübelnd da. An der Wand ihm gegenüber stehen die Schriften einiger, die ihm inzwischen äußerst wichtig sind. Die Autoren dieser Bücher sind Leuchttürme für ihn, die ihm seit Langem Orientierung geben. Sorgsam aufgereiht stehen sie da, erkennbar durchgearbeitet, meist mehrfach gelesen.

## II.

An einigen Arbeiten des großen radikalen Französischen Aufklärers Denis Diderot und manchen Büchern, die über ihn geschrieben wurden, bleibt sein Blick hängen. Seiner eigenen Zeit ist er weit voraus gewesen. Inspiriert durch wissenschaftliche Erkenntnisse von Zeitgenossen, wie dem Zoologen Comte de Buffon oder dem Geologen Baron d Holbach hat er die Evolutionstheorie Darwins vorweggenommen - philosophisch denkend einhundert Jahre vor ihm. Am Ende seines Lebens hat er dazu angesetzt, gegen den Niedergang absoluter Herrschaft, politisch auf Demokratie zu

setzen. Sich praktisch einzumischen, das hat zu seiner Zeit viel Mut erfordert. Er hat ihn aufgebracht. Seine beharrlichen Anstrengungen, philosophisch, wissenschaftlich, literarisch, politisch sind beeindruckend. Am Ende blieben ihm der skeptische Blick zurück und die Hoffnung auf die Nachgeborenen. Doch er selbst blieb gelassen. Zu den Siegern seiner Zeit hat er ganz sicher nicht gehört. Schon zu Zeiten der Französischen Revolution, da war er gerade seit acht Jahren tot, war er als großer Denker fast vergessen. Das blieb so für sehr lange Zeit. Erst vor wenigen Jahrzehnten ist er wirklich neu entdeckt worden. Auf Wikipedia findet man zu ihm noch immer gerade eben eine Seite. Immerhin gute Bücher über ihn gibt es so einige. Darin wird er gefeiert als erste Verkörperung der Figur des modernen Intellektuellen und als großer Philosoph.

All das geht Harald durch den Kopf. Er lehnt sich zurück. Was würdest Du uns heutigen zu sagen haben, fragt er sich. Für Dich war es ein Aufbruch, uns Menschen als Teil der Natur zu sehen, getrieben von unseren Leidenschaften, Vernunftwesen sicher auch, doch nie frei von unserer Passion. Es ging dir also um ein klarsichtiges und gelassenes Erkennen unseres Platzes in der Natur als hochintelligente, emphatisch veranlagte Primaten. Du hast darauf gesetzt, dass Deine Nachgeborenen vernünftiger würden handeln können als die Menschen deiner Zeit. Ihre Freiheit, das zu tun, hast du stets hochgehalten – gegen die Skepsis deiner Freunde, die uns eher letztlich hilflos sahen, unterworfen den Gesetzen der Natur. Er grübelt: Wirklich radikal, aber auch widersprüchlich hast du stets gedacht, denkt er bei sich. Er hat des Philosophen Bild vor Augen: Schlichte Kleidung, keine Perücke, hohe Stirn, freundlicher Blick.

Ja, was hätte er heute wohl zu sagen? Andere haben ihn sprechen lassen über sich und seine Zeit. In den Widersprüchen seiner spätf feudalen Gesellschaft habe er gelebt. Seine Aufgabe habe er darin gesehen, sie tanzen zu lassen, diese Widersprüche, selbst auf ihnen zu tanzen und sie auszunutzen. Er habe im inneren der Macht gelebt. Draußen zu bleiben hätte ihm nur dazu gedient, sein schlechtes Gewissen zu besänftigen. Wenn man ihm ein Verdienst zusprechen wolle, läge es vielleicht darin, dass er der erste gewesen sei, der jene Machtstrukturen begriffen habe, mit denen es von nun an jeder Intellektuelle zu tun haben würde.

Diese Worte hat Umberto Ecco ihm in den Mund gelegt, ähnliche Hans Magnus Enzensberger. Auch sein Buch über Diderot steht da im Regal. Harald schließt die Augen, sinnt weiter nach, fast schon zwischen Schlaf und Traum.

„Ja vielleicht“, würde sein Diderot nun sagen, „stehe ich hier zu Recht bei denen, die du Leuchttürme nennst, vielleicht kann ich ein wenig Orientierung geben, dann jedoch als Philosoph und Wissenschaftler. Immer wieder habe ich gewagt, neu und weiter zu denken, auch gegen mich selbst. Es gibt keinen Standpunkt und keine Formel, die uns die Vielfalt unserer Welt erschöpfend erfassen lassen, einer Welt, die sich stetig verändert. Es gibt einfach mehr Gegenstände zwischen Himmel und Erde, als unsere neueste Schulweisheit sich gerade träumen lässt. Einer meiner Biographen schreibt ja ganz zu Recht, dass mein Projekt, die Enzyklopädie des Wissens,

eine Neuerung gewesen sei, ein Gewaltstreich geradezu. Über zwanzig Jahre hinweg hat dieses Großprojekt alle meine Kraft gefordert. Doch als sie endlich fertig war, die Enzyklopädie, war sie ein vorläufiges Gebäude. Von Neuem hätte man mit dem Projekt beginnen müssen Gerade abgeschlossen konnte man gut sehen, wie fehlerhaft der Bau gewesen ist - als Abbild zweier Bewegungen, die sich fortsetzen: des menschlichen Denkens und der Natur.

Einer meiner Biographen hat das später so geschrieben. Er hat gemeint, ich hätte nur die Mängel dieses Werks gesehen – und das nicht nur weil Le Breton, der federführende der Buchhändler-Verleger, die daran beteiligt waren, seine letzten zehn Bände verstümmelt hat. Einer Selbstzensur hat er sie eigenmächtig unterzogen. Ich war empört, und ich hätte sie wohl von der ersten bis zur letzten Zeile umgearbeitet, meint mein Biograph, wäre da nicht die Erinnerung an zwanzig Jahre Zwangsarbeit gewesen. Die allein habe mich davon abgehalten. Nun gut, die Arbeit an dem Werk wurde mit den Jahren zu einer Last. Zwangsarbeit jedoch ist deutlich übertrieben. Auch mich trieb ja meine Leidenschaft. Aber ich war erschöpft, wollte Neues beginnen. Sonst aber hat er durchaus Recht.“

Harald nickt schwach, oder nickt er ein? Vage geht ihm durch den Kopf, dass der, mit dem er gern so sprechen können würde, in der Verfolgung seiner Arbeit dazu hat helfen wollen, Denkende und praktisch Schaffende miteinander zu verbinden. Gleichberechtigt ist deshalb in seinem Werk auch die Behandlung von nichtkünstlerischer Praxis. Er hat die Manufakturen seiner Zeit aufgesucht, sich den Stand der Technik dort erklären lassen. Wenn man so will, hat der Philosoph schon zu seiner Zeit geradezu frühe Formen empirischer Arbeitsforschung gefunden. Jedoch am Ende, da hat er erkennen müssen, dass sein Aufklärungsprojekt es allenfalls so eben in die Vorstädte von Paris geschafft hatte.

„Sag was dazu“, murmelt er vor sich hin, ich will mich nicht vergleichen. Ich bin bescheiden. aber ich seh' in diesem Punkt doch Parallelen“: „Das habe ich ja in einem Brief geschrieben“, lautet die Antwort, „dass das Interesse an der Wahrheit es verlangt, dass Denkende und Sachaffende sich verbinden. Dann wäre der Theoretiker davon befreit, sich abzumühen, letztlich womöglich folgenlos; und der Praktiker hätte ein Ziel, bei der unendlichen Mühe, die er sich gibt. Jeder könnte in einem solchen philosophischen Bund seine Rolle spielen. Und es ist wahr, praktisch solch einen Bund zu schmieden, das ist selbst ein sehr hoch gestecktes Ziel “ Fast meint Harald nun, dass um des großen Denkers Mund ein feines Lächeln spielt, und der fährt fort. „Das habt Ihr wohl auch versucht. Nur habt ihr bereits die Rolle des Theoretikers nicht so ganz erfüllt. Andere nach euch sollten daraus lernen, und sie müssen es nun eben besser machen.“

Nach einer kurzen Pause fährt der fort, so will es Harald scheinen „Der Gesellschaft, ständig in Bewegung und Veränderung begriffen, darf man nicht, noch weniger als der Natur, festgefügte Wahrheiten unterlegen – und so dogmatisch werden. Was man gewonnen hat an Wissen, gilt es zum Ausgangspunkt zu machen für neue Hy-

pothesen. Stets gibt es eine Fülle neuer Möglichkeiten. Auch politisch sind die denkbaren Formen unserer Freiheit nie erschöpft. Und wie man weiß“, ihm scheint, dass er nun wirklich lächelt, „habe ich diese Maxime hochgehalten, sehr zum Schaden meines Rufs als Wissenschaftler. Die großen Akademien meiner Zeit haben mich nie aufgenommen, Preußen einmal ausgenommen. Doch man kann ganz gut damit leben.“

An seinem Schreibtisch, tief nach vorn gebeugt, irgendwie im Übergang zum Schlaf, fühlt Harald sich nun angesprochen. „Zuviel der Ehre“, möchte er erwidern, „deine Kritik trifft sicher zu, aber du bist der Leuchtturm. Ich hinke dir nur hinterher, philosophisch-wissenschaftlich. Wir wollten anknüpfen an einen ganz bestimmten Strang des aufklärerischen, wilden Denkens deiner Zeit. Andere sahen den damals philosophisch schon höchst kritisch, ohne deshalb den Irrtümern unserer Zeit zu erliegen. Gut, wissenschaftlich haben sie ihn vielleicht unterschätzt, den guten alten Marx. Die Schriften einiger von ihnen stehen dort in dem Regal dicht neben deinen. Viel zu lange habe ich gebraucht, das richtig zu verstehen. Nun bin ich alt, bin zu erschöpft, noch einmal von Neuem anzusetzen. Was mir so bleibt im Angesicht wachsender Krisendrohungen und Krisen meiner Zeit ist Melancholie, so scheint es. Ein Blick zurück, auf meine Lebensspanne wie auch auf die Geschichte der Generationen vor mir. Deren Handeln hat das von uns heutigen bedingt. Von Irrtümern war es kaum weniger geprägt als meines. Mithin bleibt, was etwa die beiden geschrieben haben, deren Werke dicht neben deinen stehen.

Bei der einen lese ich, dass unsere Welt immer ein Produkt der Menschen ist, eben das menschliche Kunstwerk. von uns Sterblichen zu unserer potenziellen Unsterblichkeit erbaut. Es sei stets bedroht: von der Sterblichkeit derer, die zuletzt daran gebaut haben, und von der Gebürtlichkeit derjenigen, die neu kommen, die Arbeit an ihm fortzusetzen und in ihm zu leben. Aber unsere Welt bedarf dieser Anfangenden. Sie muss immer wieder neu begonnen werden. Und bei dem anderen finde ich dazu den Satz, dass die Jugend immer am gleichen Ufer steht. Das klingt poetischer, doch hilft es weiter?“

So will er gerade weiter denken. Da schreckt er an seinem Schreibtisch auf. Sein rechter Arm ist von dessen Kante abgerutscht. Er braucht einen Augenblick, sich zu besinnen, blickt auf die Regalwand. Dort ist niemand, der mit ihm gesprochen hat. Nur Bücher stehen dort. Auch die der beiden, Hannah Arendt und Albert Camus, deren Worte ihm zuletzt im Halbschlaf gegenwärtig wurden. Ebenso die mancher anderer, vor allem vieler Literaten, die ihm zunehmend wichtig sind. Er wirft noch einen Blick darauf, achtet nicht auf das noch halb gefüllte Rotweinglas, löscht die Schreibtischlampe. Seine Notizen hat er an diesem Abend nicht mehr festgehalten, Vielleicht rafft er sich morgen dazu auf. Seine Gedanken sind zu anderem abgeschweift.

Melancholie ist das Stichwort, denkt er als er endlich im Bett liegt und dem Fluss seiner Gedanken noch immer nicht ein Ende setzen kann – oder das Verstummen nach dem Scheitern. Friedrich Hölderlin und Heinrich Heine, deren Werke in der nächsten

Bücherreihe stehen. Der eine mit dem Blick aus Württembergischer Provinz auf die großen Umbrüche seiner Zeit. Denkend und dichtend wollte er eine Württembergische Revolution nach dem Vorbild der Französischen mitgestalten, wie er meinte, als Literat mit ganz besonderem Gewicht. Da hat er sich getäuscht und das wohl auch zuletzt erkannt. Ausgegangen ist er dabei von einer Idee des Menschen, die religiös, idealistisch blieb – und die hat weiter fortgewirkt. Er ist verstummt als er gesehen hat, dass seine großen Hoffnungen getrogen hatten. Oder Heinrich Heine, der als Dichter dreißig Jahre später, ebenfalls auf Hegels Philosophie gestützt, für die Freiheit kämpfen wollte, dafür die Trommel schlug, dann 1848 aber doch eher zweifelnd das neu-erliche Scheitern der Revolte abgesehen hat.

Weshalb denkt er jetzt darüber nach? Er ist müde, er möchte schlafen, doch der Fluss seiner Gedanken droht soeben wieder Fahrt aufzunehmen. Er wälzt sich auf die andere Seite, konzentriert sich ganz auf seine Atmung, müht sich innerlich abzuschalten. Döst er endlich ein? Nein, nun meint er gar, den Turm zu sehen, oder die schwimmenden Hölderlintürme, möwenumschwirrt. Ihm scheint fast, dass er dessen Stimme Pallaksch, Pallaksch rufen hört. Der will mit keinem Sprechen, wird weiter dort sitzen in seinem Turm. Seine glühende Hoffnung, „dass die ganze Gestalt der Dinge sich wandelt“ ist dahin. Er ist verstummt. Spräche einer „von dieser/Zeit, er/dürfte/nur lallen und lallen,/immer-,immer-/zuzu.“ So hat das ein anderer großer Lyriker deutscher Sprache über ihn geschrieben – und ist dann selbst verstummt.

Der Strom der Gedanken droht erneut in Gang zu kommen. Auch spätere sind wichtig, geht es ihm, durch den Kopf. Wolfgang Koeppen oder Christa Wolf: Der eine ein stets scharfer Beobachter seiner Zeit, in der ihm nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts die Ideen der Aufklärung nur noch wie ein hell flackerndes Irrlicht erschienen sind. Das intellektuelle Engagement, praktische Stellungnahmen lagen ihm als Dichter fern. Die andere hingegen war nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts der Hoffnung auf den großen Neuaufbruch im kleineren Teil Deutschlands praktisch eng verbunden. Warum kommen sie alle ihm an diesem späten Abend in den Sinn. Diese vier, oder auch Camus. Schriftsteller, alle philosophisch fundiert, aber mit unterschiedlichen Zugängen zur Politik, oder auch nur zum intellektuellen Engagement. Sich nun, rechtschaffen müde und wirklich schlafbedürftig gedanklich ernstlich auf sie einzulassen, auch nur ein wenig nachsinnend, müsste neue Gedankenströme auslösen, die jetzt doch zu nichts führen werden. Nur des Todes kleinen Bruder Schlaf könnte sie jetzt daran hindern, diesen Tag hinter sich zu lassen. Und er will endlich schlafen. Nach einer Weile steht er unruhig wieder auf, holt sich ein Glas Cognac und ein Stück Käse. Manchmal hilft das, besser einzuschlafen, heute eher nicht. Es dauert bis er endlich Ruhe findet. Es wird ein unruhiger Schlaf.

### III.

Der endet damit, dass er das Trommeln des Regens auf dem Fenster hört. Unvermittelt sind ihm die Gedichtzeilen Heines gegenwärtig: „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht, / Und küsse die Marketenderin! / Das ist die ganze Wissenschaft, / Das

ist der Bücher tiefster Sinn.“ Es hat die Nacht über in ihm weiter gearbeitet, schießt es ihm durch den Kopf. Dann aber versucht er, wenigstens noch für kurze Zeit zu dösen. Doch der Strom seiner Gedanken fließt. Heinrich Heine, der Hegelschüler, von dem später Friedrich Nietzsche sagt, den höchsten Begriff vom Lyriker habe er ihm gegeben, steht ihm vor Augen. Zwischen Schlaf, Traum und Aufwachen meint er ihn fast zu hören – oder sich selbst beim wieder einmal nahezu druckreifen Formulieren: „Ja ich bin von der Folgerichtigkeit der Aufklärung überzeugt gewesen, von Kant bis zu Hegel. Und ich habe mir die Revolution in meinem Heimatland erhofft - wenn auch verspätet, sozusagen nachgeliefert. Eben wegen der größeren Radikalität des Denkens in Deutschland schien das folgerichtig – aber auch bedrohlich.“ Und dann wieder das Gedicht, nun die letzte Strophe: „Das ist die Hegelsche Philosophie, / Das ist der Bücher tiefster Sinn! / Ich hab sie begriffen, weil ich gescheit, / Und weil ich ein guter Tambour bin.“

„Schon wahr“, meint er nun eine leise Stimme aus dem Turm, zu hören, oder denkt er das bei sich, „aber stammen aus deiner Feder nicht auch die Worte ‚O Freiheit! Du bist ein böser Traum!‘ Ein Traum, der den Menschen unglücklich macht, weil er ihm eine Utopie als Ziel vorgaukelt“. Und bist Du nicht vor Deinem großen Deutschlandbuch zurückgeschreckt und hast es bei deinem Wintermärchen belassen? Hast Du nicht geschrieben: „Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die Französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte?“ Hast Du nicht darauf verzichtet, deine scharfe Gegenwartsanalyse über sich hinauszutreiben? Hat sich nicht dein Blick getrübt, der „des Selbstdeuters und Geschichtsbeobachters in Furcht und Ekel, Geruch der Niedrigen und Dunstschwaden einer neuen Gläubigkeit?“ Doch nein, das wäre eine andere Stimme, die eines Literaturwissenschaftlers, der einmal Haralds Lehrer war.

Komische Weise, so aufzuwachen, denkt er bei sich – nach zu kurzer Nacht und nicht allzu erholsamem Schlaf. Noch weiter dösen will er auch nicht mehr. Seine Schriftsteller, die er in den letzten Jahren oft von neuem und sehr intensiv gelesen hat, helfen ihm so doch auch nicht weiter. Heute stehen erst einmal die Protokollnotizen zu der Tagung gestern an. Für einige Tage will er danach ausspannen. Hätte er eigentlich nötig, denkt er. Rauskommen aus dieser inneren Unruhe. Er rafft sich auf. Nachdem er geduscht hat, ist er endlich wirklich wach, zunächst einmal aber beschäftigt mit Routinen, den allmorgendlichen. Die laufen von selbst ab. Schließlich sitzt er an seinem Esstisch in der Küche, vor sich einen Becher mit Kaffee und eine kleine Schale mit Müsli: Haferflocken, Rosinen, einem klein geschnittenen Apfel, Milch.

Während er isst, blättert er in der Zeitung. Im Politikteil überfliegt er die Schlagzeilen nur. Er kennt das Elend der Welt, er erwartet kaum, dass sich da etwas aufhellen wird. Was er da sieht, lässt das auch nicht erwarten. Es gibt, wie immer, Berichte über Versuche, es einzugrenzen, dieses Elend, es also zu verwalten, Kriege einzufrieren, den anwachsenden Rechtspopulismus einzudämmen. Immerhin ein Kommentator ist bemüht, Hoffnungsschimmer am Horizont zu entdecken, will ein klein

wenig Zuversicht verbreiten. Auf der Wissenschaftsseite bleibt er hängen. Es geht um alternative Energien, grünen Wasserstoff, Perspektiven für die deutsche Stahlindustrie – auch ein Thema gestern auf der Tagung -, um den wissenschaftlich-technischen Fortschritt, der mittelfristige Lösungen versprechen soll. Tatsächlich, so denkt er bei sich, sind das Aushilfen. Sie sollen den Betrieb am Laufen halten. An Speicherkapazitäten für Solar- und Windenergie muss erst noch gearbeitet werden – und leider werden die wohl teuer sein. Fusionsreaktoren als die große, aber noch sehr ferne Lösung, wenn überhaupt, werden in dem Artikel zu Recht nicht behandelt.

Er ist ja davon überzeugt, dass ein technisch-wissenschaftliche Fortschritt weiter gehen muss. Ohne ihn wird man Lösungen kaum finden. Aber das ist nicht der Königsweg. In blinder Gläubigkeit darf man ihn nicht beschreiten. Es braucht vor allem neue Wege gegen das Elend auf dem Feld der Politik unter den selbsterzeugten Zwängen angesichts des Selbstlaufs der Ökonomie. Königsweg gibt es nicht. Mehr Vernunft müsste Platz greifen – dort und vor allem auch in der Politik. Wieder ist er mit seinen Gedanken bei seinen Philosophen. Ein wenig aber auch bei der Literatur, bei Goethes ‚herrlich leuchtender Natur zum Beispiel‘. Der hat am Ende seines Lebens wohl gewusst, dass es einen ganz spezifischen wissenschaftlichen und technischen Fortschritt gab, dass er dem analytischen Vorgehen der Wissenschaften aber mit seinem viel vorsichtigeren Zugang zu seiner hell leuchtenden Natur erfolgreich nicht würde begegnen können. Bei einem Philosophen, Alfred Schmidt, konnte man das alles lesen. Der Goethe hat zugleich sehr klar gesehen, dass es mit diesem Fortschritt in Bezug auf Fragen von Weisheit und Glück höchst zweifelhaft gewesen ist. Die „Steigerung des geistigen Vermögens gehörte“ für ihn „einer hochgebildeten Zeit an“. Ob und wie die zu erreichen sei, war hingegen nie sein Thema. Nach zehn Ministerjahren im Großherzogtum Weimar Eisenach ging es ihm darum, sich als Künstler wiederzufinden. In seinen ‚Reflexionen und Maximen‘ ist dann später nachzulesen, dass die Welt für ihn wie „eine Glocke“ sei, „die „einen Riss hat“; eine die klappert und nicht klingt. Und er hat gefolgert, dass sie es nicht wert sei, etwas für sie zu tun, diese Welt, dass es vielmehr darum gehe, „für die vergangene und die künftige“ zu „arbeiten“, den „Verdienst jener anzuerkennen“ und zu versuchen „den Wert“ dieser „zu erhöhen“. „Nichts“ war für ihn „schrecklicher als eine tätige Unwissenheit“ und die beste Regierung „diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren.“ Nur wie kam man dahin?

Damit ist Harald wieder bei ihrer Tagung angelangt, bei dem für ihn zentralen Thema, der Herausforderung zu einer weitergehenden Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft. Gegen „private Regierungen“ wäre sie geboten, denen gegenüber die abhängig Beschäftigten noch immer allenfalls Rechte haben, wie sie einmal für konstitutionelle Monarchien kennzeichnend gewesen sind. Davon ist er überzeugt. Er beendet sein Frühstück, kocht sich noch einen weiteren Becher Kaffee und macht sich an die Arbeit. Seine Protokollnotizen hat er dann zum Mittag hin schon festgehalten. Am nächsten Tag wird er sie nochmals gegenlesen und dann an Wolfgang mailen, dann vielleicht ein paar Tage lang verreisen, eins der noch ungelesenen Bücher aus dem Stapel auf seinem Nachttisch einpacken, längere Spaziergänge unter-

nehmen, einen Museumsbesuch einbauen, oder auch zwei. Mal schauen, welchem Impuls er folgen wird.

Erst einmal bestellt er sich eine Pizza, ruht dann nachdem Essen ein wenig aus. Nach drei Stunden konzentrierter Arbeit ist eine Pause angebracht. Mittlerweile scheint die Sonne. Es ist noch ein warmer Frühlingstag geworden. Im Halbschatten sucht er sich auf der Terrasse einen Platz, entspannt sich wohlig auf der Liege, über sich die Zweige des Korkenzieherhasels, weiter oben ein Spinnennetz. Die Spinne kann er nicht entdecken. um sich herum ein, zwei Fliegen, auch mal eine Biene oder Hummel. Er döst ein wenig vor sich hin, vielleicht eine halbe Stunde lang. Dann kriechen erneut die Gedanken vom letzten Abend langsam an ihn heran. Ihnen folgend, hat es ja ganz offenkundig schon in der letzten Nacht weiter gearbeitet in seinem Kopf. Sie lassen ihn nicht los.

Er steht also auf, setzt sich erneut, einen frischen Kaffeebecher in der Hand, an seinen Schreibtisch. Ihm gegenüber wieder das Regal mit all den Büchern. Dort steht, was sie geschrieben haben, seine Dichter: Posthum müsste ich mit euch reden können, denkt er, euch Interviewen. Darin wäre ich ja wohl Experte. Posthume Gespräche, so wie Enzensberger sie mit Kurt von Hammerstein geführt hat, Preußischer General und Chef der deutschen Heeresleitung bis zu seinem Rückzug ins Private nach Hitlers Machtergreifung 1933 - und mit einigen von seinen Zeitgenossen. Aber weshalb? Die sind bei Euch ja überhaupt nicht nötig. Ihr seid ja Schriftsteller. Schreibend habt ihr Eure Welt bewältigt, nicht so handelnd wie dieser General, dem man nachspüren musste mit all den Mitteln, die einem Autor wie dem Enzensberger eben zur Verfügung standen, um zu verstehen, weshalb er dem, was er wohl drohend kommen sah, nicht energischer versucht hat zu widerstehen. So viele haben Kluges über euch geschrieben, sinnt er weiter. Man kann das alles lesen. Und wirklich viel von und über euch Geschriebenes hab ich doch auch parat. Sicher, in meinem Kopf ist das alles nicht sofort abrufbar, aber ich habe doch sehr vieles von euch exzerpiert und kommentiert. Das ist doch zur Hand. Nachdenklich blickt er auf das Regal, überlegt. Dann wirft er seinen Rechner wieder an, scrollt sich durch seinen digitalen Zettelkasten. Vielleicht, denkt er bei sich, komme ich ja so mir selber auf die Spur, finde heraus, was mich so intensiv beschäftigt, was ihr mir sagen könntet oder wollt? Also beginnt er mit seiner nächsten Arbeit. Bei Heinrich Heine knüpft er nochmals an, öffnet einige Ordner, überfliegt Zitate und eigene Notizen.

Die Freiheit habe er einen bösen Traum genannt, weil der „immer wieder Menschen in den Irrsinn hinein hetzt, das Vergebliche zu wagen; wegen des Vergeblichen sich um ihr Leben zu betrügen“ Er stößt auf diesen Satz aus Ludwig Marcuses Heine-Buch. Der kennt Friedrich Nietzsche gut und erkennt in dem Dichter einen frühen Vorläufer des großen, später verfälschten und verkannten Philosophen. Heines Helgoländer Briefe sind ihm der Beleg. „Die Menschheit (bewege) sich nach den Gesetzen von Ebbe und Flut“ ist dort zu lesen, und „Die Welt bleibt, nicht im starren Stillstand, aber im erfolglosesten Kreislauf“, dann aber wieder: „In Paris, lieben Freunde, hat der Hahn gekräht; das ist alles, was ich weiß“. Und am Ende des zweiten Buches

seiner Denkschrift über Ludwig Börne, wo er das geschrieben hat - zehn Jahre später also, keiner weiß ganz sicher ob er es damals genauso empfunden hat -, heißt es im Blick zurück. das Volk habe „geblutet und gelitten“ und den Sieg für die Bourgeoisie errungen während der Märzrevolution 1830. Doch der Dichter endet mit den Worten, dass es das nächste Mal „für sich selber“ kämpfen und den „wohlverdienten Lohn“ verlangen werde. Heines große Sorge in dieser Denkschrift aber ist eine andere gewesen, die dass sich „in dem Gemeinwesen unserer neuen Puritaner kein Platz“ finden werde „für Schönheit und Genie“.

Den „erfolglosesten Kreislauf“ wie Marcuse meint, zu deuten als Nietzsches „ewige Wiederkehr“ scheint Harald überspitzt. Dass aber der Dichter von „Tränen und Wünschen“ gelebt habe und nicht ein rauer Krieger werden wollte „unter dem Joch einer Kriegsparole“, dass „der Poet, kein Soldat“ sei, darin liegt wohl Wahrheit, denkt er dann bei sich. Dass deshalb aber „Künstler zu sein, eine anti-politische Existenzform“ sei, scheint ihm nicht folgerichtig. Der Hegelschüler Heine sah den Hegelschüler Marx zusammen mit Engels, denen er begegnete in Paris, immerhin als die Doktoren eben jener Revolution an, die er erwartet hat. Und Marx, als er Paris verlassen musste, hat geschrieben, dass er Heine „gerne mit einpacken“ würde und im Blick auf ihn erklärt: „Dichter seien sonderbare Käuze, die man ihre Wege wandeln lassen müsse“. Mit den „Maßstäben gewöhnlicher oder selbst ungewöhnlicher Menschen“ dürfe man sie nicht messen.

Heine blieb in Paris, „liebte immer die Wahrheit und verabscheute die Lüge“. So starb er, „ohne Vermögen und Würden“, hat der Schriftsteller Wolfgang Koeppen zu ihm geschrieben, knapp einhundert und zwanzig Jahre nach dessen Tod. Nach seinem eignen Bild des Schriftstellers hat er ihn gezeichnet – in einem seiner ‚Portraits der Meister‘. Ganz apodiktisch aber abzugrenzen und zu sagen, wie dies Marcuse später in Bezug auf Goethe tut, dessen Dichtungen brächten „nicht die Tat hervor“ - zugleich dann aber auch zu schreiben, die „Tat sei das Kind des Wortes“, aber Goethes „schöne Worte“ seien eben „kinderlos“, das verkennt, dass Worte wirken und immer wirken sollen – vor allem in der Politik, aber letztlich in der Dichtung auch.

Nachdenklich unterbricht er die Lektüre seiner eigenen Notizen. Worauf bist Du aus, denkt er bei sich. Geht's dir darum, beim Abschied von deiner Wissenschaft nun noch einmal genau zu prüfen, was du nunmehr eher literarisch schreibend, ernstlich anstreben kannst – mal abgesehen davon, dass du etwas tun willst, was dir Freude macht. Suchst Du nach Antworten, die andere für sich gefunden haben, andere, wirklich Große, mit denen du dich hoffentlich doch nicht vergleichen willst? Bist du dem Grunde nach schon wieder einmal auf dem Weg, an einem Arbeitsplan zu basteln, dem du in einer weiteren Etappe deines Lebens folgen willst, nachdem du siehst, dass sich das mit Deiner Wissenschaft für dich ziemlich erledigt hat? Kannst du dich nicht endlich dazu entschließen, allein in Ruhe zu beobachten, vielleicht für eine Weile einfach nichts zu tun, als einfach nur die Schönheit dieser Welt, die es doch auch gibt, ganz an dich heranzulassen?

Eine kurze Weile sinnt er so vor sich hin. Dann sucht er nach den nächsten Ordnern, überspringt einige, will näher an seine Gegenwart heran. Zu Christa Wolf findet er einige Notizen. Seit dem Cassandra-Roman und ihren Frankfurter Poetik-Vorlesungen hat er sie für sich entdeckt. Als Schriftstellerin ist sie politisch engagiert gewesen wie nur wenige, lange Jahre in dem damals aus ihrer Sicht besseren Teil Deutschlands, in dem der Sozialismus real niemals existiert hat. Kandidatin des ZK der SED war sie sogar für kurze Zeit. Ihr Cassandra-Roman allerdings entsteht, als dieser Lebensabschnitt schon längst hinter ihr liegt. Er ist ein Abgesang auf den Staat, in den sie lange Hoffnungen gesetzt hat. Über den großen Georg Büchner hat sie einige Zeit zuvor geschrieben, dass für den das Schreiben das Mittel gewesen sei, „sich mit der Zeit zu verschmelzen in dem Augenblick“ dichtester Konflikte und schmerzhaftester Annäherung. Für Büchner also nach dessen eigenem Scheitern als Revolutionär.

Nach der Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts hat sie sich dem Versprechen eines Neuaufbruchs verschrieben – und sich getäuscht. Literarisch zu schreiben, sagt sie in diesen frühen Jahren, könne „erst beginnen, wem die Realität nicht mehr selbstverständlich sei“, um aber wirklich zu schreiben, sagt sie Jahre später, müsse man „schon ein wenig crazy“ sein. Zuerst, als sie beginnt Literatur zu schreiben, sieht sie darin ein Spiel mit Möglichkeiten, spricht von zeitsparenden Experimenten, durchgespielt auf dem Papier, sieht zugleich darin den Weg, „der Wirklichkeit des Menschen am nächsten zu kommen“, gar beizutragen zur „Hervorbringung neuer Strukturen menschlicher Beziehungen in unserer Zeit“. Weit entfernt von der Emphase Hölderlins zu Beginn des demokratischen Projekts unserer Moderne, schreibt sie also dem, was sie unternimmt, mittelbar doch noch politische Bedeutung zu. Zugleich sieht sie für die so Schreibenden, die Chance, „intensiver in der Welt zu sein, als Steigerung und Konzentration von Denken, Sprechen, Handeln.“

In ihrem letzten Roman schließlich geht es um Grenzen. Es sind die Grenzen des sozialistischen Traums, die des eigenen Umgangs mit der Einsicht, dass es die einmal als möglich, ja fast sicher geglaubten Zukünfte so jedenfalls nicht geben wird, dass sie „gelitten haben“ könnte an einem „banalen Irrtum“. Darum dass allein die Sorge zähle, „dass die eigene Seele Schaden nehmen könne“, weil alles andere Unheil daraus sich ergebe, dass die Zukunft einer einmal vielleicht nicht mehr männlich geprägten Welt, vielmehr offen sei. So in Los Angeles, der „Stadt der Engel“, der Spur der Schmerzen nachgehend, sucht die Erzählerin mit ihrem Engel Angelina eine Schleife zu fliegen, zurück zum Anfang. Den Schmerz nicht fürchtend, geht es der Schriftstellerin darum, „eine vorläufige Arbeit zu einem vorläufigen Schluss zu bringen.“

Nun gut, an solchem gläubigen Marxismus hatte Harald sehr viel früher seine Zweifel. Die westlichen Marxisten und die Debatten darum, hatten das begünstigt. Aber mittels seiner Wissenschaft Impulse für die Politik zu geben, das ist sehr wohl sein Ziel gewesen – und da gab es, trotz aller Unterschiede, schon gewisse Parallelen zu der großen Schriftstellerin. Das Scheitern seiner verschiedenen Forschungsgruppen

bei all ihren Versuchen, das zu schaffen, das haben sie gestern auf ihrer Tagung allenfalls gestreift, Dem, was man vielleicht lernen könnte aus ihren Ansätzen die es dabei gegeben hat – immerhin partiell erfolgreich, aber mit Grenzen, an denen sie nicht weiter kamen -, sind sie gestern nicht nachgegangen. Solchen Gedanken gibt Harald nun ein wenig Raum. Er wechselt die Ordner, überprüft schon jetzt ein erstes Mal seine Protokollnotizen, ergänzt seine Bewertungen an ein, zwei Stellen. Dann scrollt er erneut zurück und weiter.

Bei älteren Exzerpten und Notizen zu Wolfgang Koeppen hält er inne. Der hat ihn schon sehr früh in seinem Leben fasziniert, und später immer wieder. Und der hat nie gemeint, dass er sich als Schriftsteller intellektuell engagieren sollte, also politisch aktiv Position beziehen in den Auseinandersetzungen seiner Zeit. Als unbestechlichen Beobachter hat er sich gesehen, gerade weil er keinesfalls Handelnder sein oder werden wollte, als Schriftsteller „kein Parteigänger“, sich „nicht mit den Siegern“ freuen. Vielmehr hat er sich als Beobachter allein gesehen, „oft in der traurigen Rolle der Cassandra unter den Trojanern“, so wörtlich in seiner Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises an ihn.

Kein Zufall, dass er in seinen „Portraits großer Meister“, Harald bleibt an seinem Ordner mit einigen Notizen dazu hängen, Franz Kafka so sehr schätzt. „Ein Denken, eine Angst, ein Herzschlag“ hat er seine Überlegungen zu ihm betitelt. Gut, für Kafka hat er, Harald, sich nie recht erwärmen können. Koeppens Nachkriegs-Roman-Trilogie jedoch, die hat ihn während seiner Studienzeit zutiefst beeindruckt. Darin begegneten ihm einsame, melancholische, oft wissende Gestalten. in einer Welt deren weiteren Fortgang, Goethes Bild von der Glocke mit dem Riss entsprechend, Koeppen nüchtern gezeichnet hat. Es waren eher Dystopien vom Atemholen auf einem verdamnten Schlachtfeld, die er damals schrieb. Sie haben sich nicht gut verkauft. Die westliche Kritik fragte, wo das Positive bleibe, die östliche vermisste die Einsicht, dass die gesellschaftlichen Widersprüche den historischen Prozess notwendig weitertrieben. Seinen Romanen fehle so die Perspektive, die die Not wenden werde, lautete ihr Vorwurf. Der so behauptete „Rückzug vom Realismus“ traf den Autor aber nicht, der selbst in hohem Maße realistisch war, wie wir heute sehen können. Auch seine spätere Erzählung „Jugend“, erschienen dreißig Jahre später, nachdem er als Romanautor lange verstummt gewesen ist, zeichnete sich für Harald durch solchen Realismus aus.

Diesem Schriftsteller ging es nie um nüchterne, noch um hehre Ziele, weder darum, die Welt zu verändern“, „für oder gegen etwas zu sein“, „Gerechtigkeit zu malen“. Alle diese Antworten seien möglich, wären aber falsch, hat er gesagt, in der Rede anlässlich seiner Preisverleihung. Der Schreibende stehe vielmehr als Beobachter des Lebens „mit seinen wechselnden Gefühlen, seinem ehrlichen Entsetzen, dem mannigfaltigen Mitleiden, dem hilflosen Zorn, der bösen Verzweiflung, an einem archimedischen Punkt außerhalb des Sozialgefüges.“ Er sei verführt die Welt aus den Angeln zu heben, sich jedoch der Aussichtslosigkeit dieses Begehrens sehr bewusst. Harald hält inne. Gewiss, das alles hat er seinerzeit gefunden bei diesem Autor. Es hat ihn

tief beeindruckt, wie er so seine Sicht der Welt gestaltet hat. Dennoch hat er diese Haltung niemals so einfach teilen mögen. Als Intellektueller eingreifend zu handeln, das ist stets sein Ziel geblieben. Schriftsteller, die das versuchten, waren ihm deshalb näher, auch wenn sie ihn nicht so beeindruckt haben. Unaufgelöster Widerspruch. Er kommt ins Grübeln, geht dann zum nächsten Ordner über.

Er stößt auf eine andere Notiz, ein anderes Zitat. Es geht um Koeppens Zeitgenossen Alfred Andersch. Von den Verführungen und Wandlungen des Kommunismus habe der gewusst. Die Konzentrationslager, die Strafkompagnie, die Militärgefangenschaft, die Hölle, die der Mensch anderen Menschen bereite, habe er gekannt. Koeppen sieht „Gemeinsamkeiten in ihren Lebensläufen“, aber auch große Unterschiede. Andersch habe ernst genommen, womit er selbst versucht habe zu spielen: Hinneigung zu linken Gruppen, die er mied, selbst den linken, seien bei ihm zu finden. „Ich blieb allein und träumte den Traum der Anarchie“, schreibt Koeppen in einer Rezension zu Anderschs Roman „Winterspelt“ – Ardennen-Offensive, Winter 1944. Die Erzählung spiele die Möglichkeit durch, das Morden zu beenden. Andersch schreibe über einen, „der nicht mehr für den Menschen kämpfen möchte“. Doch treffe er dann hellstichtig den bösen Kern der Sache“. Und zuletzt finden sich Sätze wie diese: „Kassandra, wann wurde sie verstanden?“ und „Das Vergangene ist nie tot, es ist nicht einmal vergangen.“

Harald grübelt, fühlt sich heute hin und her gerissen, unterbricht seine Lektüre, holt sich, es wird langsam spät, ein Glas Wein, fügt dann seinen hier recht alten Notizen einige neu hinzu, holt sich ein, zwei Bücher aus dem Regal, blättert darin, sucht vertraute Stellen, stößt auf Passagen, an denen der Schriftsteller über das Schreiben und sein erfolgreiches Scheitern dabei reflektiert: Zu William Faulkner schreibt Koeppen, der habe gewusst, als er betrunken kam zu seiner Nobelpreisverleihung, „dass er nicht zu ehren, ihm nicht zu danken war. Er hatte die Anstrengung des Schreibens auf sich genommen. Er wusste nicht warum.“ Dann stößt er auf Koeppens Bewunderung für Ernest Hemingway „Er ist ein wahrer Meister, ein großer Schriftsteller“, liest er, aber „nichts von seinem Werk“ werde bleiben. Dicht bei Camus „ganz großen Possenspiel“ ist dieser Gedanke, denkt er bei sich – und stößt dann auf eine Passage, in der sein geliebter Autor Hemingways Erfolg nachsinnt: Der Stierkampf sei, so Hemingway „das letzte, das vollkommene, das klassische Drama“. Ihm, gebe er seine kluge und düstere Exegese. „Es kommt der Tod, es kommt das Nichts, und man entgeht ihm selbst dann nicht, wenn man die Arena meidet.“. In ihr aber begegne man der „bedeutsamsten Erscheinung unseres Jahrhunderts – der Angst“. Die Beschreibung aber von deren wahrem Gesicht, die hätte Heminway sein Publikum gekostet, vielleicht aber hätte sie „dazu beigetragen, den gewaltigen Tod zu besiegen.“

Harald endet schließlich bei seiner Notiz zu einer Rezension von Walter Jens, geschrieben zum Erscheinen von Koeppens „Gesammelten Schriften in sechs Bänden“ im Jahr 1986. Für ihn ist der Schriftsteller der „Herr Kassandra“. Der ist einer, der zuletzt doch darauf vertraut, dass er auch als Beobachter doch nicht ganz folgenlos schreibt - als allein sinnend Handelnder, nicht nur Künstler ist, sondern als einer, der

am Ende für die soziale Wirklichkeit, außerhalb von deren Kraftfeld, an einem abarischen Punkt sozusagen, seine Beobachterposition zu finden sucht. Jens meint, ergreifend sei es, zu es sehen wie Koeppen Mal für Mal der großen Misere des Hier und Heute die Vorstellung eines allgemeinen Aufbruchs ins Offene und Grenzenlose gegenüberstelle: „Die Welt war weit...Überall auf den Feldern und in der Weite leuchtete der Schnee auf.“

Er, Harald selbst, hat damals kommentiert, es habe eben seinen Preis, wenn die große gesellschaftliche Resonanz ausbleibe. Koeppen als Schriftsteller könne Kunstwerke produzieren, die mehr und Anderes, Neues zum Verständnis unserer sozialen Wirklichkeit beitragen als viele wissenschaftliche Analysen, viel facettenreicher. Aber es möge dann Augenblicke geben, in denen er nicht nur die „Last des Schreibens“ verspüre, sondern sich auch in seiner Kunst tätig zu verwirklichen meine, angelehnt an Denis Diderot, der Gedanke zu sein, den er niederschreibe, dem er Leben einhauche in den schönsten Augenblicken seiner Existenz. Wenn er auf seinem „Phantasieross“ reite, könne er sich im Kunstwerk vielleicht auch mit der Wirklichkeit versöhnen - auch wenn er sie zugleich so unerbittlich sichtbar mache, die Risse und Abgründigkeiten, die ihr eigen sind. Das ist dann die Kunst als „das mögliche Ende der Schrecken“ oder auch nur, in den Worten von Rainer Maria Rilke, als das „Atemholen vor deren Anfang“.

#### IV.

Harald hat seinen PC schließlich abgeschaltet, sich noch ein zweites Glas Wein geholt, sich damit in seinen Fernsehsessel gesetzt, die Glotze aber aus gelassen. Ein wenig klassische Musik hat er noch gehört. Langsam ermüdend, hat er noch versucht, die Gedanken klarer zu ordnen, die ihn zuletzt umgetrieben haben. Dann wieder hat er sich ganz auf die Musik eingelassen, versucht sich zu entspannen. Er brauchte dieses Mal eine länger durchschlafene Nacht. Schließlich ist er zu Bett gegangen.

Als es hell wird, merkt er, es war besser mit dem Schlaf. Wirklich erfrischt fühlt er sich jedoch nicht. Er will noch ein wenig dösen. Dann bemerkt er, zwischen Nacht, Traum und Tag tauchen neue Gedankenbilder vor ihm auf. Wieder hat es nachts weiter gearbeitet in mir, denkt er ganz kurz bei sich, schließt dann die Augen. Vielleicht steigen und strömen diese Bilder und Gedanken noch einmal auf, dass er vielleicht erkennen kann, wie sie sich neu geordnet haben in seinem Kopf. Diderot und Camus, die beiden Dichter-Philosophen, deren Denken in ihren Schriften in seinem Arbeitszimmer ruht – nein immer noch lebendig ist, ihn umtreibt, wie die Arbeiten manch anderer auch - sieht er vor sich. Und Im Hintergrund erscheint noch eine weitere Gestalt. Es scheint sie alle drei haben gelauscht, den Gedankengängen zwischen ihm und seinen Literaten oder auch denen unter diesen gestern Abend. Über zwei Jahrhunderte hinweg, so scheint es ihm, werfen sie sich Blicke zu. Und sie wechseln Worte:

„Es ist wahr“, sagt der frühere der beiden Denker; oder er selbst legt ihm die Worte in den Mund, wie so oft fast druckreif formuliert, „alles ist stets in Bewegung, unser Denken und unsere Welt, mit der wir uns so auseinandersetzen und deren Teil wir sind. Wir bemühen uns, das beides zu verstehen. Unsere Vernunft bietet dazu große Möglichkeiten. Doch unsere Passion ist dabei nicht nur mit im Spiel. Sie treibt uns an. Man könnte daraus schließen, dass wir letztlich nichts vermögen angesichts der Naturgewalt, der wir unterworfen sind. Manche große Denker haben diesen Schluss gezogen. Aber man muss doch sagen, dass wir das Ganze unserer Welt nie voll erfassen können – und dass, was zwingend daraus folgt, für uns die Zukunft immer offen ist.“

„Und eben deshalb habe ich gesagt“, kommen ihm die Worte des Anderen in den Sinn, meint er sie fast zu hören, „dass wahre Großzügigkeit der Zukunft gegenüber darin besteht, in der Gegenwart alles zu geben. Immerhin eine etwas bessere Zukunft kann so möglich werden. Ja, es stimmt: es gibt diese beiden Wahrheiten als Möglichkeit: entweder den Umgang mit uns und unserer Natur, einen der, sagen wir, vernunftgemäßer ist, bei dem wir unsere Leidenschaften leben können, aber in besser zivilisierten Bahnen, oder aber das Scheitern aller Anstrengungen, die auf ein solches Ziel gerichtet sind. Die Revolte aber stützt sich auf die Wirklichkeit in ihrer Widersprüchlichkeit. Ihr Sinn ist es, im unausgesetzten Kampf zu ihrer menschlicheren Wahrheit zu gelangen. Dadurch beweist sie sich, Sie ist die Bewegung unseres Lebens selbst. Man kann sie nicht leugnen, ohne auf das Leben zu verzichten. Ihr Aufschrei lässt jedes Mal ein Wesen sich erheben. Sie ist somit Liebe und Fruchtbarkeit, oder sie ist nichts.“

Liebe und Fruchtbarkeit, oder nichts, so hast du das geschrieben, denkt Harald, ganz bei sich. Und die Liebe wäre wohl für dich, wärest du nicht allzu früh gestorben, ein großes Thema noch geworden. Doch die, die revoltieren, das sind bei dir die jungen Erdenbürger, die stets am gleichen Ufer stehen. Aber ist es so nicht folgerichtig, dass die Aufklärung nicht hinauskommen will über die Vorstädte der Metropolen, wo einige sie denken, neu zu denken suchen? Wobei unsere Vorstädte heute andere sind als die zu Deiner Zeit mein großer Diderot. Heute entsteht dort nicht, noch ganz neu, der vierte Stand, später Marxens Proletariat. Heute leben dort unsere Arbeitsbürger. Im Reihenhaus, zwei PKWs in der Garage, fest eingebunden im Getriebe ihres Alltags, schier atemlos, mit wenig Zeit zum Denken, sind sie darum bemüht, ihn zu sichern, den erreichten Wohlstand und auch ihre Kinder fit zu machen, ihn wenigstens zu erhalten. Sie sind verunsichert von einer Welt, die ihr Fortschrittsversprechen kaum mehr sichern zu können scheint. Vielmehr drohen Krisen. Sie sehen sie nahen. In zunehmend bedrohlich empfundener Lage werden sie anfällig für fragwürdige Lösungsangebote. Alles geht so am Ende allein darum, dass es weitergehen muss. Und ganz ähnlich ist genau das das auch die Maxime der Profis in der Politik – und macht sie fast hilflos gegen machtbesessene Scharlatane, die populistisch ihre Reden schwingen.

„Ja“, die dritte Gestalt tritt nun nach vorn. Es ist das Bild der Hannah Arendt, das er zu erkennen meint. Camus wendet sie sich zu. An dessen Worte knüpft sie an: „Das hast du so geschrieben. Dazu aber gilt es, immer wieder neu radikal zu denken, ohne jedes Geländer. Mithin entsteht auch die Gefahr, tief abzustürzen. Dagegen aber hilft allein, weiter zu denken – und zu verstehen, dass es im Prozess des Werdens nicht nur unserer Menschenwelt, sondern ebenso in der Geschichte der Natur, die uns unendlich lang erscheint, immer wieder das Unerwartete gewesen ist, dass ihren Fortgang möglich gemacht hat, stets zu Neuem hin. Schon zu meiner Zeit wussten wir über die Geschichte der Natur und davor die des Universums manches recht genau, was zu Beginn der Aufklärung“, sie blickt zu Diderot herüber, „allein philosophisch zu denken möglich war. Also ist, so habe ich geschrieben, trotz aller ernüchternden Erfahrungen aus zweihundert Jahren menschlicher Geschichte auch das Wunder unserer Freiheit möglich, denkbar und vielleicht doch herbeizuführen – im Raum der Politik und in einer Zukunft, welche eben offen ist.“

„Doch müssen wir den Fortgang unserer Gegenwart stets von der Zukunft her zu denken uns bemühen“, nimmt Diderot den Faden auf. „Es ist, wie ich geschrieben habe, vielleicht in meiner Wortwahl etwas irritierend: Dieser Zukunft habe ich mich oft erinnert bei all meinen Anstrengungen, ihr zuzuarbeiten. Meine Nachwelt wäre undankbar, so bin ich fortgefahren, wenn sie sich meiner nicht erinnern würde. Diese Nachwelt also ist das Paradies des Philosophen, dessen Denken dort beginnt, wo die Religion endet.“ Er schweigt kurz. Dann fügt er sehr nachdenklich hinzu: „Und diese Art von Paradies, wohl immer schon zerbrechlich und nie in sich ruhend, sondern stetig weiter in Bewegung und veränderlich, ist heute in größter Gefahr. Zu meiner Zeit haben wir begonnen, radikal genug zu denken, um dem zu begegnen. Aber der Fortschritt unserer Wissenschaft von der uns scheinbar äußeren Natur ist gewaltig – und er wird gefährlich. Denn die Menschen, die ihn vorantreiben, machen sich von sich selbst noch immer Bilder, die unaufgeklärt und wenig realistisch sind.“

„Es ist wahr“, wirft Arendt bitter ein, oder es ist eher seine, Haralds eigne Bitternis, „in ihrem Denken fortgeschritten von der Natur- zu einer Universalwissenschaft, träumen heute viele, sich den Weltraum außerhalb der Erde zu erschließen, ihn zu nutzen, vielleicht gar zu beherrschen. Dieses Denken aber ist uralte, zutiefst herrschaftlich, sieht sich selbst fast göttergleich. Tatsächlich aber sind die Menschen hier auf dieser Erde konfrontiert mit einem Prozess, den sie selbst losgelassen haben. Und der wird immer mehr zu einem, der ihre Lebenswelt zerstört. Sie schaffen es nicht, diese Welt politisch zu gestalten, so dass sie menschengemäß wird – dem Bild entsprechend, an dem zu arbeiten wir immerhin begonnen haben.“

„Nun gut, für jenes transzendente Denken. von dem Diderot eben gesprochen hat, und du ja auch, war ich stets unbegabt“, greift Camus nun wieder ein, oder denkt er, Harald, so bei sich, noch immer zwischen Traum und Tag. „Aber mir war stets bewusst, wie euch beiden auch, dass wir Menschen davon kaum lassen können – und dass vor solchem Glauben die Möglichkeiten aller unserer Wissenschaft an Grenzen stoßen. Jeder von uns hat das letztlich als gegeben hingenommen - und dann weiter

gedacht, unverdrossen. Dein Denken ohne Geländer wird so oft als schwierig, schmerzlich gar empfunden. Du zum Beispiel“, er blickt auf Diderot, „hast deiner Sophie ja geschrieben, dass du eure Ewigkeit wenigstens im Tanz eurer beider Moleküle miteinander vor Augen haben möchtest. Und wir alle schließlich, wenn wir immer wieder das freie Denken wagten, das welches ohne Geländer ist, wie du richtig sagst“, sein Blick richtet sich nun auf die andere, „bedurften dann doch auch des rettenden Geländers, das die Poesie allein uns bietet. Wir zwei“, sein Blick fällt nun erneut auf Diderot, „wir sind Dichter-Philosophen“ und auch du“, er wendet sich der anderen zu, „hast dich gemüht, deine Gedanken zu ‚verdichten‘. Die Lyrik deiner Sprache hast du gut gekannt, sehr geliebt und selbst ein wenig fortgeschrieben. Diese Form der Transzendenz unseres Lebens, hier, ganz irdisch, auf ein besseres Leben hin, ist uns allen dreien wichtig.

Das Absurde unserer Welt in ihrem Glanz und in ihrer Endlichkeit war uns bewusst. Doch zugleich haben wir es noch gesteigert“, wieder blickt er auf Diderot, „indem wir literarisch unsere Welten auf eigene Rechnung uns geschaffen haben - träumend über unsere eigene Endlichkeit hinaus, fast bei Seite schiebend, dass die so gemalten Bilder ebenfalls verschwinden werden. Doch es gilt auch, was ich später als Schriftsteller zur Kunst geschrieben habe, vielleicht etwas emphatisch. Ich will es noch einmal unterstreichen: Die Welt ist göttlich, weil sie keinen Grund noch Zweck hat. Deshalb aber ist allein die Kunst, aus der gleichen Zweckfreiheit heraus, fähig, sie zu erfassen.“

Diese letzten Worte packen Harald. Es wird hell, und er ist wach. Zwar klingt das im ersten Augenblick fast nach Kant: so als stellte man die Natur unter das Verstandesgesetz von uns Menschen, so als sei die Wahrheit etwas, was unsere Denkkraft selbsttätig und in Freiheit hervorbringen könnte. Oder es erinnert ihn an die Ästhetik Schillers; als ginge es darum, das Kunstschöne als Freiheit in der Erscheinung zu verstehen. Nein er sieht dies bescheidener - und doch anspruchsvoll genug. Und er meint, er sieht es wie Camus. Hier geht es um spezifische Erkenntnismöglichkeiten, die die Kunst eröffnet. Damit hat der große Denker, politisch engagierte Intellektuelle, vor allem aber Dichter, seinen Punkt getroffen – und die beiden anderen haben ihr Gespräch, oder seinen Traum davon, genau dahin gelenkt: Sie alle drei haben großartiges geleistet - als Denker, engagierte Intellektuelle, praktisch politisch Handelnde. Sie haben ihm - vielleicht etwas spät, doch das lag allein an ihm - in dieser Hinsicht manchen Weg gewiesen. Anders als die meisten seiner Schriftsteller, die er schätzt, fast liebt, hat er sich für die Wissenschaft entschieden und selbst politisch handeln wollen. Heute weiß er: politisch zu handeln, dafür ist er nicht gemacht. Die sinnenden Beobachter, die literarisch schreiben und gestalten, was sie sehen, sind ihm näher. Und doch, er bereut seine Entscheidung nicht, Jahrzehnte lang politiknah geforscht und sich engagiert zu haben – und auch nicht die vielen Lebensjahre, die von seiner Entscheidung geprägte worden sind.

Anders als Hölderlins Hyperion hat die Wissenschaft ihn nicht ausgeworfen aus dem Garten der Natur. Er ist ihr nicht in einen tiefen Schacht gefolgt. Sie hat ihm nichts

verdorben. Vielmehr hat er gerade über sie ein klareres Bild seiner Welt gewonnen, Handhaben um zu versuchen, sich einzumischen in den Lauf der Dinge. Gut, nur in sehr engen Grenzen mag ihm das gelungen sein, wenn überhaupt. Doch erst im Ergebnis dessen sieht er sich heute in der Lage, sein Bild der Welt, eines das leidlich gut fundiert ist, wenngleich noch immer, unausweichlich selektiv, auch literarisch zu gestalten. Wie gut ihm das gelingt, dazu mögen andere sich äußern. Ob es aus künstlerischer Zweckfreiheit heraus ermöglicht wird, sie wirklich zu erfassen, diese Welt, das steht für ihn dahin, ist ihm nicht wirklich wichtig. Der Versuch dazu aber ist ihm die Mühe wert, nein mehr noch, er bereitet ihm viel Freude, vermag Sinn zu geben. Dies ist ein Feld, das ihm noch offen steht. Das andere, auf dem er sich versucht hat, liegt weitestgehend hinter ihm. Ihre Tagung hat ihm das noch einmal völlig klar gemacht.

Gewiss ist auch seine Wissenschaft irgendwie noch immer seins. Er beobachtet, was dort geschieht. Mag sein, dass er dies Feld als Handelnder auch nicht gänzlich räumen wird, wenn sich dazu Gelegenheiten finden. Seine Notizen zur Tagung hat er ja aufgeschrieben. Wolfgang mag sie nutzen, sofern er eine Dokumentation der Tagung plant. Er selbst wird solche Handlungsmöglichkeiten länger nicht systematisch suchen. Sie sind schwer zu nutzen, für ihn fast schon unzugänglich – und am Ende versprechen sie kaum anderes, als erfolgreich zu scheitern, einmal mehr. Alles hat seine Zeit. ‚Ihr‘ Institut hatte die seine. Wie er weitermachen wird, könnte er jetzt nicht sagen. Sicher ist aber eines: Es ist ein anderes, für ihn fast noch neues Feld, auf dem er sich versuchen will. Es wird immer wieder Tag, und dann sieht man sich seinem Berg gegenüber auf dessen Gipfel man den Fels zu rollen sucht.

## **Apokalypse now – oder *Prometheus in der Hölle***

Den unverstelltesten Blick auf die Wirklichkeit  
verschafft uns noch immer die Literatur  
das Kunstwerk entspricht immer menschlichem Maß  
es gestaltet das Bild vom Elend der Welt  
der der schreibt in seiner *traurigen Cassandra-Rolle*  
unter uns Trojanern und der der singt von seinem  
*blue eyed son* sie zeichnen ihr Bild vom Elend  
der Welt in der die Apokalypse schon immer wütet  
von ihren Rändern zu kommen droht nun auch zu  
uns in die Metropolen in die Zentren der Macht

Doch während wir heute statt selbst zu denken  
neuen Alphamännchen Vertrauen schenken  
so ermöglichen dass *tätige Unwissenheit* und  
*nichts ist schlimmer als* das hat Goethe gesagt  
aus faked news neu bedrohlich Fakten schafft  
wird der Sänger geehrt der sein Lied wohl kennt  
und neu zu singen beginnt bevor wir versinken  
in dem Meer unserer Trägheit und Blauäugigkeit  
die hindert nachzusinnen zusammen zu handeln

Was wir sehen sind Wolken die die Aussicht verfinstern  
doch es hilft nichts sich einfach weg zu ducken  
denn was da droht wird nicht einfach vorüber zieh'n  
eher droht neu jene Hölle bald auch uns allen  
die wir an den Rändern schon vielen bereiten  
es gilt hin zu schauen und ernüchtert zu streiten  
doch es scheint wir haben unsre Träume vergessen  
von denen so viele auf einem Friedhof ruh'n  
doch Sehnsucht brennt die unser Denken entflammt

1957 schreibt in seinem Essay *Prometheus in der Hölle* „wir sind 1939 vor den offenen Höllentoren aufmarschiert (...) nach und nach eingetreten (...) und sind nie mehr herausgekommen. Einige Jahre zuvor aber hat er in *Der Mensch in der Revolte* auch geschrieben.

*Doch die Hölle währt nur eine Zeitlang, das Leben beginnt eines Tages von Neuem. Die Geschichte hat vielleicht ein Ende; unsere Aufgabe ist jedoch nicht sie zu beendigen. Sondern sie nach dem Bilde dessen zu erschaffen, das wir fortan als wahr erkennen. Die Kunst lehrt uns zumindest, dass der Mensch sich nicht mit der Geschichte erschöpft und dass er auch in der Natur einen Lebensgrund findet.*

*Albert Camus*

*Man wird sich hüten müssen, von Gesellschaften als Geschichtskörpern zu sprechen. Sie sind sämtlich unfertig.(...) Im Bewusstsein der Menschen von ihrer Geschichte (werden) die Besonderheiten nicht respektiert. Es sind disharmonische Ganze. Man versteht nicht, wieso sie eigentlich nicht sämtlich als krank bezeichnet werden; vermutlich deshalb nicht, weil sie in großen Teilen eben anorganisch (...) sind, die darin verfassten Menschen ebenfalls als Dinge geordnet, als Menschen aber ungeordnet.*

*Oskar Negt, Alexander Kluge*

## **Dass es kein Ende nimmt**

### **I.**

Frühe Morgendämmerung, eigentlich ist es noch dunkel, Georg will noch nicht aufwachen. Er hat doch höchstens vier Stunden geschlafen – nach einer erstmals allein verbrachten Sylvesternacht. Er möchte noch ein wenig schweben zwischen Traum und Wirklichkeit. Alles fühlt sich gerade leicht an. Schon die ersten Schritte in das neu anbrechende Jahr sind herausfordernd, werden schwer genug werden. Und vielleicht ist er gerade hier verborgen, der Weg zu etwas mehr Erkenntnis zu besserer Orientierung bei dem, was er da wird bewältigen müssen, hier in dieser Zwischenwelt. Er will die oft so mühsamen Anstrengungen, zu tieferen Einsichten zu gelangen, jedenfalls jetzt genau hier fortsetzen. Vielleicht wird gerade das ihm weiterhelfen. Noch lieber aber würde er weiter in einen tiefen, erholsamen Schlaf fallen. Doch die Bilder zwischen Traum und Tag bleiben ganz gegenwärtig.

Diese Bilder vor seinem inneren Auge, merkwürdige Erinnerungen führen ihn an Orte seiner ganz frühen Kindheit, an Orte, die er nahezu gänzlich vergessen hatte. Völlig überraschend scheinen sie neu vor ihm auf. Alles ist irgendwie unreal und zugleich ungeheuer gegenwärtig. Er hat zu Träumen zurückgefunden aus ganz früher eigener Zeit. Die Bilder, die er da vor Augen hat, sind Bilder, die vielleicht siebzig Jahre zurückliegen. Es sind innere Bilder. Ganz tief müssen sie in ihm, dem ziemlich alt gewordenen Mann, vergraben gewesen sein. Bis gerade eben hat er nichts mehr von ihnen gewusst. In eins ist es alles merkwürdig, überraschend, fremd, abgründig und dann doch wieder vertraut. Es weckt zugleich Gefühle von Unheimlichkeit und Geborgenheit. Er möchte verweilen an diesem Ort. Alles um ihn herum ist hier unablässig in Bewegung – auch er selbst.

Als kleines Kind schwebte er so, abends vor dem Einschlafen, durch eine ungeheuer große Welt, eine die ihm unbegreiflich war. Warum nur hat er gerade an diesem Morgen solches Schweben so lebendig neu vor Augen? Es ist dunkel um ihn herum, oder um das Kind, das er einmal gewesen ist? In dem Gefährt, in dem es dahingeschwebt ist, und nun er in vager Erinnerung, ist es geborgen, fast so wie in einem Kinderbett. Sein Flug führt das Kind über ebene Flächen hinweg, in tiefe Abgründe hinab. Bodenlos könnte es noch tiefer hinabgehen - und dann wieder steile Wände oder Höhen hinauf. Tiefe Schluchten aber, oder steile Felsen kannte es nicht, das Kind. Wo es begonnen hatte aufzuwachsen, da gab es nur flaches Land. Die Abgründe, die sich damals, einschlafend und schon träumend vor ihm auftaten, waren

auch nicht mit Pflanzen bewachsen, die es kannte. Auch war alles menschenleer, unwirklich. Der kleine Häwermann allein im Wald, Katzenaugen illuminieren ihn, war etwas völlig anderes. War es vielleicht ein Schweben zwischen Himmel und Hölle? Von diesen nicht greifbaren Welten erzählte die Mutter manchmal. Ihre Worte lösten keine klare Vorstellung in ihm aus. Dass es den Weihnachtsmann nicht gab, diese Wahrheit hatte es ihr schon abgerungen, im Alter von fünf Jahren vielleicht. Dies waren ähnlich merkwürdige Geschichten. In seiner eigenen Traumwelt wusste es nie, was gleich vor ihm auftauchen würde, so wie man das auch in der Welt, in der wir leben, stets nie mit völliger Sicherheit wissen kann. Das freilich wurde ihm erst sehr viel später klar. Jetzt ist alles nur sehr fremd, unwirklich, ganz anders als das Haus und der Park, die tagsüber seine Welt sind. Es ist zugleich beunruhigend und herausfordernd, fremd, vielleicht aber doch erschließbar. Das Kind fliegt, und das auch nicht allein. Irgendwie ist alles um es herum ebenfalls in Bewegung, nichts ist klar zu erkennen. Vielleicht verändert auch alles beständig seine Gestalt.

Seiner Mutter wird das Kind morgen wieder erzählen von diesen Fliegedingern, die es sich nicht erklären kann. Sie wird es streicheln, ein wenig amüsiert vielleicht. Sie wüsste nicht, wie sie vertiefend nachfragen oder was sie ihm dazu sagen könnte. Sie ist zufrieden, dass ihr Kind nicht wirklich beunruhigt zu sein scheint. Es selbst kann in seinen Worten nicht beschreiben, wie diese merkwürdige Welt beschaffen sein mag, die sich da vor ihm auftut, abends, wenn es in den Schlaf hinübergleitet, nach einem jener Tage, die immer wieder Überraschendes und Neues bringen, die nie enden wollen, ihm oft zeitlos erschienen sind. Nie endend in einer Welt, in der es so viel zu entdecken gilt. Das Kind weiß nicht zu sagen, ob sie es bedrängen, diese Fliegedinger, ob sie einfach nur um es herum sind, ob sie auf ein Ziel zustreben, welches ihr und welches sein Ziel sein mag. Es ist eine ungeheure Welt, Vielleicht will er abends ja auch nur nicht einschlafen. Einzuschlafen, das hat etwas Unheimliches. Plötzlich nicht mehr in der Welt zu sein, auch ganz ohne zu träumen. Auch wenn es weiß, dass es morgens wieder aufwachen wird. Vielleicht will es diese Schwelle nicht gerne überschreiten.

Heute Morgen aber will er, der recht alt gewordene Mann, zu dem es geworden ist, noch nicht aufwachen. Er möchte weiter schlafen. Eine unglaubliche Überraschung und eine wachsende Neugier ziehen ihn fast magisch in seine so fernen, tief in ihm verborgenen Erinnerungen zurück. So viel liegt seitdem hinter ihm, manches Glück, viele gescheiterte Bemühungen und Neuanläufe, immer wieder große neue Herausforderungen. An den Tagen vor dem Jahreswechsel hat er oft darauf zurückgeblickt. Er wird sich ihnen erneut stellen müssen, wenn er jetzt aufwacht. Nicht nur ein neues Jahr, vielleicht, mit ein wenig Glück ein weiterer Lebensabschnitt liegt da vor ihm. Er schließt die Augen schwebt weiter, so wie damals als kleines Kind, schwebt zwischen Tag und Traum. Ihm dämmert, wie da alles gegenwärtig ist. In seinem Kopf, eine, seine Geschichte. Am gleichen Ort zur gleichen Zeit hat er alles in Bildern vor Augen, festgehalten zu jeweiligen Zeiten, zugleich aber bewegt, irgendwie verknüpft miteinander. Er lässt sie vorbeiziehen, schläft wohl wirklich kurz noch einmal ein, findet sich bald darauf wieder in der nächsten Rem-Phase seines leichten morgendlichen Schlafs.

Nun ist das Kind in seinem Park. Es hat seine kleinen Hütten hinten zwischen Bäumen und Büschen fertig gebaut. Es hat von hier aus einen freien Blick auf das große Haus. Dort wohnt es. Dort arbeiten und leben zahlreiche Menschen einer Erwachsenenwelt. In ihr ist er der kleine Prinz. Sein Vater bestimmt hier fast uneingeschränkt. Er ist der Chef. Für das Kind ist er für gewöhnlich sehr weit weg. Doch kann es sich geborgen fühlen in dieser Erwachsenenwelt. Aber sie ist auch fremd. Der Park hingegen, der gehört ganz ihm, abgesehen vielleicht von dem großväterlichen Hausmeister und Gärtner, der ihn pflegt. Die verborgenden Plätze allerdings, und ihre Geheimnisse darin kennt auch der nicht wirklich. Doch das Kind ist gar nicht in seinem weiten, manchmal fast verwunschenen Park, der allen anderen Erwachsenen um ihn herum verschlossen ist, in dem es aber gelegentlich andere Kinder mitspielen lässt. Nein, es ist in seinem geheimen Versteck, auf seiner geheimnisvollen kleinen Insel. Das ist seine Welt. Das ist die Welt, die es um sich herum errichtet. Jungenträume sind es, die es hier lebt. Es könnte nicht sagen, wie sie in ihm geweckt worden sind. Von den Frauen im Haus, die es umsorgen, den Krankenschwestern, der Köchin, den Küchenmädchen, seiner Mutter. Seine Träume sind einfach da, und nach den Gründen dessen, was mit ihnen in ihm lebendig wird, fragt es nicht. Wer tut das schon? Die Fragen nach der Welt, die uns begegnet, dort draußen, sind ja schon zu zahlreich, um sie alle zu beantworten. Oft verstehen die Erwachsenen solche Fragen auch überhaupt nicht wirklich, weichen ihnen mit ihren flüchtigen Antworten aus, wollen sie womöglich überhaupt nicht verstehen, leben in einer anderen Welt. Deren Regeln sind augenscheinlich ziemlich fest gefügt. In sie wird es sich einordnen müssen. Für das Kind wird das erst später kommen.

Jetzt verbirgt es sich zwischen den Lianen. Aber es ist nicht Tarzan. Es ist mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Der Bogen hat es aus einem der Zweige der Haselnusssträucher gemacht, die am Fischteich wachsen, die Pfeile aus den Trieben der Fliederbüsche. Doppelreihig wachsen sie, direkt entlang der Mauer zu der Straße. Läuft man auf dem schmalen Pfad zwischen ihnen, ist man vor den Blicken aller verborgen. Fast meint er, der jetzt träumt in dieser Zwischenwelt, angesichts dieser flüchtigen Bilderfolge, den Duft des Flieders noch einmal einzuatmen, das leichte Rauschen der Blätter zu hören. Mindestens sind sie rauschbereit. Hinter der Hecke am Ende der Wiese sind Feinde verborgen. Das Kind kann sie mit seinen Pfeilen treffen, es wird sie besiegen können in seiner sonnenstrahlenbeschiedenen Welt. Aber auch die warmen Sommerabende, der Geruch des frisch gemähten Rasens, die verschiedenen Früchte vom Frühjahr an: Erd- und Stachelbeeren, Süßkirschen und Schattentmorellen, Pfirsiche, Äpfel, Birnen und Pflaumen und dann die Haselnüsse, all das taucht jetzt vor seinem inneren Auge auf, fast auch in der Nase. Nun prasselt das Kartoffelfeuer, Erinnerung aus den ersten Jahren, als es noch sehr klein gewesen ist. Größere können schon darüber hinwegspringen. Dann hat er die Mengen an Kartoffeln in dem großen Kartoffelkeller vor Augen, nicht aus Park und Garten, vielmehr herangefahren von einem Feld in der Nähe und zuerst gelagert an der Mauer vor dem großen Haus. Jetzt sieht er sich als kleines Kind auf einem der großen Stoppelfelder liegen, die Schnurrrolle seines ersten Drachen in der Hand. Mit ihm fliegen Träume zu den Wolken über ihm hinauf. Frühe Bilder von einer heilen Welt. Welchen

Halt und welchen Grund haben sie dem Kind gegeben - von einer Welt, einer Natur, in der alles seine Ordnung hatte, wohl eingerichtet schien?

Er ist immer sein Rückzugsort geblieben dieser Park, sein mit vielen Träumen verwobener Raum, auch noch in den Jahren seiner späteren Schulzeit. Die ist selten anregend, oft langweilig gewesen im Blick zurück. Vielleicht zwei oder drei Lehrer in all diesen Jahren konnten gelegentlich sein Interesse, gar einmal seine Neugier wecken. Man musste diese Zeit hinter sich bringen. Es ging nicht anders. Das wahre Leben würde schon noch kommen, danach. Das strahlende Licht, das ihm dieses Leben anzukündigen schien, hat er nun vor Augen. Es taucht den Süden seines Sehnsuchtslandes, später, in Farben, wie sie van Gogh nicht hat malen können. Gegen Ende seiner Schulzeit hat er es zu entdecken begonnen. Und sofort taucht das Gegenbild auf. Das Leben, dem er dann begegnet ist, dem er nun erstmals nicht mehr hat ausweichen können, hat ihn mit voller Wucht getroffen. In das trübe Licht eines düsteren Novembers ist es getaucht gewesen. Es ist die einschneidende Erfahrung der Anstößigkeit der Welt, in die er hineingeboren worden, auf die er nicht vorbereitet gewesen ist. Es sind der tumbe Drill, die Gedankenarmut, der er hier begegnet, allenthalben, die Unerträglichkeit einer direkten Machtunterworfenheit, die Fragwürdigkeit letztlich nicht legitimierter Herrschaft. Es ist eine trügerische Ruhe, die die Welt kennzeichnet, eine Welt die so schwer zu ertragen ist, die die Menschen aber hinnehmen, so wie ist. Das gedankenarme Spielen mit dem Krieg gehört zu ihr. Tief erschrocken ist er ihm begegnet.

Seine Gedanken werden klarer. Fast ist er nun wach. Die Anstößigkeit der Welt, wie er sie da erlebt hat, hat er klar vor Augen. Zutiefst krisenhaft hat er sie erlebt, diese Erfahrung. Zugleich wurde sie zu seiner großen Chance. Die hat er genutzt. Aus seinen Träumen heraus hat er sich in sie hinein gekämpft, zusammen mit anderen. Das forderte Kraft, ermöglichte aber auch neues Glück. Und wieder galt: was gleich neu auftauchen würde, war unklar. Gewiss, man konnte diese Welt studieren, jedenfalls in Teilen. Erfahrungen gaben überdies eine gewisse Sicherheit. Ziele ließen sich setzen. Mit Gewissheit jedoch zu wissen, was kommen würde, war unmöglich. Um einen herum war zu viel in Bewegung, veränderte alles immerfort seine Gestalt. Krisen blieben unausweichlich. Man konnte scheitern, vielleicht wieder neue Chancen nutzen. Zu Zeiten solcher Krisen oder Umbrüche, hat er neu Erfahrenes festgehalten, hat es aufgeschrieben, immer wieder, so handhabbar gemacht für sich. All das sind nun Gedankenblitze in Sekunden. Er will sie nicht vertiefen. Nein, er möchte weiter schlafen, will immer noch nicht aufstehen an diesem Morgen. Nicht einmal das strahlende Licht des ersten Traums vom Aufbruch in die Welt, eben noch ganz klar vor Augen, will er erneut hell leuchten lassen. Er wird jetzt noch nicht aufstehen, den alten Text nicht hervorsuchen, um ihn neu zu lesen. Ohnehin weiß er nur allzu gut, was er damals festgehalten hat, in seinem ersten Tagebuch:

*Ich kenne noch nicht die Überschrift für diese Geschichte. Ich weiß auch noch nicht wann und ob man sie überhaupt erzählen kann. War sie denn überhaupt wirklich? Das heißt, es war so wie in einem Traum. Aber ich frage, ob der wirklich war. Habe*

*ich nur geträumt? Ein Bild, das ich sehe. Das gar nicht wirklich ist, noch nicht, aber ich sehe es. Es wird sein. Oder es war schon, in der Gestalt, in der ich es geträumt habe. Das eben frage ich mich bei meiner Geschichte: wird sie noch geschehen, oder geschah sie schon?*

*Ein paar Tautropfen in den Heidebüschen, ein bisschen Zigarettenrauch, oder ein trüber Morgennebel. All das auf einem von diesen Lastwagen. Sie sind nicht grau. Das wäre ja nur nichtssagend. Nein, grün und schmutzig sind sie, wie die Erde rund herum. Sechzehn Mann, müde, lustlos, auch braun-grün und bald auch schmutzig, ich unter ihnen. So war es am letzten Montag, im Halbschlaf: Dahin schleichende Trostlosigkeit, Nebel, trübes Licht, aber doch schon durchschimmernde Helle. Die Augen geschlossen, um sie nicht mehr sehen zu müssen in ihrer Trostlosigkeit, ihrer Einförmigkeit, seit mehr als zehn Jahren schon wieder durchwühlt von Rädern und Ketten, von Stiefeln auch, zerfurcht und geschunden, so dass dieser Boden sich schon gar nicht mehr davon erholen kann. Aber der Morgennebel lichtet sich und allmählich brechen einige glitzernde Strahlen der Sonne hindurch auf die weite Fläche. Konturen lassen sich in dem Dunst erkennen. Oder schließe ich die Augen nur fester? Doch nun bricht es mit aller Kraft, Gewalt, herrlichen Wucht hervor. Farben fluten, tief dunkles Azurblau, dazwischen türkise Farbtöne, elfenbeinerne Marmorfarben und ein gelb, ein Gelb, wie es selbst van Gogh nicht hätte malen können. Und dann kleine rote Tupfen; vor den grünblau schimmernden Silhouetten tanzen und glühen sie wie Funken aus Feuer. Und sie wärmen von innen. Oder mein Körper wird durchglüht von ein wenig frühem, durchbrechenden Sonnenlicht. Zusammengekauert zwischen den Anderen entspannt er sich doch wohlig. Ich schwimme, im Mittelmeer vielleicht, blicke über die Bucht von Neapel oder auf Capri Farbenpracht. Ich wage kaum zu atmen, spüre wie das Traumbild um mich herum wirklich wird, sein Sein gewinnt, spüre wie die Wirklichkeit dieses nasskalten Januartages nie gewesen ist und nie sein wird. Mit jedem Atemzug entstehen neue Bilder, rasen jagend aneinander vorbei. Farben vermischen sich, leuchten neu auf, bleiben aber auch geordnet in ihrem Tanz. Dann kreischt plötzlich eine schräge Melodie, wie ein wütender Lärm, der dieses Spiel der Farben zerspringen lässt, quietschende Bremsen, ein Ruck, der LKW steht still. Ich öffne die Augen und sehe nichts als das diesige Grau dieses Januarmorgens, Lehm, Pfützen, schmutzige Füße, müde Schritte.*

*Doch den ganzen Tag über bleibe ich froh gestimmt. Die ganze Woche über schwimmt in diesem grau-blauen Dunst, der sich aufhellt Capri im Meer. Unerreichbar scheint die Insel, aber doch strahlend, einladend, und wenn ich die Augen schließe, bin ich doch wieder dort.*

*Wo liegt der Schluss? Ich denke die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Oder sie hat noch überhaupt nicht begonnen, will erst anfangen. Aber seit einer Woche fühle ich mich innerlich wieder frei, herausgekommen aus dem Morast grau-grüner uniformer Tage, losgelöst, ein klein wenig entschwebend. Das ist die Geschichte, oder ihr Anfang, die Vorstellung wieder auf dem Weg zu sich selbst zu sein, vielleicht ziemlich allein in diesem flirrenden Licht über dem Mittelmeer, vielleicht in Gefahr abzustürzen wie Ikarus, aber befreit aus dem Morast unter mir. Ich muss das Bild malen, ich male es, will es versuchen!*

## II.

Neu aufbrechen also, um ein Bild zu malen, von dem er damals allein wusste, dass seine Farben strahlen sollten. Er ist aufgebrochen, damals und später immer wieder, mit anderen zusammen. Auf den Gedanken wollten sie sie stellen, auf die Vorstellung einer besseren Welt, an der sie arbeiten würden. Ihre Gemeinsamkeiten schienen ihm sehr fest gefügt. aber es zeigte sich: jeder von ihnen lebte doch auch in seiner eigenen Welt. Das aber will er nicht vertiefen, nicht jetzt. Er will Ruhe haben heute Morgen. Er hat genug zurückgeblickt an den letzten Tagen des vergangenen Jahres. So intensiv, dass es nun weitergedacht hat in ihm, in dieser letzten kurzen Nacht, es ihn nun umtreibt zwischen Traum und Tag. Jetzt aber müsste er im nächsten Schritt nach vorne denken, mit wachen Sinnen. Das aber möchte er noch hinauszögern. Er kuschelt sich tiefer in sein Bett. Doch den Fluss seiner Gedanken kann er nicht abbremsen. Mag ja sein, dass es dort draußen langsam dämmt. Doch im leichten Morgennebel wird die Aussicht vage sein. Die Menschen werden weiter den gewohnten Wegen folgen. Ein neues Jahr, das alte Spiel. In dieser Neujahrsnacht ist seine Liebste, in so langen Jahren, früh zu Bett gegangen. Alleine hat er sich dann zugetrunken. Erst ein Glas Rotwein, dann, um Mitternacht, wenigstens noch ein Glas Sekt. Der Fernseher ist an gewesen. Die üblichen Feiern zu Sylvester, künstliche Fröhlichkeit. Er hat hinausgeblickt aus dem Fenster seines Arbeitszimmers. Draußen zur Stadt hin Böller und Raketen. Böse Geister werden so nicht vertrieben werden. Doch darum geht es ja auch nicht. Ablenkung von der Wirklichkeit, darauf zielt der künstlich produzierte Frohsinn. Einen nüchternen Blick auf das Jahr, das kommen wird, bot allerdings ein Jahresrückblick aus dem Kabarett vor zwei, drei Tagen. Äußerst bissig hieß es da: jedenfalls werde es besser ausfallen als das danach kommende, das Jahr, das darauf folgen werde. Man solle nicht so pessimistisch sein. Der letzte Rest an Optimismus also lautete in Wahrheit, man erwarte oder hoffe, dass es kein Ende nimmt mit uns.

Jedenfalls jetzt nicht mit diesen Bildern und Gedankenketten. Er rollt sich noch einmal auf die Seite. Es scheint, er schafft es tatsächlich. Für eine ganz kurze Weile, so meint er jedenfalls, schläft er nochmals ein. Aber Aufwachen und Aufstehen sind unausweichlich. Für kurze Augenblicke dämmt er noch einmal zwischen Traum und Tag. Bilder aber von all den späteren Aufbrüchen, in denen er immer wieder steckengeblieben, bestenfalls erfolgreich gescheitert ist, ziehen vor seinem inneren Auge auch jetzt nicht herauf. Die Träume dieses Morgens, die aus sehr frühen Jahren - immerhin, sie haben ihn getragen, bis hierher. Welche Träume heute andere tragen, dem nachzugehen erfordert es, hell wach zu sein. Dass die, die Jung sind, stets am gleichen Ufer stehen, ist ja richtig, so ganz allgemein. Doch dann geht es darum, wie es beschaffen ist, dieses immer gleiche und doch stets auch neue Ufer, wie man herüberkommt. Und letztlich, irgendwie steht ja auch er nun wieder dort. Vor ihm jedoch liegt nicht mehr jenes Meer, das lockt hinauszufahren ins Unbekannte einer weiten Zukunft, die offen ist. Ohnehin ist die für ihn nicht mehr, was sie einmal gewesen ist. Vor allem ist sie längst absehbar kurz, anders als für die Jungen. Aber es bleibt ein Meer, das offen liegt vor allen. Die bleierne Platte, welche der Schriftsteller

vor Augen hatte, den er sehr schätzt, also eine Grabplatte fast, ist es nicht. Die hätte er auch jetzt ganz sicher nicht vor Augen, wenn er sich vergegenwärtigte, wie er selbst am Ufer steht.

Nun ist er endlich wach. Es ist noch still im Haus. Er rafft sich auf. Als erstes gilt es, das festzuhalten, dieses Schweben zwischen Traum und Tag und die Gedanken, die sich geformt haben in der Nacht, in seinem Kopf, als es darin weiterdachte. Er geht hinauf, setzt sich an seinen Rechner. Stichworte wenigstens, die will er aneinander reihen. Er beginnt damit, bricht wieder ab, blickt aus dem Fenster. Die Welt dort draußen liegt tatsächlich unter leichten Nebelschleiern, dahinter all die wohl vertrauten Umriss. Sie sind erkennbar. Die Luft scheint feucht und kalt. Aber immerhin es herrscht nicht wieder Dauerregen wie in der letzten Woche. Sein Blick fällt auf den kleinen Platz vor ihren Häusern. Ein Spielplatz für die Kinder war dort vorgesehen, als sie hierher gezogen sind. Es gab ihn nie. Die kleine Brache dort, bis hin zur Mauer, die den noch ungenutzten Teil des Baugeländes, auf dem nun ihre Häuser standen, abgegrenzt hat gegen die Gewerbefläche, die dann folgte, war vielleicht der bessere Spielplatz für die Kinder hier. Kleine Erdhügel, dichte Brombeerbüsche, vor der Mauer ein paar Bäume. Sein Baumhaus hat Jonas später dort hinein gebaut. Die Zeit, in der Computerspiele und das Internet die Stunden fraßen, war noch nicht angebrochen. Verglichen aber mit dem großen Park aus seiner Kindheit war das dort unten später alles eher ziemlich kümmerlich. Oder doch nicht? Was wusste er denn von den Träumen, die die Kinder hier ausgesponnen haben vor vielleicht dreißig Jahren?

Er kehrt zurück zu seinen Bildern, bemüht sich weiter wenigstens in knappen Worten festzuhalten, was er darin zu erkennen meint. Dann klappt eine Tür. Anettes Morgenruß schallt zu ihm herauf. Er bricht ab, fährt den PC herunter. Mit den gewohnten Routinen, stets den gleichen, beginnt ihr Tag. Allerdings, heute wünschen sie sich wechselseitig zuerst ein frohes neues Jahr. Ist freilich auch Routine. Nachdem sie das Bad geräumt, er in der Zeit den Backofen für die Brötchen angeschaltet hat, duscht er, putzt sich die Zähne, rasiert sich, zieht sich an. Als er herunterkommt steht das Frühstück auf dem Tisch. Sie schmieren ihre Brötchen, trinken einen ersten Schluck Kaffee. Die Sylvesterausgabe einer ihrer beiden Tageszeitungen haben sie sich aufgehoben. Sie lesen also, besprechen nebenbei den Tagesablauf. Zu einem Neujahrsspaziergang lockt das Wetter nicht hinaus. Sie erinnert ihn daran, dass der kleine Jonas früher stets die Holzstäbe gesammelt habe, die von den Raketen übrig geblieben waren. Georg fragt, ob sie diese Nacht trotz all der Knallerei tatsächlich durchgeschlafen habe. Mindestens eine halbe Stunde habe die angedauert. Besonders laut zugegangen sei es hinter ihrem Haus, immerhin also nicht direkt vor dem Fenster ihres Schlafzimmers. Sie hat tatsächlich nichts gehört und, wie sie findet, nichts verpasst. Kurze Wortwechsel zu zwei, drei Zeitungsartikeln kommen zustande. Beim gleichzeitigen Weiterlesen hat ihre wechselseitige Aufmerksamkeit da Grenzen. Ohnehin wissen sie ja gut, was der oder die andere jeweils denkt. Schließlich räumt er den Tisch ab. Sie greift zu ihrem I-Pad, Mails zu lesen und zu beantworten, sich vielleicht ihrem Roman von Neuem zuzuwenden. Heute ist Feiertag. Die Börsenkurse

sind also kein Thema für die Ökonomin. Auch das bescheidene eigene Vermögen wird sie heute nicht verwalten.

Er kehrt zurück zu seinem Rechner, fährt ihn hoch, und wieder fällt sein Blick zuerst nach draußen, dann auf seine Stichpunktsammlung. Er geht sie nochmals durch, ergänzt sie hie und da. Oder er hält auch Fragen fest, die sich für ihn anschließen. Er denkt nach. Von alten Aufbruchsträumen führen seine Gedanken ihn in die Gegenwart. Die Zeiten werden finster, denkt er. Gewiss, man sollte meinen, dass die Menschen das erkennen müssten. Besser ausgebildet als zu jeder andren Zeit sind sie heute doch. Man gewinnt jedoch den Eindruck, dass sie, Schlafwandlern gleich und scheinbar unberührt von allem, was um sie herum geschieht, auf ausgelatschten Wegen weiterstolpern. Es scheint, für sie gilt vor allem, nicht abgehängt zu werden von dem, was allgemein als Fortschritt gilt. Zu Recht zu kommen, den erreichten Lebensstandard wenigstens zu halten, die Regale in den Supermärkten mit Waren gut gefüllt zu sehen, zu akzeptablen Preisen, das sind ihre Alltagsorgen. Woher die Waren kommen, wer zum Beispiel Kleidung oder Obst und Gemüse zu Billiglöhnen produziert, wie dazu, etwa in Südspanien, die Grundwasserreserven schon zur Neige gehen, weil der Klimawandel große Trockenzeiten mit sich bringt, davon haben sie vielleicht gehört in den Fernsehnachrichten, irgendwann einmal. Eine aufdringliche Gegenwart, die vorbeirauscht, sogleich wieder ausgeblendet wird. moralisches Engagement vom Fernsehsessel aus? Ein Ding der Unmöglichkeit. Hier fehlt die Bodenhaftung. Umso leichter aber fällt es dann, sich kurz zu empören, ohne viel nachzudenken. Folgenlos, oder am Ende dann doch nicht, nur eben ohne klare Urteilsbildung.

Kurz sinnt er dem weiter nach. Wie folgen sie den rasenden Veränderungen, die Menschen? Sie brauchen ja schon alle ihre Kraft, ihnen zu folgen, sind froh, wenn das Geld ausreicht für eine kurze Auszeit. Vielleicht an der ‚Costa fast gar nichts‘, wie die jüngste Werbung es verspricht. Dann liegen sie an weißen Stränden neben ungezählten vielen Anderen, die auch erschöpft sind, wie sie selbst. Sie braten in der Sonne. „Nur Hunde und Touristen tun das so“, sagt der Volksmund in Ägypten. Und abends dann, da suchen sie das Leben in endlich freier Zeit, lenken sich ab von dem, das sie in ihrem Alltag bald wieder fordern und erschöpfen wird. Auf dem Flug hierher, oder dem zurück, sehen sie über Almeria unter sich das Plastikmeer. Gewächshäuser unter weißen und hellblauen Plastikplanen. Ein Meer so groß wie Malta oder München, oder über 40.000 Fußballfelder. Vielleicht sind sie erschrocken. Schwerlich aber denken sie darüber lange nach, dass und wie hier der Preis gezahlt wird, dafür dass sie in den Supermarktregalen über das ganze Jahr hinweg frisches Gemüse finden werden. So, und auf viele andere Weisen sind sie fest eingebunden in den Lauf der Welt, sind ein Teil davon. Schon gar nicht machen sie sich zum Problem, dass die Landwirtschaftsindustrie, von der sie einen Ausschnitt gerade unter sich vorüberziehen sehen und die weiter wächst, nachhaltiger betrieben werden könnte. Weiter zu fragen, ob das auch ihre Lebensführung ändern müsste, liegt noch ferner. Vielleicht könnten ja die, die hier abhängig beschäftigt arbeiten, so wie auch die im Flieger, wenn sie ihr Alltag wieder hat, Vorstellungen entwickeln für Verbesserungen, wenn man sie denn ließe. Danach aber wird hier nicht gefragt. Danach fragte

man noch nie. Seine Überlegungen klangen gut, meinte der Sekretär des Fürsten von Metternich zu Robert Owens frühsozialistischen Genossenschaftsideen; doch das sei nicht das, was man wolle. Die Herrschaft ihrer alten Ordnung gelte es zu sichern. Heute ist die liberale Demokratie unsere Herrschaftsordnung. Und sogar in der Arbeitssphäre ist Herrschaft eingeschränkt, in engen Grenzen. Doch hier gilt noch immer: Die Menschen sollen sich einfügen in den Lauf der Dinge, eben funktionieren.

Nochmals überprüft er seine losen Arbeitspläne, die er sich vorgenommen hat für die nächste Zeit, vergewissert sich erneut letzter Notizen in seinem Tagebuch. In engen Grenzen, denn er ist zu lange schon heraus aus dem Geschäft, dem seiner Wissenschaft. Nicht mehr gut vernetzt, will er noch immer wissenschaftlich weitermachen, Lösungsansätzen weiter zuarbeiten. Also öffnet er den einen oder anderen Ordner mit den Texten, die er zu dieser oder jener Einzelfrage niedergeschrieben hat, in den letzten Jahren. Einige wenige sind sogar veröffentlicht. An einem bleibt er länger hängen, liest ein wenig und denkt wieder nach: Ja, die Herausforderungen ihrer Zeit, sie sind dramatisch, und sie haben ihn beschäftigt, immer wieder. In einer Welt, die so eng verflochten ist, nehmen soziale Spaltungen von Neuem zu. Wir erleben wieder Kriege, nun auch in Europa. Rechtspopulistische und rechtsradikale Bewegungen und Parteien gewinnen Zulauf, wo man gesetzt hätte auf stabile, demokratische Gesinnung. Demokratische Institutionen scheinen zunehmend geschwächt. In den Wissenschaften, auch in seiner, ist angesichts des Klimawandels die Rede vom möglichen Ende des Anthropozän. Kipppunkte drohen, sagen Klimaforscher. Krisenentwicklungen könnten dann unumkehrbar werden. Niemand kann sicher sagen, wie lange das Zeitfenster offen steht, solche Entwicklung zu verhindern, ihn umzukehren diesen Lauf der Welt. Gegen ihn Nachhaltigkeit, ökologisch und sozial politisch neu zu denken, in ihrem Zusammenhang, das war zuletzt sein Thema.

Er war Wissenschaftler. Was er sah, statt ernstlicher Fortschritte, war die fortschreitende Dynamik eines Verzehrungsprozesses, den Menschen losgelassen haben, schon vor langer Zeit. Erfolgversprechenden Lösungsschritten zuzuarbeiten, darum ist er bemüht gewesen. Der Text dazu, den er hier vor sich hat, ist gar nicht mal so übel. Geschrieben hat er ihn nach einer Tagung, an der er vor zwei, drei Jahren noch einmal teilgenommen hat. Der Tagungsband, für den er gedacht gewesen ist, wurde nie veröffentlicht. Neue soziale Bewegungen sind darin sein Thema. Es geht um Politik, um so etwas wie eine Verlebendigung des Gefüges alter Institutionen. In Zeiten wachsender Unsicherheit bedürfte es eines anderen Zusammenspiels zwischen dem ‚Oben‘ und dem ‚Unten‘ der Gesellschaft. So wären neue Orientierungen zu stärken, lautete sein Argument. Nicht nur Fachexperten und Eliten, auch das Laien-Expertenwissen Vieler seien gefordert. Eine Weiterentwicklung unserer repräsentativen Demokratie wäre anzugehen - sei es durch den Ausbau alter Institutionen, sei es durch die Schaffung neuer. Die Beharrungskraft des Alten und die Konfliktrichtigkeit der Durchsetzung von Neuansätzen waren mithin das Problem. Wie man seiner Lösung näher kommen könnte, durch eine Schulung und Entfaltung der Urteilskraft der Menschen, dem ist er ein wenig nachgegangen. Das war politisch, und die Frage

wurde öffentlich erörtert. Über die Möglichkeiten aktiverer Beteiligung der Wirtschaftsbürger am politischen Prozess wurde gestritten. Dazu hat er sich geäußert.

Was ich da geschrieben habe, war recht ordentlich, denkt er bei sich. Aber die Tagung damals blieb am Ende ziemlich ohne Resonanz. Geopolitische Konflikte, nun auch Kriege, überlagerten inzwischen alles. Urteilsfähigkeit auch noch zu diesen Fragen zu gewinnen, erfordert neue große Anstrengungen. Er will sich, auch deshalb, neu orientieren, andere Akzente setzen, grundlegend, noch einmal, vieles auch philosophisch überdenken. Sich nicht dumm machen zu lassen, dazu war es ja da, dieses freie Denken. Er muss zudem, da ist er sich ziemlich sicher, dem Umstand Rechnung tragen, dass er auf den zentralen Feldern seiner Wissenschaft den laufenden Debatten nur noch immer selektiver folgen mag und kann. Er ist eben nicht mehr im Geschäft. Nochmals überdenkt er, was er sich für die nahe Zukunft vorgenommen hat. Ja, er wird kürzer treten müssen. Er fährt den Rechner nicht herunter, blickt nun aber wieder nach draußen, über den Rand des Bildschirms weit hinaus. Er grübelt. Ein neuer Fortschrittsglaube hat den der alten Religion ersetzt. Und alle werden mitgerissen vom losgelassenen Lauf der Welt. Was sind heute die Fundamente all der Menschen, die mitten im Leben stehen, psychomental erkranken, Volkskrankheit Nummer eins, leiden am Elend dieser Welt? Und was ist mit den Kindern, hyperaktiv, medikamentös beruhigt, zu konzentriertem Spiel, oder zur Arbeit in der Schule oft gar nicht gut befähigt, einem Schulsystem anheim gegeben, das immer noch Sozialbarrieren kaum zu überwinden hilft? Welche Träume helfen heute, zu erkennen, vielleicht auch zu kämpfen in dieser Welt?

### III.

Ein Blick auf seine Uhr zeigt ihm, dass er nun schon fast drei Stunden hier gesessen hat. In seinem Schreibtischstuhl lehnt er sich zurück. Welche Perspektiven öffnen sich mit diesem neuen Jahr? Was kann und will er selbst noch weiter tun? Der unvergleichliche große Aufklärer und Denker, vor zweihundertundfünfzig Jahren, hat gemeint, nichts sei widersinniger als ein Greisenalter, das sich unaufhörlich zu schaffen mache. Der Lehnstuhl sei der rechte Platz im hohen Alter. Seele, Körper, Lehnstuhl bildeten so ein Ganzes, das harmonisch sei. Nach Jahrzehnten harter Arbeit in einer Welt voller Disharmonien mag er sie gehabt haben, eine solche Sehnsucht. Gerade einmal sechzig Jahre alt ist er gewesen, als er das schrieb. Elf Jahre rastlosen Schaffens hatte er noch immer vor sich, nach Jahrzehnten intensivster schöpferischer Arbeit. In seinem Lehnstuhl sitzend ist er dann gestorben. Heute hingen mochte man mit dessen dreiundsiebzig Jahren noch zu den jungen Alten zählen. Man will weiter in Bewegung bleiben. Eines mithin lässt sich lernen von dem Philosophen: Wir können nur lebendig bleiben, wenn wir uns weiter auseinandersetzen mit uns und unserer Welt, einer in die wir hineingeboren worden sind, von unseren Älteren an der Hand hineingeführt, vielleicht zu unbedacht. Sie ist so unsere Welt geworden und unsere Zeit – getrennt durch schwarze Vorhänge von den Generationen vor uns und denen die folgen werden. So schrieb ein anderer das, der Dichter Friedrich

Schiller in seinem ‚Geisterseher‘. Mag sein, den Vorhang hinter uns, den haben wir ein wenig durchscheinend gemacht. Da gibt es Wissenschaften, die Anthropologie und andere, die einiges erhellen konnten. Sonst aber bleibt dies Bild des Dichters treffend, immer noch.

Doch sie ist schön, und sie ist schrecklich diese, unsere Welt. Sie könnte so viel schöner sein. Es gilt, sich ihr weiter auszusetzen, sie auch zu genießen. Dazu aber muss man sie ergreifen. Mag sein, so denkt er bei sich, die Zeiten des Zusammenhandelns gehen für ihn ihrem Ende zu. Aber immer noch kann er, allein für sich, Herausforderung annehmen: weiter nachzudenken, schreibend Gedanken zu ordnen, vielleicht zu versuchen, sich doch ein wenig einzumischen, öffentlich, immer noch, ein wenig jedenfalls. Wenigstens aber müsste er versuchen, für sich und jene, die ihm nahestehen, erneut einige Schritte zur Verlebendigung der kleinen eigenen Welt zu schaffen. Trotz aller Erfahrungen des Scheiterns, im besten Fall vielleicht halbwegs erfolgreich, sieht er dazu keine andere Möglichkeit, auch wenn man niemals wissen kann, was aus dem eigenen Handeln folgen wird.

Wenigstens so nach-denkend, im kleinen eigenen Alltag dann vielleicht auch praktisch, die Welt auf den Gedanken, auf den Kopf zu stellen, darauf kommt es an. Und für die große Politik, für die er nie gemacht gewesen ist, ist eben das auch das Problem: Im Angesicht der Zwänge und der Herausforderungen, die weiter wachsen werden, sorgt sie sich allererst darum, dass es weitergeht. Dabei jedoch zugleich endlich eine andere Realpolitik zu finden, das wäre wichtig. So ein ‚von hier an anders‘ müsste es ermöglichen, alte Selbstverständlichkeiten aufzubrechen, Raum zu schaffen für eine Vorstellungskraft, eine Art Möglichkeitssinn, der diese Welt menschenmäßiger auf den Gedanken stellen will. Manche große Denker und Denkerinnen haben das seit Anbruch unserer Moderne sehr klar formuliert.

Alles laufe darauf hinaus, dass wir von den Sinnen zur Reflexion und von dort zurück zu den Sinnen kommen müssen, unaufhörlich in uns gehen und aus uns heraus. Das ist für den schier unvergleichlich große Aufklärer und Denker ähnlich wie die Arbeit einer Biene. Viele Wege mache man vergeblich, wenn man nicht zurückkehre in den mit Wachs gefüllten Bienenstock. Doch eine noch so große Menge Wachs habe man vergeblich angesammelt, wenn man nicht vermöge, Waben daraus zu bilden. Womöglich hat er, als er dieses Bild gewählt hat, ein klein wenig auch an den Arzt und Sozialtheoretiker Bernard Mandeville gedacht. Ganz anders als der jedoch, noch vor der Zeit der Aufklärung, hat er den Lauf der Welt nicht hingenommen oder gar gut geheißen. Vielmehr war er stets darauf aus, verändernd in ihn einzugreifen. Und mit welcher denkerischen Kraft gelang es ihm, die Menschen dazu anzuregen. Zuletzt, noch am Beginn von unserer Moderne, schrieb er angesichts enttäuschter Hoffnungen beharrlich weiter für die Nachgeborenen. Der Herausforderungen seiner Zeit, ihrer Risiken und Chancen war er sich sehr bewusst. Und er sah viel Zeit vor sich und denen, die nach ihm kommen würden und sich, wie er hoffte, seiner erinnern würden.

Doch das ist heute anders. Unsere Zeit wird knapp. Die Risiken, die drohen wachsen. Das aber gilt auch für die Chance, immer noch. Wir mögen tief ernüchtert sein, doch nüchtern, also ohne einen flachen Optimismus, waren sie alle, die großen Denker und Denkerinnen unserer Moderne. Den Lauf des Stroms zu beherrschen, das Leben als Schicksal in die Hand zu bekommen, das sei unsere wahre Sehnsucht. Sie mag, so wie einer dieser Denker sie diesem Bild zum Ausdruck bringt, Illusion bleiben müssen. Unser Vermögen, sie zu erkennen diese Welt, es ist und bleibt begrenzt, schon im Blick auf uns selbst. Die Zukunft aber vor uns ist stets offen. Wir werden nichts vollenden, vielmehr immer unterwegs sein müssen. Aber wir können die Entwicklungen nachhaltiger gestalten, von denen wir ein Teil sind und in die wir eingreifen, handlungsmächtig, wie wir sind. Dafür gilt es, eine heute knapp gewordene Zeit zu nutzen. Ernüchtert durch Erfahrungen des Scheiterns und Drohungen, die weiter wachsen, fällt einem da die Chefdesignerin des MoMA ein. Wenn es darum geht, alles zu tun, um die Chancen, die in jeder Krise liegen, doch zu nutzen, heißt das, so fordert sie, am Ende wenigstens unsere Auslöschung gut designt zu haben. Nüchterner geht es kaum. Resignation jedoch bedeuten diese Sätze nicht. Alles ist immer noch darauf zu setzen, und zu geben, so wie wir es vermögen, dass es kein Ende nimmt das Leben, hier in unserer Menschenwelt.

*Die moderne Wissenschaft hat als Ziel: so wenig Schmerz wie möglich, solange leben als möglich – also eine Art ewiger Seeligkeit, freilich eine sehr bescheidene im Vergleich mit den Verheißungen der Religionen.*

*Friedrich Nietzsche*

## **Fortschritt**

Entfesselt haben wir ihn  
und träumen ihn nun grenzenlos  
vor allem aber technisch-wissenschaftlich  
denken uns so als Schöpfer  
unserer eigenen Menschenwelt

Träumen uns so hinweg  
von unserer Unwissenheit  
über den Anfang der wirklichen Welt  
aus der wir wurden und der  
wir zugehören unausweichlich

Science und Sciencefiction  
Irrlichternde Wahnträume  
Menschenherrschaft universal  
Transhumanistische Abgründigkeit  
perlen ab an meiner Gelassenheit

Wie der Regentropfen dort über mir  
am Spinnennetz im Glitzerlicht  
der lange noch wärmenden Sonne  
sinne ihr nach meiner Gebundenheit  
an eine Natur die dauern wird

*Das entscheidende der Neuzeit ist, dass sie dem Denken wie dem Handeln den Erfahrungsbereich des Herstellens, der beiden als Modell gedient hatte, entzieht. An die Stelle des Herstellens tritt erst die Arbeit und mit ihr der ‚Materialismus‘ und dann die Technik und mit ihr das Prozessdenken oder richtiger das ‚Prozessieren‘. In der Arbeit werden Dinge zum Konsum hergestellt und nicht zum Gebrauch; der Mensch beginnt, seine von ihm geschaffene Dingwelt zu verzehren, und wird dadurch selbst unbeding. Da er selbst nicht mehr schafft, glaubt er auch nicht mehr, geschaffen zu sein. In der Technik, welche erst nur die Arbeit ablöste (scheinbar ganz harmlos!) zerstört der Prozess selbst: Nicht der Mensch verzehrt die Dinge, (dies tut er auch) sondern der Mensch lässt einen automatischen Verzehrungsprozess los.*

*Hannah Arendt*

*Ich hatte immer das Gefühl, auf hohem Meer zu leben, stets gefährdet, doch im Herzen eines königlichen Glücks*

*Albert Camus*

## **Stets gefährdet weiter unterwegs**

Weshalb sehe ich dieses Bild? Hängt es tatsächlich da? Ich kann es doch überhaupt nicht sehen. Wenn ich in meinem Bett aufwache, hängt es seitlich an der Wand hinter mir. Zudem ist es durch den Raumteiler sowieso jedem Blick entzogen. Und warum sehe ich es so unscharf? Und überhaupt, mein Sohn sitzt doch nicht neben meinem Bett, wenn ich aufwache. Das ist alles unwirklich. Vielleicht erwache ich gerade aus einem Traum. Aber das geht nie so schleppend. Vielleicht träume ich immer noch. Meine Glieder fühlen sich bleischwer an, und meine Matratze ist so hart. Aber ich habe mein Kissen unter meinem Kopf. Es ist sehr mühsam, einen klaren Gedanken zu fassen. Immerhin, das Bild sehe ich nun schon ein wenig klarer. Mein Blick fällt wirklich darauf. Die Zimmertür daneben steht offen. Ihr Kopf taucht darin auf. Sie schaut zu mir herab. Ich kann ihren Blick nicht deuten. Meine Frau scheint besorgt zu sein. Aber nun meine ich immerhin ein schwaches Lächeln um ihre Mundwinkel zu erkennen. Ich möchte endlich meinen Oberkörper ein klein wenig aufrichten. Es gelingt mir nicht. Da ist wieder diese bleierne Schwere. Ich schließe kurz die Augen. Danach fixiere ich noch einmal das Bild, mein Reflexionsbild von Paul Klee. Verdammte, ich muss hier auf dem Fußboden hinter meinem Schreibtisch liegen, aber warum? Träume ich doch? Oder weshalb wache ich hier, an dieser falschen Stelle auf? „Bleib ganz ruhig liegen“, sagt er jetzt, „der Rettungsdienst ist schon unterwegs, und du atmest schon wieder etwas gleichmäßiger. Habe ich Dir das Kissen richtig unter den Kopf geschoben? Liegst du gut?“ Meine Gedanken werden ein klein wenig klarer. Richtig ich habe hier am Schreibtisch gesessen. Ich wollte mit dem Elektrostick den Wespenstich in meinen Arm behandeln. Doch der Gedanke reißt gleich wieder ab. Ich schließe erneut die Augen, atme ein paar Mal durch. Vielleicht aber geht mein Atem auch ziemlich flach. Ich könnte das nicht sicher sagen. Ich öffne meine Augen von Neuem und blicke beide wohl fragend an.

„Ich habe zum Glück noch einmal reingeschaut, ob du mit dem neuen Elektrostick zu Recht kommst“, sagt sie, „und da hast du ohnmächtig auf der Erde gelegen. Ich habe den Jungen gerufen – und danach den Rettungsdienst. Aber zum Glück bist du jetzt schon von selbst aufgewacht.“ „Nein, bleib ruhig liegen“, sagt er nun, als ich einen zweiten Versuch mache, mich ein wenig aufzurichten. Aber diese Aufforderung wäre überflüssig gewesen. Ich bemerke sofort, dass ich dazu nicht in der Lage bin. Erst jetzt spüre ich, dass ich völlig durchgeschwitzt bin, als wäre ich gerade aus der Sauna gekommen. Nur hat man da keine Klamotten an. Wir haben draußen zwar diese Affenhitze von über dreißig Grad, aber das Zimmer hier ist abgedunkelt. Die Raumtemperatur sollte moderat sein. Außerdem bin ich nun wirklich nicht hitzeempfindlich. „Ich fühle mich völlig verklebt“, sage ich. „Na immerhin spürst du Deinen Körper allmählich wieder“, meint sie, „aber du bist nicht nur verschwitzt. Der Teppich unter dir

ist feucht und deine Hose ist nass, Ohnmacht und Inkontinenz.“ Ich bin nicht verlegen. Sowas kann schließlich vorkommen. Aber immerhin, mein Kopf arbeitet schon wieder etwas besser. Und dieses Mal ist es nicht sie, sondern ich bin es, der sofort ganz praktisch denkt: „Ihr könntet mir immerhin helfen, die Hose und die Unterhose auszuziehen, ehe der Rettungsdienst da ist“, meine ich. „Hinter mir, oben rechts im Schrank liegt meine Unterwäsche. Gebt mir von da mal eine frische Unterhose. Wenn die gleich kommen, will ich hier wenigstens nicht vollgepisst herumliegen.“

Die Prozedur ist ein wenig mühsam, aber sie ist erledigt, ehe die drei Männer vom Rettungsdienst eintreffen. Ganz ruhig und methodisch kümmern sie sich um mich. Ich solle ganz entspannt liegen bleiben. An der linken Hand bringen sie eine Kanüle an, am rechten Oberarm die Manschette zur Blutdruckmessung. Der sei fast nicht zu messen meinen sie kurz darauf, vierzig zu zwanzig vielleicht. Also gleich noch einmal ein zweiter Versuch; und über die Kanüle in der linken Hand verpassen sie mir inzwischen eine Infusion. Sie fragen nach möglichen Erkrankungen, nach Allergien, nach Medikamenten, die ich regelmäßig nehme. Ich kann alles verneinen. Mein Kopf ist mittlerweile ziemlich klar. Aber ich fühle mich unverändert ungeheuer schlapp, und ich habe kein richtiges Zeitgefühl. Die hocken nun schon eine ganze Weile um mich herum. Wenn ich nicht direkt angesprochen werde, schalte ich irgendwie ab. Komisch dass ich ausgerechnet mit Blickrichtung auf dieses Plakat von der Paul-Klee-Ausstellung der Fondation Maeght vom September 1977 aufgewacht bin, seiner genial dahin getuschten Frage danach, was der Mensch eigentlich ist. Jetzt messen sie ein weiteres Mal meinen Blutdruck. Der sei immer noch nicht viel besser, meinen sie – und fragen sich, wo der Notarzt bleibt.

Wir warten weiter. Irgendwann kommt sie dann, eine Notärztin. Sie ist gestresst. Wegen der Großbaustelle ist sie nicht auf direktem Weg durchgekommen, aber in der Nachricht an sie hatte es geheißt, es gehe um eine Wiederbelebung. Es sei also auf jede Minute angekommen. Ich versuche, mich locker zu geben. So schlimm sei es nicht gewesen. „Na ja, fit sehen sie nun wirklich nicht aus und ihre Blutdruckwerte sind alles andere als berauschend“, erwidert sie. Dann fragt sie nochmals die ganze Palette ab: der Wespenstich, Allergien, Vorerkrankungen, regelmäßig eingenommene Medikamente. Offenbar gibt es für sie keinen klaren Befund. Mir fällt nun ein, dass ich am Vortag gefastet und heute Morgen noch nicht gefrühstückt habe, und ich ergänze, dass ich das regelmäßig zwei Mal die Woche so tue. Für die Frau ist die Sachlage damit klar. Ich sei dehydriert, hätte vermutlich nichts getrunken, oder jedenfalls viel zu wenig. So sei das ja oft bei älteren Menschen. Für eine genauere Untersuchung müsse ich allerdings auf jeden Fall in die Notaufnahme eines Krankenhauses.

Unsere Wendeltreppe wird damit zum Problem, und es wird sehr unruhig, weil meine Partnerin schnell ein paar Sachen für mich zusammensucht. Ohne Hektik läuft so etwas bei ihr nie ab. Ich meine, wenn man mir aufhülfe und mich stütze, würde ich die Treppe ins Erdgeschoss schon irgendwie schaffen. Die Sanitäter sind skeptisch, aber vielleicht auch ganz froh. Mit der Trage würde das wirklich sehr eng. Sie helfen

mir ganz vorsichtig auf die Beine. Das klappt tatsächlich gleich im ersten Versuch. Von vorne und hinten gestützt schaffe ich es dann auch ohne Stolperer hinunter, bin dann aber völlig platt und sehr froh, dass vor unserer Haustür eine Liege parat steht.

Auf der finde ich mich dann im Rettungswagen wieder. Ich werde neu ‚verkabelt‘ und, na klar, mein Blutdruck wird sofort wieder gemessen. Das Ergebnis teilen sie mir nicht mit. Es scheint nicht mehr allzu besorgniserregend zu sein. Familienmitglieder dürfen nicht mitfahren. Da sind die Regeln seit Corona eindeutig. Es dauert aber noch eine Weile, ehe wir losfahren können. Die Sanitäter müssen erst einmal herausfinden, in welcher der näher gelegenen Kliniken die Notaufnahme nicht so stark belastet ist. Die Ärztin erklärt mir derweil, dass ich das mit dem Fasten bei diesem heißen Wetter besser lassen solle. Sonst würden wir uns wohl in einigen Tagen wiedersehen. Ich höre nicht wirklich zu. Das Intervallfasten mache ich seit Jahren. Ihre Schnelldiagnose überzeugt mich überhaupt nicht – und der kurze Weg nach unten hat mich erschöpft. Irgendwann geht es dann endlich los ins städtische Klinikum. Ich versuche, den Weg durch das Rückfenster hinaus zu verfolgen – und gebe nach einigen hundert Metern auf. Ich sehe nur Baumkronen, manchmal ein Dach. Es ist mir auch zu anstrengend. Außerdem messen die schon wieder meinen Blutdruck. Bei meinem Versuch, mich von den ersten neuen Schritten auf der Wendeltreppe zu erholen, ist das schlicht störend. Außerdem bin ich inzwischen zu wach, jedenfalls ziemlich klar im Kopf. Aber vor allem möchte ich mich jetzt ausruhen.

Endlich in der Notaufnahme, geht der dort behandelnde Arzt zum dritten Mal die gleichen Fragen mit mir durch. Man nimmt eine Blutprobe für eine genauere Analyse. Ich bekomme eine weitere Infusion. Der Raum ist klimatisiert. Nur mit Unterhose und T-Shirt bekleidet und dann unter einer dünnen Decke empfinde ich das zunehmend als kühl. Und mein Mund ist ein wenig ausgetrocknet. Ich verspüre etwas Durst. Ich beginne zu frieren. Ich konzentriere mich deshalb auf meine Haut. Auf Brust und Bauch verspüre ich plötzlich einen leichten Juckreiz. Der Arzt schlägt die dünne Decke bei Seite und lächelt. „Gucken sie sich mal an“, meint er, „sie sind fast so rot wie ein frisch gekochter Hummer. Das ist eine allergische Reaktion. Es war der Wespenstich.“ Die Diagnose scheint nun klar zu sein. Mir wird ein Medikament verabreicht, ob über eine zweite Kanüle oder eine Spritze, oder wie auch immer, registriere ich nicht richtig. Das Mittel scheint rasch anzuschlagen. Man schiebt die Trage in einen anderen, größeren Raum, in dem schon zwei weitere Patienten untergebracht sind, bringt mir auf meine Bitte hin auch ein Glas Wasser und stellt die Tasche mit meinen Sachen an das Kopfende meiner Liege. Die Analyse meines Blutbildes sei noch abzuwarten, sagt mir der Arzt. Voraussichtlich könne ich aber in ein, zwei Stunden nach Hause, sofern ich abgeholt werden könne und dort dann nicht alleine sei. Dann lässt er mich allein – mal abgesehen von der Manschette zum Blutdruckmessen. Die bläst sich, das ist offenbar so programmiert, geschätzt alle zehn Minuten einmal für eine neue Messung auf. Ist also nichts damit, ein wenig zu dösen. Außerdem ist es mir weiterhin zu kalt. Zwei, drei Mal schaut jemand herein, zu mir oder zu den beiden anderen Patienten. Wir sind durch Schirmwände gegeneinander abgegrenzt. Keiner von uns hat das Bedürfnis nach einem Gespräch.

Eine gute Stunde später sitze ich neben meinem Sohn im Auto. Noch etwas klapperig auf den Beinen konnte ich die Notaufnahme schon wieder allein verlassen und dann am Straßenrand auf ihn warten. Er ist gut gelaunt. Sie beide seien nach meinem Anruf erleichtert gewesen. Kai habe dann gleich mit unseren Bekannten telefoniert, mit denen wir zum Kaffee verabredet gewesen seien. Denen habe sie zunächst abgesagt. Und nun sei sie froh darüber gewesen, den Kuchen für den Nachmittagskaffee nicht umsonst gebacken zu haben. So sei sie eben. Immerhin habe sie mich bei meinem Anruf mit der Bitte, gleich wieder abgeholt zu werden, ja vorher noch gefragt, ob mir das Recht sei. Bei der vorherigen telefonischen Absage habe sie unser Freund im Übrigen ein wenig geschockt. Der habe doch als erstes gefragt, ob sie meine Patientenverfügung auch zur Hand habe! Er grinst, und mir huscht ein Lächeln über mein Gesicht: „Ja der ist ein Kopfmensch und immer gut organisiert. Aber das ist deine Mutter ja auch“, meine ich – und werde dann ein wenig schweigsam.

Erst am Abend, nach Kaffee, Kuchen, ein wenig Kartenspiel lasse ich den dramatischen Verlauf des Tages noch einmal an mir vorbeiziehen. Zuerst habe ich ja gedacht, dass ich mich vielleicht doch lieber hingelegt und ausgeruht hätte. Dann war dieser Nachmittag aber doch eine recht entspannt Weise, wieder munterer zu werden. Nun sitze ich an meinem Schreibtisch. Darum herum habe ich zuvor ein wenig aufräumen müssen. Eigentlich will ich mich nun schlafen legen, bleibe dann aber erst einmal sitzen. Mir fällt erst jetzt ein, dass der Bruder einer früheren Arbeitskollegin nach einem Wespenstich einen völligen Kreislaufzusammenbruch erlitten hat. Der musste nach einigen wenigen Minuten wiederbelebt werden und hat bleibende Schäden davongetragen. Ich gehe ins Internet: und tatsächlich, die Symptome, die bei mir aufgetreten sind, sind offenbar sehr heftig gewesen. Also habe ich bei meinem anaphylaktischen Schock noch Glück gehabt. Ich schalte den Laptop wieder aus. Mein Blick wandert zu meinem Reflexionsbild. Im Wesentlichen mit zwei breiten schwarzen Pinselstrichen hat Paul Klee diese Figur auf einen roten Untergrund gemalt, ob Kind oder Mann ist kaum zu entscheiden. Sie steht auf dünnen Beinen und hat schwache Arme. Aber sie bewegt sich entschlossen voran, wie ein Krieger hebt sie einen Stock, einen Stein, oder eine Waffe hoch und blickt dabei nach vorne. Doch in diesem Blick ist keine Aggressivität zu entdecken, eher schon ein Fragen, ja ein Erstaunen – vielleicht über die Welt vor ihm, vielleicht auch über sich selbst. Alles erscheint unentschieden. Der da, von dem man nicht recht weiß, wer er ist, weiß dies auch selbst nicht – und er weiß auch nicht wirklich, was er gerade tut.

Ich habe dieses Bild seit langem im rechten Winkel zu dem ähnlich gerahmten, vergrößerten Schwarz-Weiß-Foto aufgehängt, dem Foto von dem Tor, durch das man in das kleine Paradies meiner frühen Kindheit gelangt. Schaut man genau hin, bekommt man freilich auch eine Ahnung von dem Schatten darüber. Das Foto ist 1937, gut zehn Jahre vor meiner Geburt, gemacht worden. Im Giebel der Scheune sieht man, aus Ziegeln gemauert, zwei Getreideähren, Symbol für den Reichsnährstand, darüber ein Runenzeichen. Durch das Tor blickt man auf den Hof und eine niedrige Mauer. Dahinter liegt der kleine Park, der das große rote Backsteinhaus umgibt. *Das Haus, roter Backstein, auf dem Hof die Kastanienbäume / bei den Fischen schwim-*

*men Seerosen im dunklen Teich / Wolken und Drachen am Himmel, in die Weite schweifende Träume / Nur Erinnerung? Nein gegenwärtig, unerschöpflich, reich.* Der Weg durch dieses Tor führt in die kleine, und doch so große Welt meiner ersten Lebensjahre, dorthin, wo ich aufgewachsen, von wo aus ich einmal aufgebrochen bin. Und nun bin ich immer noch weiter unterwegs. Ich hätte heute ja auch nicht wieder aufwachen können. Ein wirklicher Kreislaufzusammenbruch und Rettungsdienst und Notärztin wären vielleicht zu spät gekommen.

So zu sterben wäre eigentlich schön, denkt ich. Man ist plötzlich, wirklich von einem Augenblick auf den nächsten weg – falls man nicht wieder aufwacht. Epikurs Sätze kommen mir in den Sinn. Ich schalte den Laptop wieder ein, öffne den Ordner mit Exzerpten und Kommentaren, finde sofort, was ich suche: *Das schauerlichste Übel, der Tod, geht uns nichts an, weil, solange wir sind, der Tod nicht da ist; ist er aber da, so sind wir nicht mehr*, lese ich da. Ich bin heute vielleicht ziemlich knapp an einer Nahtoderfahrung vorbeigeschrammt, Das wird mir schlagartig klar. Nun reflektiere ich diese Worte noch einmal ganz anders. Es geht nicht nur darum, dass der Tod nichts ist, was man fürchten müsste – und wenn er so kommen sollte auch nicht das Sterben. Es geht vielmehr um die Flüchtigkeit des Lebens, darum es im Hier und Jetzt stetig wirklich zu leben, wenigstens *Herr über den morgigen Tag* zu sein, *und den rechten Augenblick* nicht zu verschieben, *den Tag* nicht *dahingehen* zu lassen, am Ende aber *rastlos* gestrebt zu haben und dann zu sterben. Entscheidend sind nicht die Routinen, die wir sicherlich auch benötigen. Wesentlich ist, dass wir es führen, dieses Leben, dass wir wenigstens versuchen, seine Möglichkeiten auszuschöpfen. Sicherlich ist es gut, mit Patientenverfügung, Testament und letzten Briefen an meine Lieben alles geklärt zu haben – jedenfalls alles, was sich so klären lässt. Und sicherlich hat es seine Gründe, immer wieder einmal nachzudenken über die Zeit, die hinter mir liegt, manches Mal erfüllt gewesen ist und manches andere Mal verloren worden. Aber dann geht es doch wieder um die Zeit, die noch vor einem liegt, darum, was man in ihr aus seinem weiteren Leben macht – immer wieder hier und jetzt.

Nach dem Wiederaufwachen, noch ehe der Rettungsdienst da war, bin ich völlig entspannt gewesen – gut, wohl gezwungener Maßen, wenn mein Blutdruck so im Keller gewesen ist; aber mir ist später überhaupt nicht der Gedanke gekommen, dass ich womöglich ziemlich nahe am Tod gewesen sein könnte. Erst nach und nach hab ich mir das bewusst gemacht. Und nun denke ich wie nah man doch immer – *auf hoher See und im Herzen eines königlichen Glücks* – dem Ende dieses Glückes ist. Das ist wirklich eine sehr heikle Situation gewesen heute, und die macht nun etwas mit mir. Ich kann geradezu spüren, wie es in mir zu arbeiten beginnt.

## **Unbeschwert**

Wir alle werden aus einer geteilten Welt  
nachsinnend zusammenhandelnd  
gelöst aus unsrer Vereinzelung  
können wir lachen und singen  
so hier unser Leben leben  
glückliche Sisyphosse  
unbeschwert

Trotz all der Mühsal  
menschlicher werden  
schon jetzt nicht dereinst  
unserer absurden Endlichkeit  
sinnend geteiltes Glück abgewinnen  
ausschöpfen unseres Lebens Möglichkeiten

## Die Zeiten ändern sich

### I.

Jahreswechsel 2024/25. Wir bewegen uns auf zunehmend finstere Zeiten zu. Die Hoffnung auf Besserung oder die Pflicht zur Zuversicht bleiben gerade deshalb zwingend.<sup>i</sup> Aber es fällt zunehmend schwer, dem zu entsprechen. Gegen die Zeitläufte an fordert das vermehrte Kraftanstrengungen. Zugleich merke ich, dass die eigenen Kräfte mit zunehmendem Alter schwinden – und muss anerkennen, dass ich mich selbst immer mehr in der Rolle eines passiven Beobachters erlebe. Dass die Tage um den Jahreswechsel in besonderer Weise zur Rückbesinnung herausfordern, vielleicht auf das zu Ende gehende Jahr, vielleicht aber auch auf viel längere Zeiträume zurück, kommt hinzu. Ich habe in meinem Tagebuch geblättert, in einigen Büchern, die mir wichtig sind. Ich war bemüht um Nüchternheit. Ich habe gemerkt: auch das kostet Kraft.

An den letzten Tagen vor Sylvester habe ich so unter anderem ein Buch mit den Lyrics von Bob Dylan aus den Jahren 1962 bis 2001 noch einmal zur Hand genommen.<sup>ii</sup> Bei seinem Album *Time out of Mind, also undenkliche Zeiten*, dem vorletzten in dieser Textsammlung, bin ich hängen geblieben – am längsten bei dem Gedicht *Things have changed*, 1999 geschrieben, als *additional Lyrics* ganz zum Schluss angefügt, also besonders herausgestellt. Es beginnt mit dem persönlichen Elend des lyrischen Ichs, ich denke so muss man das sagen, führt dann zum allgemeinen gesellschaftlichen Elend weiter, um am Schluss wieder auf das lyrische Ich zurückzukommen. Und es hat einen bemerkenswerten Refrain. Er erscheint hoch aktuell, und von ihm fühle ich mich angesprochen. Er wiederholt sich vier Mal und mit ihm endet das Gedicht:

*People are crazy and times are strange  
I'm locked in tied, I'm out of range  
I used to care, but things have changed*

Zum Jahrtausendwechsel geschrieben also. Damals befand ich selbst mich gerade in der Phase am Beginn meines letzten großen beruflichen Neuaufbruchs. Aus einer tiefen beruflichen und auch privaten Krise hatte ich mich herausgearbeitet. Die Digitalisierung und die mit ihr einhergehende Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit kündigten tiefgreifende Veränderungen von Erwerbsarbeit an – auch meiner eigenen.<sup>iii</sup> Als Arbeitsforscher und arbeitspolitisch engagierter Intellektueller sah ich damals mit anderen zusammen Handlungschancen und nicht nur neue, große Herausforderungen. Nach dem Ende einer sechzehnjährigen Regierungszeit unter CDU-Kanzlerschaft erwartete ich neue arbeitspolitisch Veränderungsimpulse. Eine *Neue Arbeit in einer neuen Zeit* eröffnete nach unserer damaligen Einschätzung – also meiner und der einiger Freunde und Kollegen, mit denen ich sehr eng zusammengearbeitet habe - neue Chancen auf tiefgreifende Veränderungen. Darauf richtete ich

meine ganze Aufmerksamkeit und nahezu all meine Kraft. Private Probleme traten für mich in den Hintergrund. Sie würden sich schon irgendwie lösen. Neue Enttäuschungen, beruflich wie privat, habe ich so gleichsam ‚vorprogrammiert‘. In keiner Weise habe ich sie damals kommen sehen.

Nach weiteren zwei Jahrzehnten beruflichen und nachberuflichen arbeitsforscherischen und –politischen Engagements – von mir rückblickend unter der Formel eines ‚erfolgreichen Scheiterns‘ bewertet – hatte ich dann Ende 2020 nochmals arbeitspolitische Aufbruchschancen vor Augen.<sup>iv</sup> Neuerliche sechzehn Jahre konservativ geführter Regierungen lagen hinter uns. Sie hatten den kaum unter dieser Formel zu fassenden knapp sechsjährigen politischen Neuaufbruch im Lande geradezu verschluckt. Persönlich ist das eine oftmals eher schwierige Zeit gewesen, in der ich mich zusammen mit mir persönlich wichtigen Menschen wohl immerhin recht und schlecht eingerichtet hatte. Heute, wieder vier Jahre später ist das Bild sehr anders: Da ist das rasche Ende neuerlicher politischer Aufbruchshoffnungen hier im Lande. ‚Darum herum‘ sind die Krisendrohungen und Krisen unabweisbar, die sich zunehmend höher auftürmen, Problemwolken ökologischer, ökonomischer, sozialer und politischer Art. Geopolitische Konflikte haben zu offenen Kriegen geführt. Hinzu kommt die einigermaßen sichere Gewissheit, dass der Trumpismus nun überhaupt erst richtig beginnen und dem von einigen klugen Köpfen vorausgesehenen *autoritären Jahrhundert* nochmals zunehmend klarer seine Gestalt geben dürfte.<sup>v</sup> Man hat das drohende Ende der liberalen repräsentativen Demokratie vor Augen. Zugleich ist für mich persönlich völlig klar, dass ich inzwischen für einen neuerlichen Aufbruch als politisch engagierter Intellektueller deutlich zu alt geworden bin. Zudem werde ich genug damit zu tun haben, nun endlich meinen privaten Lebensverhältnissen deutlich mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

## II.

Auf meine Stimmungslage am Jahresende 2024 mögen diese knappen Bemerkungen schon einige Hinweise geben. Ich selbst habe sie mir so richtig klar gemacht, als ich bei dem Gedicht Dylans hängen geblieben bin. Angemessen brachte es meine eigene Stimmung allerdings nicht zum Ausdruck. Es regte mich aber dazu an, genau darüber nachzudenken. Mit einigen Anleihen bei dem großen Dichter und Sänger habe ich versucht, sie lyrisch zum Ausdruck zu bringen. Der Refrain konnte im Wesentlichen so bleiben. Doch die ersten Strophen mit den zwei daran angehängten Zeilen trafen meine Befindlichkeiten in keiner Weise. Sie mochten zu einem Boheme-Leben passen, also vielleicht zu dem, das der Dichter mit seinem lyrischen Ich gestaltet hat; aber sie passten nicht zu mir. Ich brauchte einen ganz anderen Text. Die anderen Strophen hingegen kamen meiner Wahrnehmung der gegenwärtigen Lage immerhin mehr oder minder nahe, müssten aber doch oftmals deutlich anders ausfallen. Ich sann lange nach und kam schließlich zu dem folgenden Text:

## **Die Zeiten ändern sich**

*Ein bekümmertes Mann mit bekümmertem Geist  
nichts mehr vor Augen im Rücken Nebel und Dunst  
manche Freunde die Liebste gar fast fremd geworden  
das Lachen fortgewischt leuchtende Augen  
schauen keinen Himmel in saphir-blauem Licht  
sind alle gut eingerichtet aber träumen länger nicht*

*Den Kopf gesenkt wartet er mit freudlosem Blick  
ist sich nicht sicher ob bald eine Hölle losbricht*

*Die Leute sind seltsam und die Zeiten ver-rückt  
er mitten darin und dann doch wieder nicht  
hat sich mal eingemischt die Zeiten ändern sich*

*Der Ort ist mir vertraut, doch richtig bin ich hier nicht  
irgendwie falsch, fast wie neben mir stehe ich  
fast jede Bewegung erlahmt, grüble im kalten Licht  
müsste weiter gehen, Abkürzungen gibt es nicht  
wollte mir und der Welt etwas beweisen  
denke nun fast was für ein Tor war ich*

*Sumpfiges Gelände viele Trümmer auf den Wegen  
alle warten hier trotz Sturm und Regen doch auf wen*

*Die Leute sind seltsam und die Zeiten ver-rückt  
Ich mitten darin und dann doch wieder nicht  
Hab mich mal eingemischt die Zeiten ändern sich*

*Weite Wege gegangen manches klarer gesehen  
ist es nicht falsch implodiert die Welt bald  
endlich klarer zu sehen ist ein hartes Geschäft  
bin an Grenzen gestoßen nun an ihnen zu stehen  
ist schwer zu ertragen noch schwerer weiter zu gehen  
will meine Welt wenigstens besser verstehen*

*Gerne brähe ich noch einmal von Neuem auf  
schaff ich's vielleicht oder nimmt's seinen Lauf*

*Bin leicht verletzlich und ich zeige das nicht  
verletze andere leicht und bemerke es nicht  
in Sekunden oder vielleicht einer Ewigkeit  
lieg ich im Dreck oder fliege bin high  
Wahrheiten werden zur großen Lüge  
in dieser Welt der ich zu wenig genüge*

*manche sind ihrer Liebe zur Welt weiter gegangen  
will mich nun nicht neu in Fehlern verfangen*

*Die Leute sind seltsam und die Zeiten ver-rückt  
ich mitten darin und dann doch wieder nicht  
hab mich mal eingemischt die Zeiten ändern sich*

Ja, dieser Text trifft meine Stimmungslage ziemlich gut. Als Adaption eines Dylan-Gedichts kenntlich gemacht, lässt es sich in diesen Essay einbauen – vielleicht auch in einen größeren Zusammenhang. In meiner tiefen Nachdenklichkeit über diesen Jahreswechsel hinweg bin ich allerdings vom literarischen Schreiben weit entfernt. Es hat soeben dazu gereicht, mich zu dieser Gedicht-Adaption anzuregen. Eigene Gedichte fliegen mir gerade nicht zu. Würde man mich bei nächsten Gelegenheiten fragen was ich derzeit tue, woran ich arbeite, würde ich vielleicht sagen: Ich bin Sozial- und Literaturwissenschaftler und mittlerweile sieben Jahre in einer Gruppe mit anderen Schriftstellern dabei, dem *LiteraturRaum DortmundRuhr*. In dieser Zeit bin ich von wissenschaftlichen und philosophischen Themen zunehmend zum literarischen Schreiben übergegangen. Meine Zugänge zu laufenden wissenschaftlichen oder politischen Debatten sind deutlich ausgedünnt. Im letzten Jahr ist dennoch einiges an Texten zusammengekommen – zwei Bücher, eins davon veröffentlicht, einige Gedichte, mehrere Essays. In diesen Arbeiten gestalte ich das Elend der Welt vielleicht gar nicht so übel. oder ich zeichne es nach. Aber das ist kaum das, was die Menschen lesen wollen. Sie sind derzeit vor allem bemüht, eine zunehmend bedrohliche Wirklichkeit zu verdrängen. So aber sind sie auf dem sicheren Weg, sie nicht bewältigen zu können. Meine Texte schaffen es in solcher Lage zunehmend nur noch auf meine Homepage. Bei all dem werde ich älter – und ich bemerke das auch an mir. Aktuell lese ich vor allem – und denke viel nach. Ein konkretes Projekt habe ich derzeit nicht vor Augen. Gelänge es mir, mich dafür zu sammeln und dann dazu anzusetzen, wäre ich vermutlich sehr froh.

Also bemühe ich mich darum. Einige lose Fäden, an die sich vielleicht immer noch anknüpfen lässt, auch ohne jede neuerliche Aufbruchsstimmung, gibt es ja vielleicht noch. Wenigstens zum scharfen Beobachter tauge ich noch. Friedrich Nietzsche hat einmal geschrieben, dass die tiefen Abgründe vor einem, richtiger vor uns allen, letztlich in den zurückblicken, der lange genug in sie hinabgeblickt hat. Ich werde mich damit nicht abfinden. Ich werde weiterhin nach Brücken suchen, oder nach möglichen Brückenbauern.<sup>vi</sup> Wenigstens einigen werde ich meine Beobachtungen, und die Schlüsse, die ich daraus ziehe, mitzuteilen versuchen. Ich sehe mich nicht gänzlich auf die Beobachterrolle zurückgeworfen – und ich kann mich in ihr auch nicht in der fröhlichen Gelassenheit eines Theodor Fontane einrichten, der im Refrain eines seiner späten Gedichte geschrieben hat *Das möchte ich noch erleben*. Damals in seiner zutiefst fortschrittsgläubigen Zeit, die ihre großen Erschütterungen erst noch vor sich hatte, mag das selbst einem so kritischen Geist wie ihm noch möglich gewesen sein. Heute ist das anders. Was absehbar ist, gilt es ja eher zu verhindern. Durch das Zu-

sammenhandeln vieler. Dafür aber bin ich so langsam zu alt. Was also lässt sich aus der Beobachterrolle machen?

### III.

Der Lyriker in seiner Beobachterrolle ist besser geschützt gegen den etwas naiven Optimismus der anwendungsorientierten Forscher - zu denen ich mich immer wieder gezählt habe. Das habe ich widerstrebend gelernt. Die bewegen sich hin und her zwischen kritischer Analyse und dem Bemühen, selbst praktische Impulse für Verbesserungen geben zu wollen. Sie sind *mitten darin*. Doch zugleich sind sie in ihren Handlungsbemühungen so immer wieder befangen. Das folgt aus dem Oben geschriebenen. Bei dem beobachtenden Künstler, Schriftsteller, Lyriker ist das etwas anders. Schon 1979 finde ich in Dylans *Slow Train* die folgenden Zeilen:

*Man's Ego is inflated, his laws are outdated, they don't apply no more / You can't no more to be standin' around waitin' / In the home of the brave / Jefferson turnin' over in his grave / Fools glorifying themselves, trying to manipulate Satan / And there's a slow, slow train comin' around the bend*

Und 1983, zu Beginn des neoliberalen Rollbacks im Zeichen von Thatcherism und Reaganomics, hat Dylan mit seinem Lied *Union Sundown* tiefste Ernüchterung nach den Aufbruchsjahren von Bürgerrechtsbewegung und der Kritik am Vietnamkrieg deutlich zum Ausdruck gebracht. Am Beginn des neoliberalen Rollbacks sieht er sehr klar, wie die Globalisierung im neoliberalen Geist mit der Verlagerung von Produktion in Billiglohnländer vor allem dem wachsenden Reichtum in den Metropolen dient. Er schreibt:

*Well, it's sundown on the union / And what's made in the USA / Sure was a good Idea / 'Til greed got in the way, um einige Zeilen später fortzufahren: They don't make nothin' here no more / You know, capitalism is above the law. und nochmals später: Well, the job that you used to have / They gave it to somebody in El Salvador / The unions are big business, friend / And they are goin' out like a dinosaur.*

Ein scharfer Blick also auf die ganz langsam vonstattengehenden tektonischen Verschiebungen, sozusagen die Vorgeschichte des gegenwärtig so irritierenden Umkehrungsversuchs des heutigen *Make America great again* eines Donald Trump - ökonomisch gleichermaßen ohne langfristige Perspektive und unausgegoren, aber politisch durchaus konsequent. Auch das hat Dylan 1983 treffend auf den Punkt gebracht:

*Democracy don't rule the world / You'd better get that in your head / This world is ruled by violence / But I guess that's better left unsaid / From Broadway to the Milky Way / That's a lot of territory indeed / And a man's gonna do what he has to do / When he's got a hungry mouth to feed.*

Heute sieht sich Trump, zusammen mit den Köpfen seiner neuen Plutokratie, in kaum mehr zu überbietender Arroganz im *Zentrum der Galaxis*. Man erschrickt angesichts der Hybris, ja der Lust an einer entfesselten Zerstörungskraft gegenüber der liberalen Demokratie bei der heutigen radikalen libertären in den USA, Fast ist man geneigt zu meinen, Dylan habe das irgendwie kommen sehen als er von jenem *lot territory* bis hin zum *Milky Way* geschrieben hat. Jedenfalls hat der Dichter Wahrheiten ausgesprochen: Die Einzelnen Vielen jedoch passen sich, damals wie heute, dem Lauf der Welt an. Auch das schreibt der Dichter sehr klar, vielleicht mit einem leicht resignierten Unterton, aber eher doch trotzig. Wie viel er sich noch von der Wirkung seiner Lieder erhofft – damals nach dem Ende (s)eines frühen Aufbruchs und angesichts des dynamischen Beginns des neoliberalen Rollbacks – lässt er offen. Jedenfalls aber erhebt er unbeirrt seine Stimme.

Er hat nicht das Problem derjenigen, die gegen diese Entwicklung, oder doch wenigstens gegen manche ihrer unmittelbaren Folgen im eigenen Land, praktisch Dämme zu errichten suchen. Die sind aktiv handelnd in das ablaufende Geschehen eingebunden, auch wenn sie versuchen, gegen die losgelassenen, faktisch zunehmend systemisch gewordenen Prozesse anzuarbeiten, die andere weiter forcieren, weil sie von ihnen profitieren oder sich wenigstens in ihnen behaupten wollen. Ihr suchender Blick muss stets auf das Licht am Ende des Tunnels gerichtet sein. Mit aller Kraft daran mitzuarbeiten, die Welt ein wenig besser zu machen, ist das in seiner sinngebenden Funktion wichtig. *Das Prinzip Hoffnung* aber lässt ihren Blick auch leicht an Irrlichtern festhalten, wenn die Zwänge zunehmen und das Denken dem Handeln nicht mehr in hinreichen der Sorgfalt vorangeht. Ganz offenkundig gibt es immer wieder nur sehr wenige, die dagegen wirksam gefeit sind.

Selbstverständlich aber gibt es durchaus diese Möglichkeit einer ganz anderen Balance beim *Tanz unter dem Schwert*<sup>vii</sup>. Bei einem Dichter-Philosophen wie Albert Camus konnte man lernen sie zu finden. Allerdings liegt die Priorität bei ihm letztlich wohl immer auf der kritischen Distanz gegenüber dem ablaufenden Geschehen. Wahrscheinlich kann man sagen, dass dem Schriftsteller Camus zu Hilfe kommt, dass er als literarisch Schreibender tatsächlich den am wenigsten verstellten Zugang zur Wirklichkeit hat. Hinzu mag kommen, dass er sich in besonderer Weise seiner Authentizität als Autor verpflichtet sieht. Es ist dann diese kritische Distanz des philosophisch fundierten Beobachters, der die beobachtete Realität zudem immer wieder literarisch zu gestalten sucht, die der Nüchternheit des Intellektuellen zu Gute kommt. In dieser Eigenschaft sucht er dann nach Chancen politisch eingreifenden Handelns im Zusammenhandeln mit anderen. In seinen Essays, Briefen und Reden zu *Fragen der Zeit*, der Zeit kurz nach der ‚Nacht des Jahrhunderts‘ - einer Zeit, von der er meinte, dass seine Generation in ihr noch nicht wieder aus jener Hölle herausgekommen sei, in die sie mit Beginn des zweiten Weltkrieges (erneut) hinein marschiert ist - kann man diese Illusionslose Nüchternheit immer wieder finden. Parallel dazu aber hat er das Elend der Welt, in das verändernd einzugreifen er als Intellektueller stets bemüht ist, grandios gestaltet. Im Klappentext zu seinen *Fragen der Zeit* wird Camus mit folgenden Sätzen zitiert:

*Nichts wird den Menschen geschenkt, und das wenige, das sie erobern können, muss mit ungerechtem Sterben bezahlt werden. Aber nicht darin liegt die Größe des Menschen. Sondern in seinem Willen, stärker zu sein als die *Conditio humana*. Und wenn die *Conditio humana* ungerecht ist, hat er nur eine Möglichkeit, sie zu überwinden: indem er selber gerecht ist.<sup>viii</sup>*

Das Zitat könnte man fast als einen Hinweis auf die Aussichtslosigkeit dieses *Tanzes unter dem Schwert* ansehen. Aber es geht hier um nicht weniger als um die Frage nach der Möglichkeit einer als offen erachteten Chance zu unserer weiteren Menschwerdung. Es verweist auf tief fundierte philosophische Grundeinsichten, von den Essays zum *Mythos des Sisyphos* bis hin zu denen zum *Mensch in der Revolte*.<sup>ix</sup> Dort findet sich im Schlusskapitel *Jenseits des Nihilismus* die Feststellung, dass die Revolte, dadurch dass sie, nicht geleugnet werden könne, *ohne auf das Leben zu verzichten*, das (menschliche) Leben selbst sei. Mithin ist der *Tanz unter dem Schwert* für jeden, der dem Weg zu seiner eigenen Menschlichkeit treu bleiben will, existenziell.

Von heute aus betrachtet erscheint es mir im Grunde nicht überraschend, dass sich meine eigene, neuerliche, und tiefer reichende Ernüchterung in dem Moment einstellt, in dem ich beginnen muss, mich mit meiner nunmehr immer unausweichlicher gewordenen passiven Beobachterrolle anzufreunden. Nach neuerlichen philosophischen Arbeiten geht es für mich um die Frage, wie ich damit schriftstellerisch umzugehen versuchen kann.

Vielleicht bieten sich hier zwei weitere Bezüge an: Zum einen der zu dem radikalen Aufklärer Denis Diderot<sup>x</sup>, den man ja, ebenso wie Camus, als literarischen Philosophen und philosophischen Literaten, zugleich aber auch als auf der Höhe seiner Zeit wissenschaftlich fundiert und als die historisch erste Verkörperung der Figur des modernen Intellektuellen ansehen muss. Für ihn hat Umberto Eco ähnliche Worte gefunden wie Holger Vanicek für Albert Camus, als er ihn sagen ließ:

*Ich hatte eine Aufgabe, und vielleicht war das mein einzigstes Verdienst: Diese Widersprüche (einer spätfeudalen Gesellschaft) tanzen zu lassen und auf ihnen zu tanzen und sie auszunutzen. Die Wege der Freiheit sind unendlich.(...) Ich lebte innerhalb der Macht, denn draußen zu bleiben hätte nur dazu gedient, mein schlechtes Gewissen zu besänftigen. Wenn sie mir ein Verdienst zusprechen wollen: Vielleicht war ich der erste Intellektuelle, der die neue Machtstruktur begriffen hatte, mit der es von nun an jeder Intellektuelle zu tun haben sollte.<sup>xi</sup>*

Als intellektueller ist er also auch stets darum bemüht gewesen, zu einer Verbesserung der Verhältnisse beizutragen. Er hat darauf gesetzt, mit den neu heraufziehenden Wissenschaften, die Religion als die Ideologie der zu seiner Zeit bestehenden feudalen Herrschaftsordnung in Frage zu stellen, sich aber trotz seiner *Enzyklopädie*, die alles Wissen seiner Zeit bündeln und präsentieren sollte, davor gehütet, neue absolute Wahrheiten an die Stelle der vermeintlichen alten setzen zu wollen - und er

hat sich dabei immer die erforderliche Distanz zu der sozialen Wirklichkeit seiner Zeit bewahrt. Zum andern kommt mir der Schriftsteller und große Lyriker Rainer Maria Rilke in den Sinn – also jemand, von dem systematische Auseinandersetzungen mit dem Stand der Wissenschaften seiner Zeit nicht bekannt sind und der vom politischen Engagement des Intellektuellen denkbar weit entfernt gewesen ist. Vielmehr ist er einer, der zu Zeiten eines immer deutlicheren Endes alter Religiosität mit seiner Lyrik versucht hat, letzten Sinnfragen menschlichen Lebens mit einer schon anderen Spiritualität nachzugehen - und der als Dichter und Künstler den Zeitläuften durchaus mit sehr hoher Sensibilität begegnet ist. Sein Gedicht *Vorgefühl* aus dem *Buch der Bilder* ist dafür ein wunderbares Beispiel<sup>xii</sup>:

### **Vorgefühl**

*Ich bin eine Fahne von Fernen umgeben. / Ich ahne die Winde, die kommen, und  
muss sie leben, / während die Dinge unten sich noch nicht rühren: / die Türen schlie-  
ßen noch sanft, und in den Kaminen ist Stille; / die Fenster zittern noch nicht, und der  
Staub ist noch schwer. //*

*Da weiß ich die Stürme schon und bin erregt wie das Meer. / Und breite mich aus  
und falle in mich hinein / und werfe mich ab und bin ganz allein  
In dem großen Sturm.*

Man mag bei diesem Gedicht Parallelen zu manchen frühexpressionistischen Gedichten sehen, die kurz vor dem ersten Weltkrieg geradezu ein Ende der damaligen ‚bleiernen Zeit‘ herbeigesehnt haben. Doch ich denke das wäre verkürzt Für mich ist dieses Gedicht vielmehr ein beeindruckendes Beispiel dafür, wie ein Dichter mit großer Sensibilität geradezu als Gegenbild zu der Blindheit des Politikbetriebs verstanden werden kann, von der Pierre Bourdieu gesprochen hat – und der leider auch der Blindheit der Repräsentanten des Mainstreams seiner, und meiner, Wissenschaft ziemlich klar entspricht. Aber an diesem von Rilke für das lyrische Ich verwendete Bild der von Fernen umgebenen Fahne im Wind wird zugleich klar: Der Dichter als Einzelner, als einer für den es keine Ansatzpunkte gibt, als Intellektueller am Zusammenhandeln vieler teilzuhaben, ist in der Tat einer, der in dem großen Sturm ganz allein ist. Dagegen aber wäre mit Camus und im Sinne von dessen Philosophie zu sagen: *Der Künstler kann, ob er es will oder nicht, nicht mehr ein Einsamer sein, außer im melancholischen Triumph, den er allen seinesgleichen verdankt. Die revolvierte Kunst enthüllt auch am Schluss ein ‚Wir sind‘, und mit ihm eine wilde Demut.*

In diesen Worten, gegen Ende seines Essays über *Kunst in der Revolte* geht es darum, dass der Künstler die Chance habe, *im Leben zugleich die Zeit der Leidenschaft und der Schöpfung* zu finden und dass der Künstler, *die kollektiven Leidenschaften leben (...) und wenigstens mitempfinden können müsse*. Wenn er sie aber empfinde, werde er *von ihnen verschlungen*. Daraus aber folge, *dass unsere Zeit eine der Reportage eher als des Kunstwerkes ist. Es fehlt ihr ein richtiger Gebrauch der Zeit.*

## IV.

Zum Schluss noch einmal zu der Frage des Alters, unabhängig davon, dass man viele Wissenschaftler und Intellektuelle mit Bourdieu dafür kritisieren kann, dass sie als Experten der Reflexion viel zu wenig über die vorwissenschaftlichen Motive ihrer eigenen Arbeit befassen - anders als viele Schriftsteller-Philosophen das meines Erachtens tun. Wird man langsam alt, liegt solches Reflektieren im bilanzierenden Blick zurück schon eher nahe. Es spielt dann eine erhebliche Rolle, ob man sich mit zunehmendem Alter genötigt sieht, selbstkritisch auf Erfahrungen eigenen „erfolgreichen Scheiterns“ zurückzublicken oder ob man dazu neigt, eher selbstzufrieden die eigene Berufskarriere noch einmal an sich vorbeiziehen zu lassen. Wenn man so zum Beispiel nachlesen kann, dass ein Denker wie Jürgen Habermas sich heute – im Alter von 95 Jahren und vor dem Hintergrund eines beeindruckenden Werkes - angesichts der aktuellen Krisen und Krisendrohungen als völlig desillusionierten Idealisten sieht, macht das sehr nachdenklich.<sup>xiii</sup> Aber es ist natürlich bedeutsam, ob und wie man zu seiner jeweiligen Lebenszeit im Alter die Chance bekommt, die eigenen Gedanken geradezu katalytisch in den Aufbruch einer neuen jungen Generation einzubringen. Einem anderen ‚Frankfurter‘, nämlich Herbert Marcuse, ist dies im Ausgang der 1960er Jahre vergönnt gewesen. Gleichwohl kann man bei ihm in seinem *Versuch über die Befreiung* sehr klar einige Skepsis finden – ganz im Kontrast zu der Aufbruchsemphase der Aktivisten der Studentenbewegung, der ich zugehört habe und für die er selbst damals wichtige philosophische Impulse gegeben hat.<sup>xiv</sup>

Solche Skepsis aber findet man ebenso bei anderen Denkern und Denkerinnen, Schriftstellern und Schriftstellerinnen, die wirklich tief nachgesonnen haben. Hannah Arendt hat in die Aufbruchphase der ersten Nachkriegsjahrzehnte hinein über unsere *kleine menschliche Ewigkeit* auf diesem Planeten nachgedacht und von der *vielleicht letzten Chance der atlantischen Zivilisationsgemeinschaft* geschrieben. Heute klingt das überaus aktuell. Christas Wolf hat sich in ihrem letzten Roman in der *Stadt der Engel* von den Resten ihrer Zukunftshoffnungen und anfänglichen Zukunftsgläubigkeit ziemlich gründlich verabschiedet, und ihr westdeutscher Schriftstellerkollege Wolfgang Koeppen ist da als von Anfang an eher stiller Beobachter schon immer sehr skeptisch gewesen. Bei dem bekennenden Schopenhauerianer Stanislaw Lem durfte man nichts anderes erwarten<sup>xv</sup>, und der trifft sich durchaus mit Max Horkheimer. Denn der hebt sich vor dem Hintergrund der *Dialektik der Aufklärung* in seinem einige Jahrzehnte später gehaltenen Vortrag zum einhundertsten Todestag Schopenhauers, kaum von Lem ab. Man merkt, dass seine Leidenschaft für die Philosophie in jungen Jahren mit der Schopenhauerlektüre begonnen hat.

Der bereits zitierte Denis Diderot, vielleicht der scharfsinnigste und radikalste Denker der Französischen und Europäischen Aufklärung ist da zu seiner Zeit offener gewesen. Zugleich kennzeichnet ihn in seinen letzten Jahren wohl auch eine große Gelassenheit – etwa dort, wo er schreibt<sup>xvi</sup>, nichts sei *widersinniger als ein Greisenalter, das sich unaufhörlich zu schaffen macht, und dann fortfährt: Die Seele des alten Menschen muss ebenso ruhig in seinem Körper sitzen, wie sein Körper in seinem*

großen Lehnstuhl. Seele. Körper und Lehnstuhl bilden in diesem Falle ein harmonisches Ganzes. Im Blick zurück hat er gegen Ende seines Lebens festgestellt:

*Die Welt ist das Haus des Starken. Erst am Ende werde ich wissen, was ich in dieser großen Spielhölle, in der ich mit dem Würfelbecher in der Hand - tesseras agitans – etwa sechzig Jahre verbrachte, verloren oder gewonnen habe. (...) Was nehme ich wahr? Formen. Und was noch? Formen. Den Inhalt kenne ich nicht. Im Schatten der Dunkelheit wandeln wir selbst als Schatten unter Schatten für die anderen und für uns selbst. Wenn ich den Regenbogen über den Wolken betrachte, so sehe ich ihn; doch für denjenigen, der unter einem anderen Winkel auf ihn blickt, ist dort nichts.*

Hinsichtlich seines Beitrags zur Veränderung des Hauses des Starken, das zugleich eine Spielhölle ist, bleibt er, der das auf ihn folgende Jahrhundert der Revolutionen nicht mehr kennenlernte, skeptisch; und in Bezug auf das menschliche Erkenntnisvermögen verwendet er ein Bild, das dessen Begrenztheit und subjektive Gebundenheit sehr schön zum Ausdruck bringt. Das ist ganz die Nüchternheit, die uns knapp zweihundert Jahre später auch bei Albert Camus begegnet, Unbeeindruckt von zwei Jahrhunderten oft zutiefst ernüchternder Erfahrungen, hält er gegen sie an gleichwohl daran fest, dass die Revolte *die Bewegung des (menschlichen) Lebens selbst* ist. Für beide, für Camus wie schon für Diderot, bleibt so als Intellektuelle nur der *Tanz unter dem Schwert* oder der Versuch, die *Widersprüche ihrer Gesellschaft tanzen zu lassen*. Wir Heutigen werden ebenso wenig umhinkommen, die Revolte zu leben. Also ende ich noch einmal mit einem Camus-Zitat aus seinem Mittelmeer-Essay *Das Rätsel*,<sup>xvii</sup> an das ich ein Gedicht anschließe, in dem ich meine Lesart dieses großen philosophischen Literaten ‚verdichtet‘ habe.

*Wohlverstanden, ein gewisser Optimismus ist nicht meine Sache. (...) Doch der wahre Pessimismus, dem man begegnet, bejaht und überbietet so viele Grausamkeiten und Niederträchtigkeiten. (...) Ich selber habe immer gegen diese Ehrlosigkeit gekämpft, ich hasse einzig die Grausamen. Im schwärzesten Nihilismus unserer Zeit suchte ich nur Gründe, ihn zu überwinden. (...) Äschylos ist oft trostlos; und doch strahlt er aus und erwärmt. Im Zentrum seines Universums steht nicht karge Sinnlosigkeit, sondern das Rätsel, das heißt ein Sinn, der schwer zu verstehen ist, weil er blendet. Und ebenso kann für die unwürdigen, doch beharrlich treuen Söhne Griechenlands, die in diesem zerfleischten Jahrhundert noch überleben, der Brand unserer Geschichte unerträglich sein; doch sie halten schließlich durch, weil sie verstehen wollen.*

## **Die Revolte leben**

*Ja es gibt solche Orte  
wo der Geist stirbt  
um der Wahrheit willen  
die ihn verneint*

Oder die mögliche Zukunft  
die das imaginiert  
während ich Gründe suche  
dass wir uns behaupten

Zukunft und Ziele schaffen  
aus wacher Erinnerung  
unvollendet das Werk doch  
stets uns neu aufgegeben

Der wahre Pessimismus  
revolziert gegen alle  
Niederträchtigkeiten und  
nihilistische Resignation

Und so können wir leben  
*auf hohem Meer*  
und *bedroht im Herzen*  
*des Glücks* unserer Welt

Das, was ich hier lyrisch zum Ausdruck zu bringen suche, gilt selbstverständlich auch weiterhin für mich. Aber das schließt ebenso selbstverständlich ein, dass sich die Zeiten ändern und man selbst mit ihnen auch. Man lernt weiterhin stetig dazu. Man wird in seinen verschiedenen Lebensphasen unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten haben. Es mag einem gelingen, sie im Laufe seines Lebens ein wenig zu nutzen, vielleicht sogar zu erweitern. Altersbedingt werden sie jedoch irgendwann wieder geringer. Auch mag es sein, dass man dann – wie Diderot, im Blick zurück Zweifel daran hat, auch nur annähernd die selbst gesetzten Ziele erreicht zu haben. Selbst das *harmonische Ganze* im Blick auf das eigene, gelebte Leben ist durchaus zweifelhaft. Es ist aber gut, wenn dann die Gelassenheit zunimmt, in der man zurück und den neuen Herausforderungen entgegenblickt, um immerhin zu versuchen, die Revolte weiter zu leben.

---

## Endnoten

<sup>i</sup> Philipp Blom (2024) argumentiert in seinem jüngsten Buch *Hoffnung*, dass uns das Bedürfnis nach Hoffnung dazu treiben könne, *ein sinnvolles Leben zu führen, indem wir Ziele für eine bessere Welt verfolgen: Gerechtigkeit etwa oder Nachhaltigkeit.*, so der Klappentext des Buches. Solche Hoffnung verspreche, anders als die Zuversicht, keinerlei Sicherheit. Sie sei deshalb das *Gegenteil von naivem Optimismus, und wäre eine vernünftige Haltung zur Welt.* Ich verwende hier beide Begriffe. Man kann auch ohne eine falsche und trügerische Sicherheit zuversichtlich bleiben, und ich neige eher dazu, im Anschluss an das philosophische Denken von Albert Camus von einer Pflicht zur Zuversicht zu sprechen.

<sup>ii</sup> Bob Dylan,(2004): *Lyrics 1962 – 2001, sämtliche Songtexte – Deutsch von Gisbert Haefs, Hamburg*

<sup>iii</sup> siehe Martens, H.,; Peter, G.; Wolf, F.O. (Hg.) (2001)

<sup>iv</sup> siehe Martens, H. (2020a)

<sup>v</sup> Siehe zu meiner leider nur allzu gut bestätigten Einschätzung des Trumpismus nach Donald Trumps erster Amtszeit Martens 2020b

<sup>vi</sup> Wenigstens literarische Brücken, von denen zum Beispiel Eva Strittmatter geschrieben hat, beschäftigen mich noch. Am Schluss ihres Gedichts *Die Brücke* heißt es: *Es gibt keine Brücke. / Es kann sie nicht geben. / Ein jeder von uns lebt in Einzelhaft. / Doch ist unser ganzes Dichten und Leben / Nur dazu gut, dass es Brücken schafft.*

<sup>vii</sup> Siehe Vanicek 2022.

<sup>viii</sup> Siehe Camus 2021

<sup>ix</sup> Siehe Camus, A. 2011 und 2016 sowie zu meiner Camus-Rezeption Martens, 2023.

<sup>x</sup> Siehe Blom, P. (2010):, sowie zu meiner Diderot-Rezeption (2021): -101

<sup>xi</sup> Zitiert nach Borek, J. (2000): Denis Diderot, Reinbeck bei Hamburg

<sup>xii</sup> Rilke, R.M. (2018): *Du musst das Leben nicht verstehen*, Wiesbaden (11. Auflage)

<sup>xiii</sup> Siehe dazu: Felsch 2024: und zu meiner eigenen Interpretation Martens 2024

<sup>xiv</sup> Marcuse 1969

<sup>xv</sup> Die Zitate von Hannah Arendt finden sich bei Arendt 1974 zu Beginn des Schlusskapitels, sowie bei Arendt 1979. Zu meiner Arendt-Rezeption siehe: Martens, 2021, zu Christa Wolf Martens 2014b und zu Stanislaw Lem Martens 2025.

<sup>xvi</sup> Denis Diderot (1984) schreibt dies im Jahr 1773 während seines fünfmonatigen Aufenthalts am Hof von Katharina der Großen in St. Petersburg. Vielleicht kann man auch einen leicht resignierten Unterton vermuten, weil er sich dort erst mit der Hoffnung, dann der Vergeblichkeit seiner Bemühungen konfrontiert sieht; der klugen absolutistischen Monarchin politische Reformvorstellungen nahezubringen. Das Zitat findet sich dort auf S. 404.

<sup>xvii</sup> siehe Camus 1957

---

## In der Einleitung und dem Essay verwendete Literatur:

- Antonelli, P., interviewt von Thomas Bärnthaler (2024): Jeder besitzt zu Hause ein kleines Designmuseum, SZ-Wochenendbeilage 27.01. 2024, S. 10-14
- Arendt, H. (1967): Vita Activa oder vom tätigen Leben, München (dt. Erstausgabe 1961)
- (2003): Denktagebuch (Hgg. Von U. Ludz u. I. Nordmann), 2 Bände, München-Zürich (dt. Erstauflage 2002)
- Blom, P. (2010): Böse Philosophen. Ein Salon in Paris und das vergessene Erbe der Aufklärung, München
- (2017): Die Welt aus den Angeln. Eine Geschichte der kleinen Eiszeit von 1570 bis 1700 sowie der Entstehung der modernen Welt , verbunden mit einigen Überlegungen zum Klima der Gegenwart, München.
  - (2022): Die Unterwerfung. Anfang und Ende der menschlichen Herrschaft über die Natur, München,
  - (2023): Aufklärung in Zeiten der Verdunkelung, Wien
- Camus, A. (1957): Heimkehr nach Tipasa. Mittelmeer –Essays. Aus dem Französischen von Monique Lang, Zürich
- (2011): Der Mythos des Sisyphos (13. Auflage), Reinbek bei Hamburg
  - (2016) Der Mensch in der Revolte (31. Auflage), Reinbek bei Hamburg
  - (2021): Fragen der Zeit, Reinbek bei Hamburg (10.
- Chruschtschowa, N. (2014): „Die Welt wird durch Schönheit gerettet werden“. Rede zur Eröffnung der Salzburger Festspiele 2024, in: SZ 27./28. 07. 2024
- Desnè, R. (1963): Der Gauner und der Philosoph, in: Denis Diderot. Rameaus Neffe. Übersetzt und für die Bühne bearbeitet von Tankred Dorst, Köln-Berlin, S. 65-90
- Diderot, D. (1961/84): Philosophische Schriften, 2 Bände, herausgegeben und übersetzt von Theodor Lücke, Berlin (DDR) (Nachdruck Berlin West 1984), ausgewählte Texte daraus neu herausgegeben mit einem Nachwort von Alexander Becker, Berlin 2013
- (1984): Denis Diderot Briefe 1742-1781 – ausgewählt und herausgegeben von Hans Hinterhäuser, Frankfurt am Main 1984
- Dürr, H.-P.; Dahm, D.; Lippe, R. Prinz (2005): Potsdamer Manifest 2005. „We have to learn to think in a new way“, Berlin
- Dylan, B(2004): Lyrics 1962 – 2001, sämtliche Songtexte – Deutsch von Gisbert Haefs, Hamburg
- Enzensberger, H. M. (1994). Diderots Schatten. Unterhaltungen, Szenen, Essays, Frankfurt am Main
- (2002): Die Elixiere der Wissenschaft. Seitenblicke in Poesie und Prosa, Frankfurt am Main
- Gelsch, P. (2024): Der Philosoph – Habermas und wir, Berlin
- Käppner; J. (2024): Freiheit. Wenn wir es wollen, Kommentar in: SZ 30./31.12. 2024/01.01.2024
- Koeppen W. (1990): Gesammelte Werke, Frankfurt am Main
- Kluge, A. (2014): Nichts ist stiller als eine geladene Kanone. Über die Kunst Blindgänger zu entschärfen, die Teilchenbeschleuniger und den Ursprung des Erzählens: Dankesrede zum Heinrich-Heine-Preis 2014
- Lem, S. (1984): In der Höhle der Zivilisation, in: Lem über Lem. Stanislaw Lem – Stanislaw Beres. Gespräche, Frankfurt am Main, S. 235-289
- Lepape, P. (1994): Denis Diderot. Eine Biographie, Frankfurt am Main
- Marcuse, H. (1969): Versuch über die Befreiung, Frankfurt am Main
- Martens, H. (2007): Industriesoziologie im Aufbruch? Herausforderungen empirischer Arbeitsforschung im Epochenbruch, Münster
- (2010): Neue Wirtschaftsdemokratie. Anknüpfungspunkte im Zeichen der Krise von Ökonomie, Ökologie und Politik, Hamburg

- 
- (2013): Anschlussfähigkeit oder politische Subjektivierung. Zur grundlagentheoretischen Fundierung anwendungsorientierter Arbeitsforschung Eine auch persönliche Bilanz, Münster
  - (2014a): Politische Subjektivierung und ein neues zivilisatorisches Modell. Plessner, Elias, Arendt, Foucault und Rancière zusammen- und weiter denken, Münster
  - (2014b): „Am Anfang und am Ende unserer Zeit – Überlegungen aus Anlass von Christa Wolfs Reflexionen im Epochenbruch, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2016): Refeudalisierung oder Überwindung des Kapitalismus? Am Ende der industriekapitalistischen Wachstumsdynamik - Hamburg
  - (2020b) Im Angesichts der Krise unseres demokratischen Projekts der Moderne, in: spw, Heft 242, S. 88-96
  - (2020): Arbeit und Demokratie. Die Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft nicht nur praktisch-politisch sondern auch philosophisch fundiert neu denken, Dortmund
  - (2021): Denis Diderot und das vergessene Erbe der Aufklärung. Die radikale Aufklärung als Inspiration und Warnung angesichts der Träume der westlichen Zivilisation, in: ders.: Hell flackerndes Irrlicht oder wiederkehrende Gespenster. Das radikale Denken der Aufklärung in den Diskursen der Gegenwart, [www.dr.helmutmartens.de](http://www.dr.helmutmartens.de), S. 25-101
  - (2021) Hannah Arendt und der politische Humanismus, in: ders.: Hell flackerndes Irrlicht oder wiederkehrende Gespenster. Das radikale Denken der Aufklärung in den Diskursen der Gegenwart, [www.dr.helmutmartens.de](http://www.dr.helmutmartens.de), S. 104-151
  - (2023): Albert Camus: philosophischer Literat, literarischer Philosoph und politisch engagierter Intellektueller, in: Schoeppner, R. (Hg.): Humanismus in, Mitgliedschaft out? Moderne Formen der Zugehörigkeit, Schriftenreihe humanistische Akademie, Aschaffenburg, S.179-208
  - (2023): Radikale Philosophie: Erwartungen, Ernüchterungen, Perspektiven. Erweiterte und verschriftete Fassung des am 18.11.2023 auf dem Online-Meeting *Radical Philosophy in the Crisis of the 21st Century: Emerging Perspectives*. gehaltenen Vortrags, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2024a): Das kollektive Imaginäre und die ungeheure Welt im Kopf - Franz Kafka und sein Werk, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2024b): Felsch, P. (2024): Der Philosoph – Habermas und wir, [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de)
  - (2025): Bleiben oder auch nicht, oder vielleicht doch weiter werden“ den Essay „Stanislaw Lem: Science-Fiction-Autor oder Humanistischer Denker und ‚Technikapostel‘“ [www.drhelmutmartens.de](http://www.drhelmutmartens.de).
- Martens, H.,; Peter, G.; Wolf, F.O. (Hg.) (2001): Zwischen Selbstbestimmung und Selbstaussbeutung. Gesellschaftlicher Umbruch und neue Arbeit, Frankfurt am Main
- Moorstedt, M. (2020): Sie haben keine Wahl. Bei Werbung für Trump und Biden geht es um gezieltes Ausspähen jedes einzelnen Wählerprofils, in SZ, 28.10. 2020
- Negt, O. (2011): Warum sind Krisenzeiten selten Erkenntniszeiten? Ein Gespräch mit Oskar Negt über blockierte Lernprozesse, gesellschaftliche Urteilskraft und Demokratie als Lebensform, In: Sozialismus4/2011, S. 52-56
- Plessner, H. (1983/73): Der Aussagewert einer Philosophischen Anthropologie, in: Gesammelte Schriften VIII, Frankfurt am Main, S. 380-399
- Tomasello M. (2009): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, Frankfurt a. M.
- (2020): Mensch werden. Eine Theorie der Ontogenese, Berlin
- Vanicek, Holger (2022): Die Zerrissenheit: Albert Camus' Tanz unter dem Schwert, Heidelberg
- Wolf, F. O. 2002): Radikale Philosophie, Münster
- (2012): Rückkehr in die Zukunft – Krisen und Alternativen. Beiträge zur radikalen Philosophie, Münster
- Yeates, W.B. (1997): everyman's Poetry. Everyman, I will go with thee, and be thy guide, Selected and edited by John Kelly, London